

RUDOLF DE HAAS

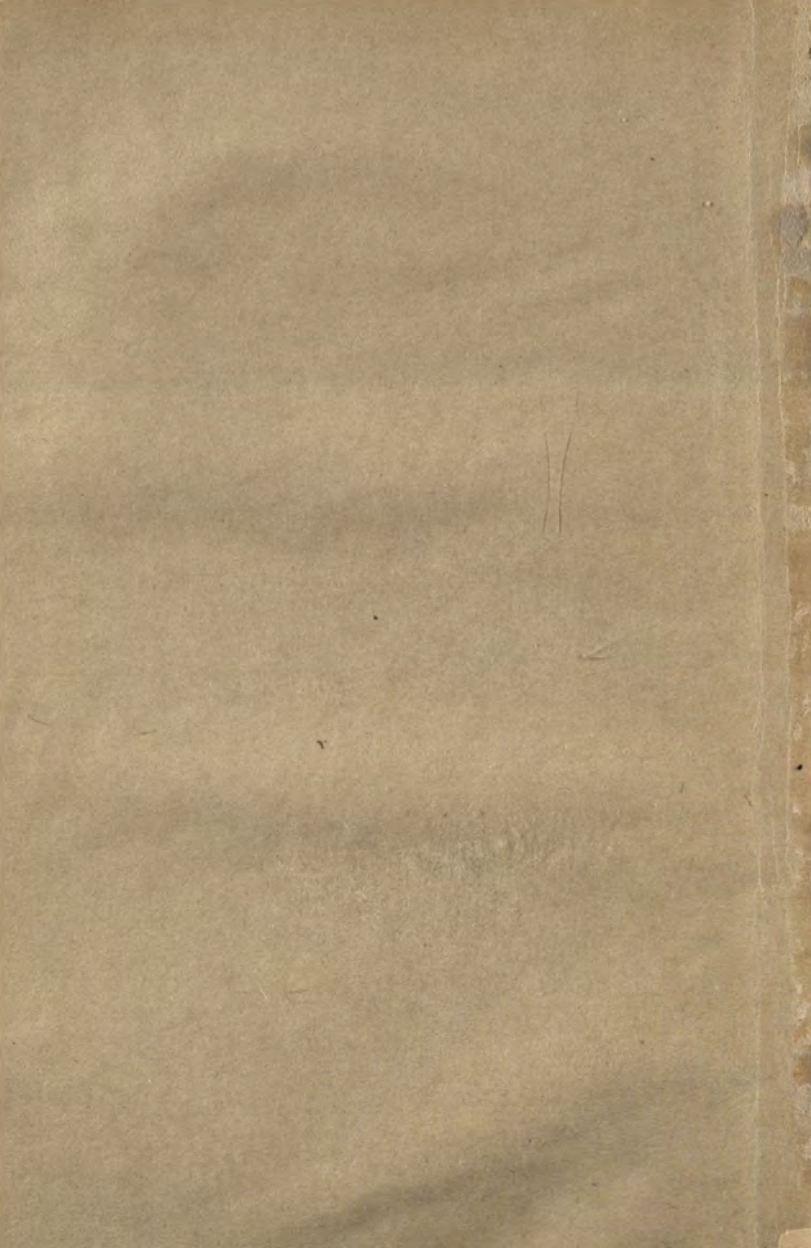
11 085

Unter australischen  
Goldgräbern





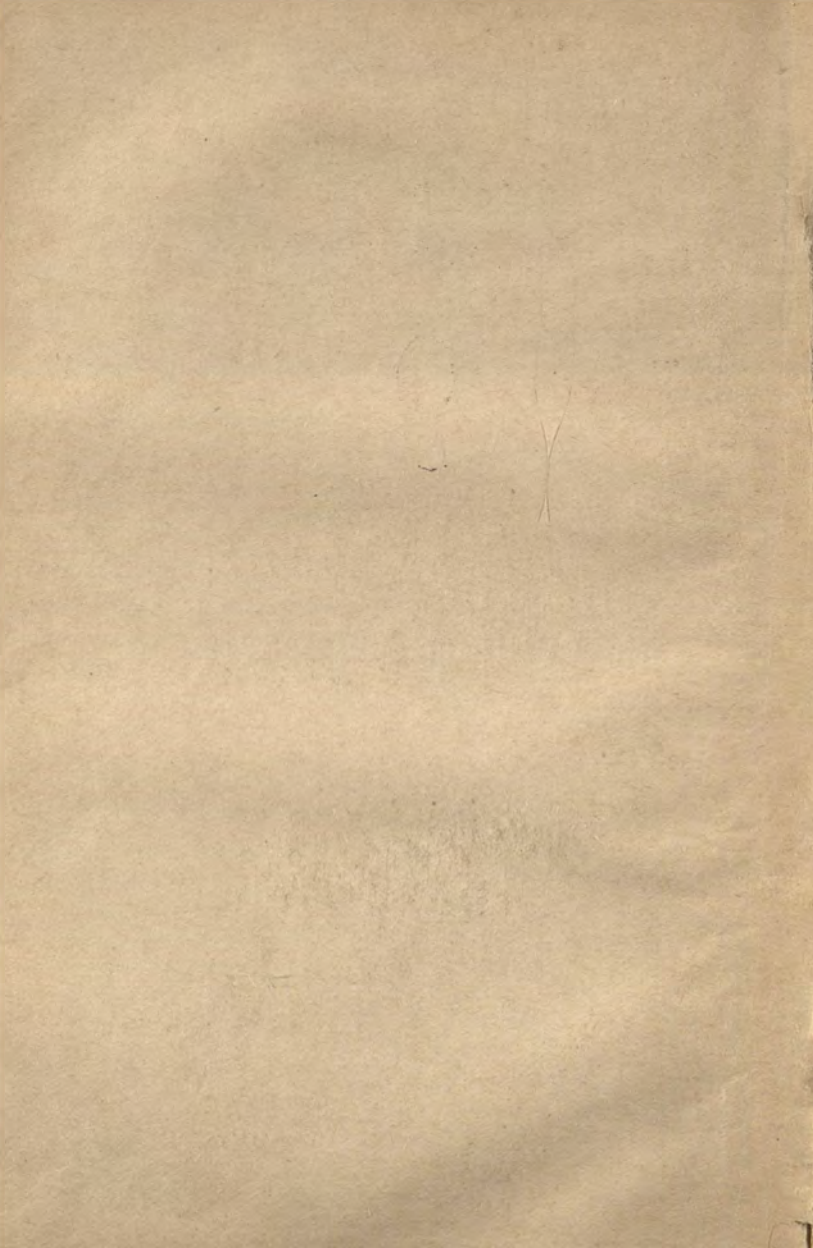






Rudolf de Haas  
Unter australischen Goldgräbern





Unter  
australischen Goldgräbern

von

Rudolf de Haas



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5167860

---

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten.  
Copyright 1922 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.



11085

Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin.

NH-08277 N-4799722/TMK

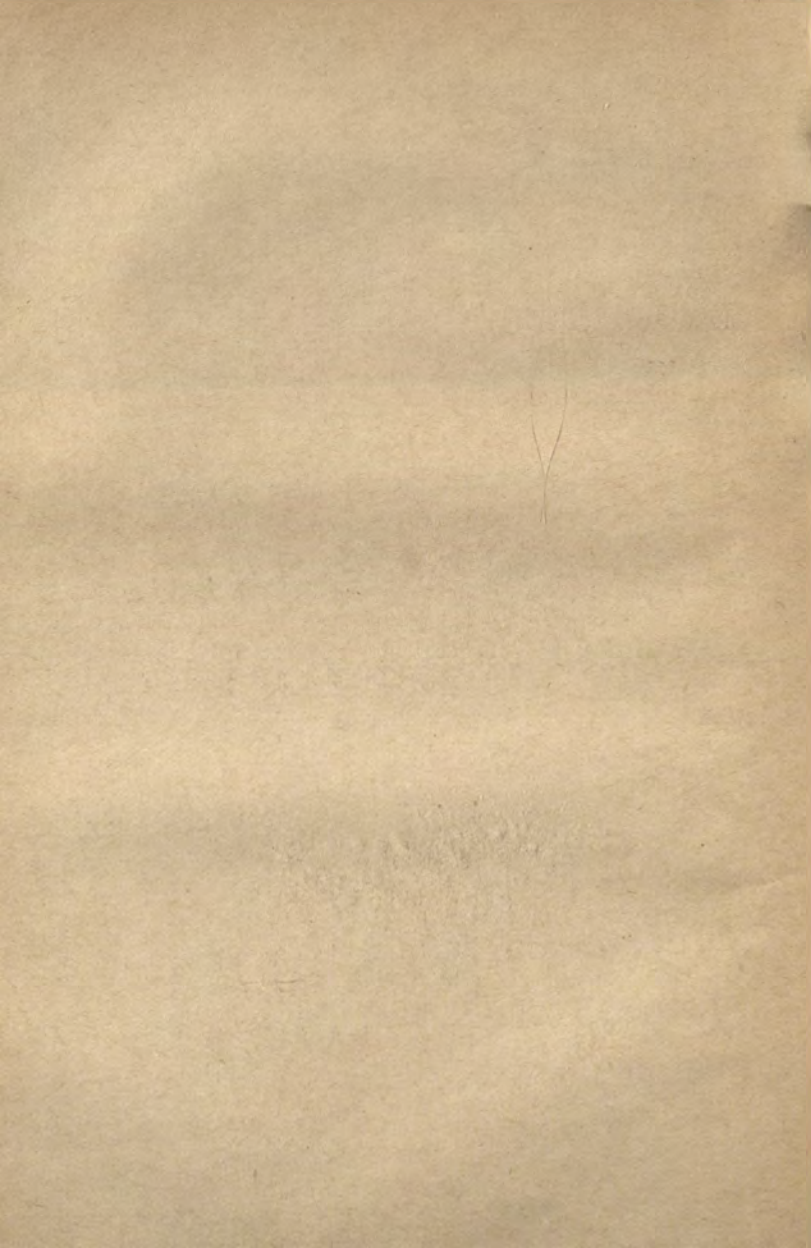


Ich widme dieses Buch  
dem Andenken meines alten Freundes

Stefan v. Roze

mit dem mich auf australischer Erde manche  
frohe Stunde vereinte.

Rudolf de Haas.



## V o r w o r t.

Die in diesen Aufzeichnungen festgehaltenen Kulturbilder aus dem jüngsten Erdteil sind in allen wesentlichen Punkten nach dem wirklichen Leben skizziert.

Sie erheben den Anspruch, daß sie nichts Erdichtetes bringen, sondern unbedingte Wahrheit, so seltsam und befremdend viele der hier erzählten Dinge dem heimischen Leser erscheinen mögen.

Nur Namen und Ortsbezeichnungen sind umgeändert, wo dies ratsam erschien.

N a 3 3 a 1922.

Der Verfasser.

## Australiens erster Gruß.

(Auf den Bergen Westaustraliens. Albany, King George's Sound.)

In grellem Brande kahle Kuppen glühen.  
Basaltne Blöcke türmt die Felsenrunde;  
Von Leben gibt nur elend Strauchwerk Kunde;  
Vergeblich ist im Sand des Pflanzers Mühen.

Dort unten, wo im Golf die Wasser brühen,  
Grüßt fern das Schiff am Ankerplatz im Sunde,  
Und neu bricht auf des Abschieds alte Wunde:  
Hier soll die goldne Jugend mir verblühen! —

Die Sonne steigt, schon weht die Brise schwächer;  
Zur Stadt bin ich verzagt hinabgekommen;  
Im Blutmeer flimmern vor mir Wellblechdächer.

Bald betteln Schwarze, scheu, in Schmutz verkommen;  
Matrosen grölen laut beim Brandybecher:  
Australien heut dem Wanderer Willkommen!

Rudolf de Haas.



## Ankunft in Queensland.

Bohntausend! Was war das? —

Dr. Konrad war es, als habe jemand mit der Faust unsanft nach seiner Nase gegriffen. — — —

Mit jähem Satz wollte er aus unruhigem Halbschlummer in die Höhe fahren, da sah er eine Ratte quietschidel auf seinem Magen patrouillieren! —

Seine Wiege stand nicht im chinefischen Kanton. Statt eines lukullischen Schnalzlautes ob des geschwänzten Leckerbissens, der ihm da ungebraten in den Schnabel fahren wollte, entwich eine derbe Verwünschung dem Gehege seiner Zähne.

Blißschnell fuhr er auf, um nach irgendeinem Projektil zu greifen; allein der „alte Vater Grau“, wie die Söhne des Reiches der Mitte ihren Hasenersatz nennen, hatte bereits den Tummelplatz seiner Begierde in jähem Schreck verlassen, und verschlafen sank Konrad wieder auf sein Lager.

Ein leichter Druck in der Magengegend war ihm von dem überraschenden Besuch zurückgeblieben. „Stomachos“ nannten die alten Griechen diesen Körperteil; so hieß aber zugleich auch „der Ärger“. Sie hatten für beides nur ein Wort, sie kannten die innere Zusammengehörigkeit von Leib und Seele gründlich. — — —

Durch das trübe „bull's-eye“, das runde Fensterchen der Schiffskabinen, drang ein Strahl des jungen Lichtes in seine einsame Koje.

Richtig! — Er war ja noch an Bord der „Warrego“ auf der Fahrt von Sydney nach Nordqueensland und gestern abend im Sturm in den Brisbaneßluß eingelaufen. — — —

Ja, gestern abend! — — —

Eine Gänsehaut überließ ihn, wenn er daran dachte.

Im Sturm in der Moreton-Bai! — — —

Da war keine Rolle so klein, daß er nicht willig mit ihr vor einem regelrechten Südwestler dahingeflogen wäre! — — —

Der Pazifik ist kein Karpfenteich und eine Nußschale kein Floßdampfer, aber ein Siliputanerboot auf dem Stillen Weltmeer bei Sturm ist sicherer als der beste Kiel in der Moreton-Bai bei Windstille. —

Moreton-Bai, die weite Bucht vor Brisbane, der Hauptstadt Queensland's, hat nur eine ganze enge Fahrstraße. Klippen und Riffe sind so zahlreich wie Zweifel in der Seele eines jungen Theologen. —

Sturmgepeitscht war die „Barrego“ dahingeraht, dem Ziele zu.

Das Ziel war der Leuchtturm. —

Aber der hatte seine Tarnkappe aufgesetzt. —

Ringsherum Nacht und Verderben. — — —

Ungefähr so, wie Anno dazumal, als Odysseus mit dem Schleier der Leukothea dem Gestade der Phäaken zutrieb.

Den erwartete wenigstens eine Nausikaa.

Konrad erwartete niemand. — — —

Nausikaa war eine Jungfrau. —

Queensland ist keine — — —

Nausikaa war eine Königstochter, darum gastfrei.

Queensland ist das Proletarietkind der Parvenüdame Australien und hat darum kein Verständnis für heikle Situationen. —

Queensland hail! — But no, it ought to spell h — e — l — l —  
— — — —! Queensland heil! Doch nein nicht „heil“, „Hölle“ müßte man es buchstabieren (ein im Deutschen nicht wiederzugebender Wortwitz).

So sang Koze. —

Koze kannte Queensland, und Konrad den Koze. — — —

Genug, die Lage war übel.

Konrad war mit einem Kanarienboot zwischen den „Inseln der Seligen“ herumgeschaukelt und hatte seitdem von der Seligkeit andere Vorstellungen.

Er fuhr ein andermal mit einem spanischen Gemüseboot von 600 Tonnen von Las Palmas nach Mogador in Marokko drei

Tage und drei Nächte im Sturm mit einem Meßkapitler Hadj Brahim und einem Marabut Mohamed Ben Ahmed; dem Pilger ging der Koran in die Brüche und dem Marabut seine Heiligkeit. Aber was sind solche Erlebnisse gegen Abenteuer auf dem Pazifik! —

Der Stille Ozean!!! —

In den Geographiestunden auf der Penne wurde er freilich bloß von dem Wehgeschrei der Schüler, die in den Armen des gigantischen Pädagogen Salzmann zappelten, aus der Ruhe gestört; sonst blaute er ruhig weiter auf Kieperths Wandkarte; aber der Stille Ozean der Wirklichkeit!!! — Das Leben bringt eine Umwertung aller Werte mit sich! — —

Für die Passagiere war der Höhepunkt der Gefühle erreicht, als in Nacht und Nebel der Leuchtturm verschwand und das Klippenlabyrinth unter Wasser selbst dem Piloten Polarfalte trotz der Brandypulle ins Herz jagte. — —

Ein magerer Trost war's, daß Konrads Übersiedlung in die Asphodelosgründe der Unterwelt wenigstens keine juristischen Bedenken im Wege standen; denn wie Bias selig, nach einem anachronistischen Primanerwitz, aus seiner Heimatstadt Priene mit einem leeren „Zigarrenkistchen“ unter dem Arme abzog und mit der klassischen Ruhe der sieben Weisen das „omnia mea mecum porto“ intonierte, so hatte Konrad „seine Sach' auf nichts gestellt“. Den einzig soliden Untergrund bildete die Bestallungsurkunde des hochlöblichen Berliner Oberkirchenrates; seiner Persönlichkeit selbst gab bloß der neue Talar und ein Duzend vorläufig noch schneeweißes Besschen das nötige Relief! — —

Doch Poseidon stieß nicht mit dem Dreizack an das Schiff. Die Nereiden hatten sich bloß einen Mummenschanz erlaubt. —

Der Sturm ließ nach, die fahle Wetterwand verzog sich, und endlich strahlte der Leuchtturm im Hintergrunde. Friedlich lief die „Warrego“ in den Brisbanefluß ein und warf vor der Hauptstadt des „Never — never land“, des Landes, das nach der Ansicht der ersten Pioniere niemals zur Ansiedlung sich eignen würde, den Anker aus. —

Da es spät in der Nacht war, blieb alles an Bord, froh des neu gewonnenen Lebens. — — —



Aber „o popoi e mala del“ Wehe, niemand hatte mit den Flußgeistern gerechnet.

Myriaden von Moskitos stürzten sich blutgierig in den Schiffsbauch und stimmten ihr intervalisches Konzert an.

Blutberauscht sangen sie die Nationalhymne der Tropen dem Neuling ins Ohr, daß selbst der Tensor tympani, der kleinste Muskel des Menschen, der zufällig im Ohr sitzt, vibrierte.

Da gab's kein Entrinnen.

„Wer nie in kummervollen Nächten auf seinem Bette haschend saß, der kennt euch nicht, ihr Tropenmächte!“

Doch stärker als die Plagegeister war Hypnos, der Schlafgott, der Freund der Götter und Menschen; nach martervollen Stunden deckte er auch Konrad mit seinen Fittichen allmählich zu. — — —

Die Ratte, die ihn unsanft aus seinen Träumen gekrabbelt hatte, war dahin und mit ihr sein Schlaf.

Er huschte in die weißen Gewänder, die ihm der singhalesische Schneider in Colombo in vier Stunden auf den Leib geschnitten hatte, und machte sich fertig zum Ausgehen.

Die enge Kabine in dem heißfeuchten Flußklima war der reine Brutkasten. Die Gedanken, die er ausbrütete, waren danach: So etwas wie die Gefühle Peters in der Fremde wollte ihn beschleichen.

Allein mit einem energischen Ruck schüttelte er die Sentimentalität von der Epidermis herunter und griff nach der Klinker. Es war die höchste Zeit, denn schon fühlte er, wie der weiße, steife Kragen dem Drucke der Atmosphäre nicht widerstehen konnte und zu zerfließen begann; ob er der schmeichelnden Seelust draußen standhalten würde, war allerdings ebenfalls zweifelhaft.

In diesem Augenblick klopfte es an der Kabinentür, und ein großer, kräftiger Mann in schwarzem Anzug und weißem Tropenhelm trat ein.

„Pastor Maier aus Brisbane, Superintendent der evangelisch-lutherischen Synode Queenslands“, stellte er sich vor.

„Ich habe in der von Sydney bereits hierher telegraphierten Passagierliste gelesen, daß Sie mit der „Warrego“ ankommen, und wollte Sie doch wenigstens auf dem Boden Ihrer neuen Heimat begrüßen, wenn Sie auch nur ein paar Stunden hier Aufenthalt haben!“



Pastor Maier hatte etwa zehn Jahre vorher im Norden Queenslands dieselbe Stelle innegehabt, die Konrad zu übernehmen sich anschickte, in der Goldminenstadt Charters Towers; er war der erste Pfarrer der Gemeinde gewesen.

Er sprach, wie es im Laufe des Gesprächs schien, mit einer leichten Herzbeklemmung von den alten Tagen im Glutenbrand des Nordens, unter den seltsam zusammengewürfelten Elementen der Golddistrikte. —

Konrad dankte ihm zunächst für die große Liebenswürdigkeit, sich persönlich zu seiner Begrüßung hierher bemüht zu haben.

„Sie werden sich freuen, jetzt am Ziel zu sein!“ sagte er wohlwollend.

„Das Ziel liegt ja wohl noch, wie ich in Sydney gelesen habe, 800 englische Meilen, also etwa 1300 Kilometer von hier, Luftlinie gerechnet!“ bemerkte Konrad schüchtern.

„Jawohl,“ versetzte er, „das mag stimmen. Wenn man aber, wie Sie jetzt, 58 Tage auf dem Meere schaukeln mußte, dürfte die Fahrt von hier nach Ihrem neuen Wohnsitz doch wohl nur mehr eine Kleinigkeit sein!“

Die Kleinigkeit bedeutete bei den wenigen durchgehenden Dampfern mindestens drei Tage und drei Nächte Seefahrt, bei denen aber, die die Küstenhäfen anliefen, fast eine Woche.

„Sie ertragen jedenfalls die Hitze sehr gut?“ fragte er anerkennend.

Konrad war neugierig, woraus er das schließe. „Nun, Sie gehen doch jetzt in das heißeste Klima, das wir hier in Australien haben! Hier ist zwar schon Siedetemperatur, aber es ist doch kein Vergleich mit dem Norden.“ —

Die Gemütsstimmung des Ankömmlings ging ins Heldenhafte. Er war tatsächlich ein Übermensch, wenigstens kam er sich so vor, wenn er daran dachte, daß er die ganze Stufenleiter des Thermometers, die nach dem hier herrschenden Fahrenheit natürlich viel höher war als nach dem heimatischen Reaumur und Celsius, erklettern würde. Allein erträglicher schien es ihm schon, eventuell oben aus der Glasröhre herauszubrechen, als unten in der Polarkälte in der Quecksilberkugel zu verschwinden.

„Jedenfalls freue ich mich,“ sagte er zuversichtlich, „daß sich die schönsten Träume meiner Jugend erfüllen.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt.“

Wie habe ich mich danach gesehnt, die Herrlichkeit der Tropen zu schauen.“

Seine Brust hob sich, als er an die nahe Erfüllung dachte, und seine Augen mußten wohl aufleuchten, denn Pastor Maier starrte ihn einen Augenblick verwundert an und entgegnete dann trocken:

„Nun, mit der Herrlichkeit ist's da oben so weit nicht her! Sie werden auf alle Fälle viel entbehren!“

„Niemand wandelt ungestraft unter Palmen!“ erwiderte Konrad, uneingeschüchert.

„Haben Sie in dieser Beziehung keine Angst,“ glaubte Maier ihn beruhigen zu müssen, „Palmen gibt's da gar nicht!“ —

Mittlerweile waren sie auf dem Berdeck angelangt. — Wäre nicht der blaue Himmel über ihm gewesen, so wäre Konrad aus den Wolken gefallen.

„Palmen gibt's da nicht?“ fragte er, als ob er ihn nicht richtig verstanden hätte.

„Nein,“ sagte Maier, „wenn Sie keine Bücher haben, in denen sie abgebildet sind, so werden Sie wohl keine zu sehen bekommen. Palmen finden Sie nur vereinzelt an der Küste. Sonst müssen Sie schon weiter hinauf nach dem Norden gehen. Wir sind hier nicht in Ceylon.“

Konrads Traum vom Paradiese seiner Zukunft verblaßte.

„Die Gegend, in der Sie wohnen werden, ist außerordentlich einförmig“, fuhr Maier fort, der es wohl für das beste hielt, ihm gleich die ungeschminkte Wahrheit vor Augen zu führen, damit der Amtsbruder bei der Ankunft vielleicht eher noch angenehm als unangenehm überrascht sei. „Ihre Stadt liegt in dem öden, grauen Eukalyptenwalde, der in einem viele hundert Kilometer breiten Gürtel die Küste von der Savanne oder Prärie des Innern trennt. Außer Gummibäumen, wie die Australier die Eukalypten nennen, und Sand und wieder Sand werden Sie da wohl nicht viel sehen.“ —

„Ja, was gibt's denn da?“ fragte der Neuling betäubt. —

„Drei Jahre habe ich darüber nachgedacht, während ich da war,“ sagte Maier, „aber ich bin nie dahintergekommen!“

„Na, jedenfalls gibt's Gold da“, sagte Konrad bestimmt.

„Stimmt,“ erwiderte der Kollege, „sogar unter Ihrem Hause und unter Ihrer Kirche!“

Konrads Lebensgeist er wachten wieder.

„Unter meinem Hause und unter meiner Kirche? Haben Sie mal gegraben?“ fragte er höchlichst interessiert.

„Begraben wohl, aber nur, um zu pflanzen, nie nach Gold! Das liegt zu tief!“

„Wie tief denn ungefähr?“

„Etwa 2500 Fuß tief.“

Konrad ließ die Lippen hängen.

„Die Gesellschaft, die da gräbt, vermutet es wenigstens in der Tiefe, ungefähr so tief hat sie schon den Schacht gebaut; es kann aber auch noch tiefer liegen. Sie sehen, mit dem Spaten kommen Sie nicht so schnell da hinunter!“ sagte Maier lächelnd.

Konrads Interesse an der Goldproduktion seiner zukünftigen Gemeinde war fürs erste so abgekühlt wie der Rosenmond nach einem Hagelschlage.

„Tiefer müssen Sie noch graben, wenn Sie zu den Herzen Ihrer Gemeinde dringen wollen. Das wird für Sie so gut eine Herkulesarbeit sein wie einst für mich!“ Er seufzte tief auf.

„Die Leute sind wohl hauptsächlich Goldgräber?“ fragte sein Nachfolger.

„Ja,“ erwiderte Maier, „und das Wort sagt alles. Von dem Leben einer Minenbevölkerung werden Sie ja wohl schon gelesen haben?“

Konrad berichtete ihm, daß er im Geiste allerdings schon durch das „Goldene Tor“ in San Francisco eingelaufen sei und im Tal des Sacramento mitgebuddelt habe; auch seien ihm die goldenen Zeiten Ballarats und Bendigos in Erinnerung; allein so ganz wäre er doch nicht „im Bilde“.

„Nun, der Stamm Ihrer Gemeinde besteht aus Bauern und Abenteurern. Die Bauern stammen hauptsächlich aus Pommern, aus Schlesien und aus Württemberg, die Abenteurer aus aller Welt. Die Bauern haben natürlich nicht viel erlebt; das ganze



Leben der anderen ist ein Roman! Menschenkenntnis können Sie sich da jedenfalls in Hülle und Fülle erwerben!“ —

Sein Begleiter hat um nähere Einzelheiten.

„Sie werden da kuriose Käuze kennenlernen“, berichtete Maier. „So z. B. den reichsten Mann auf dem Goldfelde, der auch ein Deutscher ist, einen Hessen. Er ist ein Unikum. Zum Bau der Kirche und des Pfarrhauses hat er außerordentlich viel beigesteuert, obwohl er selbst von der Religion keinen Gebrauch macht; ebenso hat er das meiste zum Bau des katholischen Nonnenklosters Ihnen gegenüber gegeben, da er eine katholische Ir-länderin geheiratet hat. Auch noch ein paar andere wohlhabende deutsche Familien sind da. Unsere Landsleute haben durch die Entdeckung der reichsten Goldmine dort oben, die ihr Werk war, viel Glück gehabt!“

Er nannte die Namen und verbreitete sich über die Verhältnisse.

„Freilich, wie gewonnen, so zerronnen!“ heißt es auch oft. Welch ein Teufel zuweilen in die Gesellschaft fuhr, wenn sie eine gute Mine entdeckt hatte, lassen Sie sich gar nicht träumen. Wenn Sie oben hören werden, daß die urplötzlich Millionäre gewordenen armen Schlucker sich goldene Hufeisen unter ihre Pferde machen ließen und sich die Zigarren mit Fünfspfundnoten ansteckten, so können Sie das natürlich, von gelegentlichen Berrücktheiten abgesehen, nicht als Norm auffassen. Sie müssen überhaupt viel abstreichen von dem, was Ihnen erzählt wird. Aber toll genug hat's das Volk getrieben, das können Sie mir schon glauben! Mancher ist denn auch in unglaublich kurzer Zeit wieder zum Bettler geworden, wie z. B. der einst schwerreiche Mann, der den Glockenturm gebaut hat; heute an die siebzig Jahre alt, arbeitet er wieder um gewöhnlichen Tagelohn wie jeder andere!“

„Wie ist es denn um den Kirchenvorstand bestellt?“

„Wer jetzt zum Vorstand gehört, weiß ich nicht genau. Den einen, der nach der öffentlichen Meinung seine eigene Frau aufgehängt haben soll, hat man jedenfalls hinausgebracht. Ich denke mir, der Sohn eines der reichsten Goldgräber, dem hauptsächlich der Bau der Kirche und die Gründung der Gemeinde zu danken ist, wird noch Mitglied sein; die Eltern haben sich vor Freude



totgetrunken, als sie das viele Geld hatten. Ohne ihr Gold lebten sie heute noch.

Na, wer auch immer im Vorstand sein wird, zu einfach wird es für Sie nicht sein, mit der Gesellschaft fertig zu werden!"

Pastor Maier nahm seinen neuen Freund mit in die Wohnung und stellte ihn seiner Frau und seinen Kindern vor. Die Familie machte einen reizenden Eindruck; es tat dem Ankömmling außerordentlich wohl, einmal wieder in einer echt deutschen Häuslichkeit zu sein; alles berührte ihn so heimisch und traut.

Natürlich kamen sie auf die alte Heimat zu sprechen. „Das ist das Schlimmste,“ sagte Frau Maier, „daß man nie mehr nach Hause kommt, wenn man es sich auch manchmal vornimmt. Wer soll hier meinen Mann vertreten? Und wie kann man denn mit der ganzen Familie aufpacken und auf ein Jahr davongehen, denn kürzere Zeit lohnt nicht! Ich sehe noch immer meine Mutter vor mir an der Schwelle meines Elternhauses, als ich vor achtzehn Jahren Abschied nahm. Ihr tränenüberströmtes Antlitz wird mir bis zur letzten Stunde vor der Seele stehen, aber wiederssehen werde ich sie nicht mehr! Wie sollte ich noch einmal nach Hause kommen, denn ohne meinen Mann gehe ich nicht!“

Konrad hatte ein ähnliches Bild vor der Seele, war aber gewiß, daß er, wenn er am Leben bliebe, sicher noch einmal in die Heimat pilgern und über die Schwelle seines Elternhauses treten würde. Kein Bedenken würde seine Liebe zum Schweigen bringen! —

„Die ersten Jahre war mir das furchtbar hart,“ fuhr Frau Maier fort, „und ich habe viel in der Stille weinen müssen, aber mit der Zeit kommt man darüber besser fort!“

Konrad schwur in der Stille, daß er nicht darüber fortkommen würde! Ihm sollte der Tropenhimmel nicht das deutsche Blut und die Liebe zum Vaterlande und Elternhaus im Puls austrocknen!

Pastor Maier machte einen Spaziergang durch Brisbane mit ihm. Die Hauptstadt Queenslands büßte dadurch an ihrem Eindruck ein, daß Konrad von Melbourne und Sydney kam, mit denen sie sich natürlich nicht vergleichen konnte; doch war sie eine freundliche, aufstrebende Stadt, die bereits tropisches Gepräge hatte; auf Schritt und Tritt fiel ihm das reiche Grün der üppigen Natur auf.

Während sie durch den Park gingen, erzählte Pastor Maier von den zerfahrenen Zuständen des Deutschtums in Australien, von der durch die Gleichgültigkeit der Landsleute verursachten Unbedeutendheit der Presse, von der Zersplitterung der Gemeinden in verschiedene, sich gegenseitig verdammende Synoden, von den Gewalttätigkeiten der Gemeindeglieder, die oft in den Kirchen ihre Schlachten in mehr als einem Latrocinium ephesinum ausgefochten, von dem Hang der Deutschen, im englischen Wesen aufzugehen, und der Schwierigkeit, die Kinder für die Muttersprache zu gewinnen: alles Dinge, die Konrad später aus eigener Anschauung zu seinem Leidwesen zur Genüge kennenlernen sollte.

Pastor Maier selbst befand sich seit Jahren, wie er klagte, in der üblen Lage, einen Gegenpfarrer in seiner Stadt zu haben, der, wie er behauptete, sich ohne theologische Examina aus eigener Mächtvollkommenheit zum Seelenhirten aufgeworfen hatte. Es war ihm gelungen, eine eigene Kirche und eine eigene Gemeinde unter den Deutschen zu gründen. Beide hatten ihren gesonderten Anhang und befehdeten sich heftig. Ähnliche Zustände herrschten in anderen deutschen Gemeinden in Australien.

Daß der gute Amtsbruder, der selbst der Baseler Mission entstammte, ihn so dienstbeflissen am Dampfer abgeholt hatte, mochte seinen Grund darin haben, daß er ihn nicht in die Hände seines Widerparts, des „Häretikers“ der anderen Synode, fallen lassen wollte. Da Konrad als einziger Pfarrer in Australien der preussischen Landeskirche angehörte — alle übrigen Gemeinden waren kleine Freikirchen, die ihre Pfarrer zum Teil in Australien selbst ausbildeten, zum Teil aus St. Louis in Amerika von der Missouri-Synode, von Hermannsburg, Neuendittelsau und Basel bezogen —, so lag ihm vielleicht daran, den Neuankömmling in das rechtgläubige Fahrwasser hineinzusteuern. — — —

„Übrigens werden Sie gleich eines Ihrer Gemeindeglieder von droben kennenlernen, Ihren Organisten, der das Harmonium in Charters Towers spielt. Er stammt aus Brisbane und wird heute nachmittag mit Ihnen in der „Warrego“ nach dem Norden fahren; er war hier zu Besuch.“ —

Im Pfarrhause stellte sich denn auch sehr bald Herr Lather ein, von dem der Kollege gesprochen. Er war ein kleiner Mann mit rotblondem Haar und Vollbart und sympathischen Gesichts-



zügen. Konrad fiel auf, daß er sehr einfach angezogen war; Kragen und Krawatte schien er nie zu tragen. Von ihm erhielt er allerlei schätzenswerte Informationen über die neue Heimat, der er entgegenging; auch der Kollege hörte mit Interesse, was für Veränderungen inzwischen in seiner alten Gemeinde vor sich gegangen waren. —

Pastor Maier ließ es sich nicht nehmen, den Gast wieder an den Dampfer zurückzuleiten.

„Wenn es zu heiß dort oben wird oder eine Veränderung Ihnen not tut, so lassen Sie sich wieder einmal hier in der Hauptstadt blicken. Wir werden uns stets freuen, Sie wiederzusehen!“

„Ein paar Jahre werde ich wohl erst in der Wildnis aushalten müssen, ehe das möglich sein wird!“ erwiderte Konrad gedrückt. „Herzlichen Dank! Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ klang es herüber. Der Dampfer setzte sich langsam in Bewegung. — —

Flußabwärts glitt die „Barrego“ dem Meere zu. Dichte Mangrovenbüsche umsäumten in seinem unteren Laufe die niedrigen Ufer des Stromes, auf dem Konrad in vielfachen Windungen eine bis anderthalb Stunden dahinfuhr. Das helle Grün der im Wasser stehenden Sumpfbäume war der letzte Gruß des Landes.

Dann steuerte der Pilot das Schiff wieder durch die Moreton-Bai, die im Gegensatz zum Tage vorher still und friedlich und spiegelglatt dalag.

Bald nahm die „Barrego“ den Kurs nach Norden, dem Korallenmeere zu.

Konrad träumte an Deck noch lange von der Zukunft, während die Fittiche der Dämmerung schon leise herniederrauschten.

Das Schiff zog in die Nacht. — — — —



## Landung in Townsville.

Die „Warrego“ warf kurz nach Mittag am vierten Tage Anker in Cleveland-Bai.

Rechts dehnte sich eine langgestreckte, gebirgige Insel aus, die die Quarantänestation trug. „Magnetic-Island“ hieß sie, seit Cook hier eine Abweichung der Magnetnadel bemerkt haben wollte und die Ursache dem Gestein der Insel zuschrieb. Vorn schnitt ein kahler, breiter, stumpfer Berg die Stadt Townsville, den Hafen der Goldminenstadt Charters Towers, von dem Meere und der Brise ab.

„Hinter dem Berge dort fängt die Hölle an!“ sagte der joviale Kapitän, der nicht wußte, daß Konrad Theologe war, und fügte arglos hinzu: „No need for parsons there!“ Da braucht man keine Pfarrer mehr!“ — —

Über der Stadt wölbte sich ein Himmel, ehern, wie eine umgestülpte Blechwaschschüssel. Kein Lüftchen regte sich. Morgens und abends machte sich eine leichte Brise auf, tagsüber war Windstille. Träge lungerten ein paar Haie um das Schiff herum und lauerten auf Küchenabfälle. —

Es lag etwas in der Luft wie ein verhaltenes Gewitter. „A terror in the atmosphere, as if king Philipp listened near!“ würde Longfellow sagen. Die Natur schien auf einen furchtbaren Ausbruch zu warten. In den Gliedern lag die Vorahnung einer Weltkatastrophe, einer Entladung der Gesamtelektrizität des Erdballs.

„Sie irren sich,“ sagte der Kapitän, dem Konrad seine Eindrücke mitteilte, „das ist gar nichts. Es wird nicht einmal donnern, kaum regnen. Das ist hier der Queensländer Sommer, der normale Sommer, nichts Aufregendes. Es ist immer so, ich kenne schon seit fünfzehn Jahren nichts anderes!“

Das kann ja hier lustig werden, dachte Konrad. — — — Es dauerte eine Ewigkeit, bis der Tender kam. Er hatte auf den Doktor gewartet.

„All right on board?“ schallte es herüber.

„All right!“ rief der Kapitän.

„All right!“ klang es nochmals vom Tender zurück. — Die Förmlichkeiten waren erledigt. — — —

Ein wohlgebauter, starker Mann von normaler Größe, mit blonden Koteletten, von Kopf zu Fuß in Weiß gekleidet, trat auf Konrad zu, küßte den inwendig grün ausgelegten Tropenhelm und fragte nach seinem Namen.

„Heinrich,“ stellte er sich selbst vor, „Mitglied des Kirchenvorstandes von Charters Towers!“ —

„Heiß, nicht wahr?“ fragte er nach der ersten Begrüßung. Konrad rang nach einem Superlativ, fand aber keinen entsprechenden Ausdruck für seine Gefühle und nickte darum resigniert, indem er mit dem Taschentuch hinter seinen dahinschmelzenden Kragen fuhr.

„Oh, das kommt noch toller,“ meinte der Australier freundlich grinsend, „warten Sie nur, bis Sie erst an Land sind!“

Gern spannte Konrad den Bogen seiner Geduld und wartete. Er hatte es nach allem, was er gehört, gar nicht so eilig.

„Well, Mr. Lather, how are you?“ wandte der Ankömmling sich an Konrads Reisegefährten, der aus Brisbane mit ihm gekommen war, und schüttelte ihm die Hand. Konrad wunderte sich, daß Heinrich nicht Deutsch sprach; er war noch in den Jahren, in denen man sich wundert. — — —

Die „Barrego“ blieb liegen, wo sie lag, um von da weiter nach dem Norden, nach Cooktown, zu gehen. Konrad raffte seine Siebensachen zusammen und stieg auf den Tender.

„Sehen Sie die sharks (Haifische) da?“ begann Heinrich die Unterhaltung wieder. Ja, er sah die sharks.

„Oh, davon gibt's plenty!“ sagte er.

Konrad verriet durch seinen Augenaufschlag, daß er ihm glaubte.

„Wer hier über Bord geht, der ist geliefert!“ rief Heinrich siegesgewiß.

Der Neuling kam sich auch so schon geliefert vor, aber er hielt sich doch unwillkürlich fester am Geländer.

„Man muß beim Baden aufpassen,“ meinte Heinrich, „man darf nicht zu weit in die See hinausgehen!“

Konrad nahm sich vor, überhaupt nicht hineinzugehen. — „Denn sie kommen oft schon in ganz seichtes Wasser und ziehen einen hinunter!“ fuhr Heinrich fort.

„Was in den Büchern über die sharks steht, ist alles Unsinn!“

Der Pastor fragte sich, ob der Mann überhaupt Bücher je gelesen, lauschte aber wißbegierig.

„So groß sind die ‚sharks‘ gar nicht!“

Konrad fand sie auch klein schon von betäubender Größe.

„Sie beißen meistens nur ein Bein ab oder einen Arm oder was sie gerade kriegen können!“

Konrad schien das zu genügen, was er auch zu bemerken wagte, und Heinrich nickte beistimmend.

„Aber eins ist eigentümlich“, fuhr der letztere fort. „Die Haifische sind auf das Fleisch der Weißen veressen; wenn Weiße und Schwarze zusammen baden, was übrigens nie vorkommt, so packen sie immer die Weißen!“ —

Konrad wunderte sich, woher er das wisse, wenn Schwarze und Weiße nie zusammen badeten. —

„Das muß wohl am Geruch liegen“, sagte Heinrich weiter. — Konrad nahm sich vor, nie mehr Eau de Cologne zu nehmen, um bei einem etwaigen Fall über Bord nicht noch mehr Zivilisation in die Haifischnasen hineinzudünsten. —

„Ganz umgekehrt verhält es sich mit den Alligatoren hier in Queensland, die in den Flüssen leben“, berichtete Heinrich weiter. „Die ziehen die schwarze Kost vor und lassen die Weißen laufen, wenn sie die Wahl haben!“ —

Der Neuling beschloß, doch nicht auf Eau de Cologne zu verzichten, da er schließlich nicht an der See, vielmehr im Binnenland leben würde. Übrigens wollte er die Flüsse sich vorerst nur auf der Landkarte ansehen. —

„Was die Schwarzen angeht,“ belehrte Heinrich, „so sind die jetzt nicht mehr so schlimm wie vor 24 Jahren, als ich mit meinen Eltern ins Land kam. Damals war hier alles voll von ‚Blacks‘. Dort vorn am Strand von Townsville hatten sie ihr camp und



waren noch sehr gefährlich. Jetzt hat man mit ihnen aufgeräumt!“ lachte er, indem er eine Piff-Paff-Geste machte.

Konrad wurde auch mehr aufgeräumt, als er die erfreuliche Kunde vernahm.

„Gefährlich sind sie eigentlich bloß noch für die Chinesen im Busch, die hier stark vertreten sind“, sagte Heinrich. —

Konrad dachte, vielleicht der Zöpfe wegen, und nahm sich vor, auf alle Fälle militärisch pünktlich sich das Haar schneiden zu lassen, um auch nicht im entferntesten mit einem Sohn des Reiches der Mitte von diesen Skalpjägern verwechselt zu werden. —

„Das kommt daher, daß die Chinesen bloß Reis essen!“ erklärte er.

Konrad hatte halb und halb beabsichtigt, zum Vegetariertum überzugehen, da ihm für die Tropen das Fleisessen abgeraten war; nun aber beschloß er, nicht bloß Reis, sondern auch Gerste, Haferschleim und dergl. zu meiden. —

„Der Reis macht ihr Fleisch nämlich so eigenartig süß, und das mögen die Schwarzen gern!“ —

Konrad tat ein Gelübde, auch keinen Zucker mehr im Tee zu trinken, um den Ureinwohnern nur ja keine Veranlassung zu geben, in seinem Fleisch eine besondere Süßigkeit zu vermuten.

„Schade um Ihren Vorgänger!“ fuhr Heinrich nach einer Pause fort, während der Tender sich nach der Küste hin in Bewegung setzte. —

Der Pastor dachte darüber nach, wann man wohl diese Bemerkung zu seinem Nachfolger machen würde. —

„Sie wissen doch, daß er eine Mercury-Vergiftung gehabt hat; wie sagt man doch auf deutsch?“ —

„Quecksilber!“

„Richtig, ja, Quecksilbervergiftung! Nun, er ist daran gestorben!“

Konrad bemerkte sanft, daß er ja deswegen gekommen sei. —

„Jawohl, natürlich, deswegen sind Sie ja jetzt gekommen!“ brummte Heinrich nachdenklich. „Ja, er ist nicht lange hier gewesen, kaum fünf Vierteljahre. Er hatte eine Schmetterlingsammlung. Um die Schmetterlinge zu präparieren, brauchte er das Quecksilber. Das ist ihm dann in die Glieder gekommen. Er war ganz schwarz, als er starb!“

„Sie sammeln doch keine Schmetterlinge?“ fragte er nach einer Weile argwöhnisch. —

Konrad beruhigte ihn damit, daß er seiner Mutter bereits versprochen habe, alle Schmetterlinge fliegen zu lassen.

„Ganz schwarz war er, als er starb!“ wiederholte Heinrich finnend.

„Übrigens, dessen Vorgänger ist auch schwarz geworden, aber er lebt noch!“ Konrad staunte.

„Er ist nämlich katholisch geworden“, erklärte Heinrich lachend. „Nebenbei bemerkt, möchte ich Ihnen raten, sich nicht mit ihm abzugeben!“

Konrad sah ihn mit offenem Munde an und fragte schüchtern, ob er vielleicht jetzt sein katholischer Kollege sei.

„Nein,“ versetzte Heinrich lachend, „er ist jetzt Nachtwächter!“

„Nachtwächter?“ wiederholte der andere, da er glaubte, nicht richtig verstanden zu haben. —

„Jawohl, Nachtwächter!“ betonte das Kirchenvorstandsmitglied mit Nachdruck. „Er hatte einen Gönnner auf einer der Gruben oben; der hat ihm, da er sich als Pfarrer nicht mehr halten konnte, einen Posten als Nachtwächter verschafft.“ —

„Das ist allerdings ein eigenartiger Berufswechsel“, meinte Konrad.

„Nun, er hat wenigstens seine guten wages (Arbeitslohn)!“ versetzte Heinrich. „Er verdient zehn Schilling die Nacht. Was will er mehr? Mehr verdient überhaupt der Durchschnittsmensch da nicht. Auch Sie verdienen ja nicht mehr!“ Triumphierend blickte er sein Gegenüber an.

Vorläufig fühlte sich der neue Pastor zwar noch nicht als Durchschnittsmensch in Queensland, war aber stolz darauf, daß Heinrich ihn bereitwilligst schon einrangierte, es also für möglich hielt, daß er sich einlebte.

Mittlerweile waren sie am Pier in Townsville gelandet. Heinrich gab Weisung, wohin das Gepäck gebracht werden sollte.

„Wir können nämlich heute abend nicht mehr nach den Towers kommen,“ erklärte er, „da kein guter Zug mehr hinauffährt! Morgen vormittag werden wir abfahren. Nun aber wollen wir zunächst einmal ein paar drinks nehmen,“ fuhr er fort, „Sie werden jedenfalls auch einen tüchtigen Durst verspüren?“

Konrad konnte das nicht in Abrede stellen.

Am Eingang der Bar, in die Konrad geführt wurde, waren rechts und links ein paar Muscheln in der Größe von Kinderbadewannen aufgestellt. Er wunderte sich über die Riesen-dimensionen.

„Das ist noch gar nichts!“ bemerkte Heinrich wegwerfend. — Der Neuling riß die Augen auf, sah aber später wohl ähnliche, nie aber größere.

In der Bar, die, wie alle ländlichen Schankbetriebe Australiens, den stolzen Namen „Hotel“ führte, wurde sein Mentor gleich von mehreren guten Bekannten umringt.

„Well, old man, where have you got your new parson?“ Nun, alter Freund, wo haben Sie denn Ihren neuen Pastor gelassen?

Heinrich stellte seinen Schützling vor.

Man hatte sich wohl allseits einen demütiger aussehenden Jünger Christi in langer schwarzer Gewandung und weißer Halsbinde vorgestellt, während Konrad, wie bereits erwähnt, in Colombo auf Ceylon für die Tropen richtig ausgestattet worden war und jedenfalls einen recht weltlichen Eindruck machen mußte, so daß niemand in ihm den „geistlichen Herrn“ vermutete.

Vom Strande, wo sie die drinks genommen, führte ihn Heinrich in Begleitung einiger Bekannten nunmehr in die Stadt.

„Die Hölle“ hatte sie der Kapitän genannt. Er hatte so unrecht nicht. Eine Treibhausluft brütete hier, in die kein lindernder Brisenhauch dringen konnte, da, wie erwähnt, der vorliegende Berg die Häuser von der Seeluft absperrt.

Bei Lichte betrachtet war Townsville eine einzige, langhin sich erstreckende Straße, in der einige schmutzige Steinbauten angenehm aussahen, die niemand hier oben jenseits aller Kultur in dieser Stillschicklichkeit vermutet hätte; der Mehrzahl nach waren es Banken. Die Farbe der Häuser war hell, aber nicht schreiend, und meist auf die Dämpfung der Blut berechnet. Laubgänge, die gegen die Hitze schützten, führten an beiden Straßenseiten entlang. —

„It's a hothouse, Townsville is, isn't it? Townsville ist ein Treibhaus, nicht wahr?“ fragte einer der Engländer wohlwollend.



„Vielleicht ist es nur ausnahmsweise heute so heiß“, sagte Konrad schüchtern.

Der andere lachte.

„Come, let us have another drink! Wir wollen noch einen nehmen!“ sagte er zu Heinrich und der übrigen Gesellschaft.

„Well, who is going to shout? Wer gibt jetzt einen aus?“ fragte Heinrich drinnen. —

„It's my turn! Ich bin dran!“ antwortete einer der Genossen.

Konrad merkte, daß der Sitte gemäß einer nach dem andern die ganze Korona einlud, so daß schließlich alle an die Reihe kamen.

Jedem wurde die Whisky- oder Brandyflasche in die Hand gegeben; er goß sich selbst einen tüchtigen Schluck, dessen Maß ihm überlassen blieb, in ein Glas und füllte dann Wasser nach.

Einer trank den Brandy unvermischt und entgegnete, als Konrad ihn zufällig ansah: „Ich nehme das Wasser nachher!“

Damals dachte der Neuling sich noch nichts dabei; später aber merkte er, daß es gewöhnlich das letzte Trinkerstadium war, in dem man das Wasser nachher nahm.

„Look there!“ sagte er zu seinem Nachbar und wies auf Spinnen, die in der Größe von Taschkrebse an den Wänden hingen. —

„Oh, you 'il get used to that! Daran werden Sie sich gewöhnen!“ entgegnete dieser.

„Sind sie giftig?“

Er nickte. „Aber nicht schlimm,“ fügte er hinzu, „und sie tun einem nichts, wenn man sie in Ruhe läßt, und das werden Sie ja wohl?“

Konrad merkte bald, daß man von ihnen überhaupt keine Notiz nahm. Nach diesen ersten Tagen übernahm er sie meist selbst. Alle traten wieder auf die Straße und gingen noch eine Weile auf und ab.

Konrad lief bereits der Schweiß in Strömen vom Leibe herunter.

Von Zeit zu Zeit wiederholten sich die Einladungen zum drink; es war eben einer wieder an der Reihe to shout; alle tranken.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen, schnell und un-

vermittelt, wie es in den letzten Tagen stets der Fall gewesen. Es war erst gegen sieben Uhr. —

„Im Sommer wird es zwischen halb sieben und sieben, im Winter zwischen halb sechs und sechs dunkel!“ erklärte einer.

Heinrich verabredete sich, seine Freunde nachher wiederzutreffen, und pilgerte dann mit seinem neuen Seelsorger noch einmal aus dem Glutofen nach dem Strande hinaus.

Sie saßen unter einer großen Sykomore am Meeresufer.

„Nun, wie gefällt es Ihnen hier?“ fragte der Kirchenälteste, um überhaupt etwas zu sagen.

Konrad stammelte schüchtern einige nichtsagende Worte. — Heinrich hörte kaum zu; sinnend sah er in die Weite. Wahrscheinlich dachte er an die Bar, in der er sich mit seinen Freunden wieder vereinigen wollte.

Dann sagte er mit unverhohlener Bewunderung: „Ich sehe, Sie können Englisch?“

Konrad erzählte ihm, daß er ein Jahr in London gelebt habe. Er stieg in Heinrichs Augen.

„Ja, die Englischen,“ rief dieser tiefsinnig aus, „ihnen gehört hier alles! Das ganze Land gehört den Englischen! Ganz Australien!“

Konrad zweifelte nicht daran, da es ihm schon in der Quinta eingebläut war.

„Alles gehört ihnen, das ganze Land mit all seinem Gold und all seinem cattle (Kindvieh) und all seinen Schafen.“

„Mit all seinen Schafen!“ wiederholte Konrad mechanisch. — Nach diesem Gemütsausbruch führte das Kirchenvorstandsmitglied seinen Schützling wieder in die Stadt zurück und wies ihm sein „Hotel“, in das mittlerweile das Gepäck gebracht worden war.

Hier verabschiedete sich Heinrich, um seine Freunde aufzusuchen.

Konrad ließ sich sein Zimmer zeigen.

Es kam ihm vor, als kröche er in einen Badeofen hinein.

Sofort entkleidete er sich, schlüpfte in seine Pyjamas, den Nachtanzug der Tropen, und kroch unter die Moskitoneze, die im Gegensatz zu den Hotels in Sydney und Melbourne, wo sie nur

für den Oberkörper berechnet waren, hier das ganze Bett umgaben. —

Er blies das Licht aus. —

Als bald begann die Musik der Moskitos.

Es war eine erdrückende Atmosphäre. Beide Fenster hatte er aufgerissen, allein es kam keine Kühlung herein.

Er zog die Pyjamas aus und lag nackt auf den Kissen

Es wurde nicht besser.

Alle drinks flossen ihm wieder aus den Poren heraus. Es kam ihm vor, als sei er tatsächlich im Bade. — — —

Er schloß die ganze Nacht kein Auge. Um ihn herum heulten wütend die Moskitos.

Um vier Uhr begann er wie ein Kind zu weinen.

Er weinte um seine verlorene Heimat und seine begrabenen Träume. — — —

Gegen Morgen — es wurde schon hell draußen — sank er eine Viertelstunde in einen unruhigen Halbschlummer. Er träumte, er sei wieder an Bord der „Barrego“ und führe aus der Hölle in die Heimat.

Als die Sonne aufging, kleidete er sich an und suchte Heinrich auf.

Gegen acht Uhr fuhr er mit ihm dem neuen Lebensziele entgegen.



## Der erste Dienst.

Die Glocken seiner neuen Kirche läuteten Konrad zum ersten Male, und hell über das weite Goldfeld hin erscholl der melodische Klang.

Darüber waren sich in dem bunten Völkerstrudel der Minenstadt die Angehörigen aller Rassen, Farben und Religionen klar, daß die deutschen Glocken das schönste Geläut besaßen.

Bis weit hinauf zu dem die Stadt überragenden Hügel drang der Ton, auf dem der reichste Millionär der Goldstadt wohnte, der zwar nie in die Kirche kam, aber doch jedesmal die Glocken gerne hörte, wenn der Sonntag da war, wie er selbst erzählte. —

Zum letzten Male hatte Konrad deutsche Glocken im fernen Jülicher Lande gehört, wo er in dem schlichten Dorfkirchlein zu Inden ordiniert worden war.

Saftiges Wiesenland mit bunten Blumentepptichen, Weiden und Pappeln rahmten das Dorf ein; fruchtbarer Ackerboden lohnte jede Mühe fleißiger Hände. So heimisch und so traut, so echt deutsch war das Bild, das ihm jetzt in der Erinnerung vor die Seele trat! —

Wie ganz anders war dieses sengende, tropische Land mit der unerbittlichen Sonne, dieser glühende Januarhimmel, der einem das Mark in den Knochen einschrumpfen ließ, dieser Boden, der von selbst nichts trug, wenn der Mensch nicht sorgsam mit Schatten und Wasser ihn hegte und pflögte, der bloß das melancholische Bild eines großen Verzichtes der Natur auf alles Leben offenbarte! In welchem Gegensatz standen die schmucken, freundlichen Bauernhäuschen mit ihren bemoosten Dächern, die Gärten im Schmuck ihrer Pfirsich-, Kirschen- und Apfelblüten in der rheinischen Landschaft zu diesen einförmigen Holzhäusern der

Goldgräber mit ihren glühenden Wellblechdächern und ein-  
förmigen Oleanderbüschen in der prallen Sonne! — —

Und nun erst die Verschiedenheit der Menschen! Dort in der  
schönen Heimat die einfachen, schlichten Landleute, die nach der  
Väter Art im stillen Geleise weiterleben, die Sonntags nach ur-  
alter Gewohnheit in ihren schmucken Festtagskleidern mit ihren  
ererbten Gesangbüchern in die Kirche pilgerten, die ganze Fa-  
milie beisammen mit Großvater und Großmutter, mit Muhme  
und Base, wo eine Sippe die andere kannte und alle, die in  
gleichem Alter waren, als Kinder schon miteinander gespielt  
hatten! --

Hier Menschen, die alle einander fremd waren, die der Durst  
nach Gold übers Meer geführt hatte, die zum großen Teil gar  
keine Familie besaßen, Leute, zusammengewirbelt aus allen  
Gauen des weiten Vaterlandes, aus allen Berufsarten, die oft  
eine wildbewegte, abenteuerliche Vergangenheit hinter sich hatten,  
denen vielfach der Boden der Heimat zu heiß unter den Füßen  
geworden war, die sich vielleicht gar nicht mehr drüben blicken  
lassen durften!

Wie viele hatten längst den Zusammenhang mit ihrer eigenen  
Familie über dem Meer verloren! Erzählte doch erst gestern  
eins der Gemeindeglieder, ein ehrfamer Familienvater, daß er  
seit sechzehn Jahren aus der Heimat fort sei, daß er nie einen  
Brief seinen Angehörigen geschrieben habe, daß keiner wisse, ob  
er noch lebe oder schon tot sei, daß er sich oft gewundert habe,  
daß die Seinen nie Nachforschungen durch öffentliche Bekannt-  
machungen oder die Konsulate angestellt hätten. Dabei hatte  
dieser Mann selbst ein liebes Weib und Kinder, an denen sein  
Herz hing! Aber die alte Heimat existierte nicht mehr für ihn;  
die Familie, deren Schoß er entstammte, war für ihn ausgelöscht  
aus seinem Leben.

Und so gab es viele. Kurz, es waren ganz andere Menschen  
hier, zum größten Teile aus ihrer alten Bahn geschleudert, in  
einen anderen Beruf eingepflanzt, welterfahrene, aber kompli-  
zierte Naturen. — — —

Wie würde der neue Seelsorger mit ihnen fertig werden?

\*

Die Glocken läuteten zu Konrads erstem Gottesdienste in der neuen Gemeinde. —

Seine Einführung wurde von ihm selbst bewerkstelligt. Er dachte an seine Ordination!

Welch eine erhebende Feier war das gewesen unter lauter Menschen, die er kannte!

Seine ehrwürdigen Eltern und seine Schwester waren erschienen, freudestrahlend, daß er es so weit gebracht hatte, schmerzzerzissen, daß er bis ans Ende der Welt reisen sollte, für Jahre, vielleicht für immer von ihnen getrennt!

Ein guter Freund hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich von weither zu dem schönen Tag zu erscheinen, an dem er in sein Amt eintrat. Glückwünsche und Depeschen waren in Hülle und Fülle eingelaufen. —

Der geistesgewaltige Superintendent hatte Worte voll Kraft und Leben gesprochen und ihm die Seele warm gemacht!

Liebe Pfarrer aus der Nachbarschaft hatten ihm segnend die Hände aufs Haupt gelegt und Geleitsprüche für die neue Laufbahn mitgegeben!

Mehr als einen sah er unter den einfachen Leuten der Gemeinde, der für ihn betete und beten würde, wenn er auf entlegenen Meeren schwamm, wenn er im fernen Urwald weilte, dessen durfte er sicher sein!

Ja, es war alles so herrlich und würdig, so herzerhebend und seelenstärkend gewesen bei der Ordinationsfeier! — —

Wie ganz anders würde es heute sein!

Er kannte keinen, und keiner kannte ihn!

Glückwünsche von daheim konnten nicht einlaufen, denn die Eltern vermochten um diese Zeit noch gar nicht zu wissen, ob er glücklich angekommen sei, geschweige denn, wann er seine erste Predigt halten würde.

Der nächste deutsche Superintendent wohnte, wie berichtet, 1300 Kilometer Luftlinie entfernt, und der nächste deutsche Pfarrer in Mackay, immerhin noch mehrere hundert Kilometer südlich. Beide waren zwar deutsche, aber nicht mit der Landeskirche verbundene Geistliche, einfache Leute, als Missionare ursprünglich ausgebildet, aber in diesem Lande kirchlicher Noth zu Pastoren im Drang der Zeit herangewachsen. Und



doch, wie lieb wäre es Konrad gewesen, einen von beiden in dieser Stadt an seiner Seite zu haben, irgendeinen Amtsbruder in seiner Nähe zu wissen, irgendein freundliches Wort zu hören, irgendeine Begrüßung erfahren zu dürfen! — — —

\*

Doch die Glocken hatten bereits aufgehört zu läuten, und es war Zeit, in die Sakristei hinüberzugehen.

Konrad ermannte sich und schüttelte alle trüben Gedanken ab. Über die Veranda des Pfarrhauses schritt er in den Hof, der ihn von der Kirche trennte.

Eine Gluthitze ließ ihm das Blut fast im Umlauf eintrocknen. Das Thermometer registrierte 110 Grad Fahrenheit im Schatten. Ein paar verspätete Kirchenbesucher kamen gerade von der riesigen Regentonnen an der Ecke der Sakristei; in diesem „Tank“, an dem sie ihren Durst gelöscht hatten, hielt sich das Wasser das ganze Jahr hindurch. Es war das erstemal, daß er diese Verwendung des Regenwassers kennenlernte; die ganze Stadt trank kein anderes Wasser, da der Fluß unrein war. —

Konrad wartete in der Sakristei, bis die drei Piederverse fast zu Ende gesungen waren; dann trat er vor den Altar, die Liturgie zu lesen. —

Glücklicherweise hatte er unter dem Talar Rock und Weste ausgelassen, aber trotzdem fühlte er die Wirkung des kurzen Ganges vom Hause herüber, da ihm jetzt schon, ohne daß er erst den Mund aufgetan hatte, der Schweiß aus allen Poren lief.

Die Kirche war mit großem Kostenaufwand aus Stein erbaut, die einzige in ihrer Art auf dem Goldfelde; alle übrigen waren aus Holz. Infolgedessen war sie fast beständig kühl, eine Annehmlichkeit, die sowohl Gemeinde wie Pfarrer dankbar schätzten.

Indessen bot an solch heißen Tagen, wie der heutige einer war, auch selbst die Kirche keinen Schutz gegen die Hitzewelle, die das Land überflutete, und Konrad merkte bald, wie sehr schon das einfache Vorlesen der Agende ihn anstrengte. Während er las, perlte ihm beständig der Schweiß von der Stirne herunter und rann über das Gesicht. Aber das Schlimmste kam erst.

Die Fliegen, die vor der Hitze sich in Scharen in die Kirche geflüchtet hatten, wurden von der Feuchtigkeit angelockt und

schwirrten ihm beständig um den Kopf herum. Eine setzte sich mit boshafter Hartnäckigkeit immer wieder in seine Augenwinkel, so daß er nur in größter Anstrengung und unter fortgesetzter Folterung durch diese Plagegeister weiterlesen konnte.

Konrad hatte die Gewohnheit, Agende und Bibel mit zwei Händen festzuhalten, sah nun aber ein, daß er wohl oder übel fortan sich nur mit einer Hand zu diesem Zwecke begnügen müsse, um die andere zur Vertreibung der lästigen Insekten freizuhaben.

Da er aber selbst das Gefühl hatte, welch eine unglückliche Figur er abgab, wenn er fortwährend mit einer Hand im Gesicht herumfuchtelte, so setzte er zuweilen mit der Verfolgung aus, woraufhin sich die Plagegeister alsbald wieder seelenvergnügt in seinen Augenwinkeln einnisteten.

Die Folge war, daß ihm zu allem Überfluß auch noch die Augen zu tränen begannen und er nun fast gar nicht mehr sehen konnte, was er zu lesen hatte.

Unter diesen Umständen war von feierlichem Hochgefühl bald keine Spur mehr vorhanden, wie sehr auch vorher seine Seele zur Andacht gestimmt gewesen war.

Er kam sich wie von höllischer Qual erlöst vor, als er endlich den liturgischen Teil des Gottesdienstes hinter sich hatte und nun in die Sakristei gehen konnte, während die Gemeinde das Lied vor der Predigt anstimmte. Mit Entsetzen dachte er daran, daß sich gleich oben auf der Kanzel die Qual wiederholen könnte, und verzweifelt überlegte er, was zu machen sei. —

Er tat das Nächstliegende und wusch sich zur Erfrischung mit dem Trinkwasser, das man ihm hingestellt, Gesicht und Puls; dann trocknete er sich sorgfältig wieder ab, um den Fliegen, die ihn gleich aufs neue durstig umschwärmen würden, auch nicht die Spur einer Fata Morgana vorzugaukeln. — — —

Bereits vom Altarraum aus hatte er bemerkt, daß die ganze Gemeinde, Männer sowohl wie Frauen und Kinder, in Weiß gekleidet war. Er war überzeugt, daß alles ebenso unter der Hitze litt wie er selbst, denn er sah die Hände in beständiger Bewegung vor den Gesichtern hin und her fuchteln.

Als er auf die Kanzel trat, entdeckte er nun aber, daß die Gemeinde immerhin besser daran war als er selbst, ganz abgesehen davon, daß sie bloß zuzuhören brauchte, während er reden mußte;



denn die meisten hatten Fächer bei sich und wedelten sich ununterbrochen Kühlung zu, so daß er im ersten Augenblick sich in einen heißen Ballsaal versetzt glaubte und nicht wenig Selbstbeherrschung nötig hatte, um das ungewohnte Bild seiner inneren Konzentrierung auf die Predigt unterordnen zu können.

Die Kirche war gut gefüllt. Der erste, oberflächliche Eindruck, den er hier oben erhielt, überzeugte ihn bereits davon, daß er eine ganz bunt zusammengesetzte Gesellschaft da unten vor sich hatte.

Wettererprobte, gebräunte, zum Teil wilde Buschgesichter, denen ein Menschenalter unter der Sonne des Steinbocks einen fremdartigen Ausdruck in die deutschen Züge hineingemischt hatte; weitumher getriebene Goldgräber und mit den Schrecken eines neuen Klimas und eines unbekanntes Bodens ringende Farmer; alte Leute in weißem Haar mit lautredenden Schicksalsrunen in den pergamentenen Gesichtern und junge, abenteuerlustige, gold-durstige Gesellen; früh gealterte Frauen mit müden Zügen, die von einem arbeitsvollen, entbehrungsreichen, sorgenerdrückten Leben sprachen, junge Mädchen, denen der Himmel noch voller Geigen hing; eine Fülle von braungelben Kindern beiderlei Geschlechts: das alles sah er da in buntem Gemisch vor sich!

Am wenigsten angenehm war der Umstand, daß manche Mutter, „der Not gehorchend und dem eigenen Trieb“, ihren Säugling mit in die Kirche gebracht hatte, weil sie ihn unter ihren Augen am besten aufgehoben wußte.

Bald merkte Konrad denn auch, allerdings nicht gerade zur Erhöhung seiner Feststimmung, daß er nicht allein zu reden brauchte, denn von Zeit zu Zeit erhob einer der Säuglinge mit lauter Stimme Einspruch gegen seine Behauptungen und offenbarte wieder einmal, daß die Jugend schon von den Windeln an gegen jede Art von Bank, ob es nun Kirchen- oder Schulbank ist, eine natürliche Abneigung hat. Morgens diente übrigens das Gotteshaus der Gemeinde zu gleicher Zeit als Schulhaus. —

So begann Konrad denn seine erste Predigt in Australien, indem er seine Augen an den Anblick der sich fächelnden Gemeinde zu gewöhnen suchte und seine Ohren gegen das Geschrei der Säuglinge nach Möglichkeit verhärtete. — —

Er hielt mit geringen Abweichungen die Ordinationspredigt,



die er daheim in Deutschland gehalten hatte. Es war, wie es in der Natur der Sache lag, eine auch in diese Verhältnisse, die er ja im einzelnen noch nicht überschaute, hineinpaffende Rede. Er sprach von dem Amt, das er übernommen, von der Art, wie er es auffassen, und von dem Segen Gottes, an dem alles gelegen sei. —

Es war die Predigt eines jungen Menschen, wie sie schlecht und recht im selben Grundton mit leichter Variante immer gehalten zu werden pflegt, solange noch die Erfahrung des praktischen Lebens mangelt.

Die Gemeinde mußte immerhin heraushören, daß er mit den besten Absichten hergekommen war.

Ob sie sonst etwas von den theologischen Ausführungen und praktischen Anwendungen hatte, ob sie einen tiefen Eindruck von der Wahrheit des Christentums bekam, ob sie auch nur einigermaßen erbaut wurde, ließ sich natürlich nicht beurteilen.

Die Möglichkeit war ja nicht durchaus zu verneinen, aber die Wahrscheinlichkeit nicht allzu groß, da diese Leute sich bei jedem Prediger erst an sein besonderes Hochdeutsch gewöhnen mußten, ehe sie ihm recht zu folgen vermochten. Sie sprachen nämlich, wie sich später herausstellte, unter sich ausschließlich ihr mecklenburgisches und pommersches Platt oder schwäbelten in ihrer heimischen Mundart; leider kam es auch sehr häufig vor, daß sie selbst im Schoße der eigenen Familie Englisch radebrechten — ein Fluch der Lächerlichkeit, der Tausende von Auslandsdeutschen charakterisiert.

So standen zunächst schon nicht unbeträchtliche sprachliche Schwierigkeiten, die durch eine Konrad eigentümliche schnelle Sprechweise noch verschärft wurden, dem Verständnis seiner Predigt im Wege. —

Für die Leute selbst war, wie Konrad hinterher hörte, eine Fülle von Außerlichkeiten die Hauptsache gewesen.

Ob der neue Prediger klein, wie sein Vorgänger, von mittlerer Statur oder gar groß sei, hatte sie interessiert; wie er im allgemeinen ausähe, ob er alt oder jung sei, worüber sie noch keinen Bescheid wußten, da seine Personalien von Berlin eben erst angekommen waren; ob er einen Bart trage oder Schnurrbart oder keins von beiden, ob er eine starke Stimme habe oder eine

schwache, ob er überhaupt ordentlich den Mund aufmache oder schlüchtern sei, und was dergleichen Außerlichkeiten mehr waren.

Daß er unverheiratet war, wußten sie, denn sie hatten sich einen Unverheirateten in Berlin ausbedungen.

Alle diese Fragen, die für die Gemeinde im Augenblick im Vordergrund standen, waren nach dem Gottesdienst gelöst, und in ihrer ersten Neugierde befriedigt, verließen die Leute das Gotteshaus, um draußen an der Regentonne und vor dem Kirchenportal ihre Eindrücke untereinander zu besprechen. — —

Konrad selbst war von den Anstrengungen des Gottesdienstes unter dem fürchterlichen Atmosphärendruck stark mitgenommen. Von allerlei neuen Eindrücken bestürmt, langte er in seiner Wohnung an und war froh, in der Badewanne verschwinden zu können.

Da er wie aus dem Wasser gezogen war, hatte er nicht übel Lust, einen energischen Vorstoß zu machen, statt des schweren, schwarzen Talars den leichten, weißen Leinenanzug als zulässige Amtstracht einzuführen. Doch blieb es schließlich dabei, daß er immer in seiner Schwärzlichkeit, die nur in den wehenden, blitzblanken Besschen eine versöhnende Abtönung fand, vor der weißgekleideten Gemeinde weiterpredig'e. — —

Nach einem kühlen Bade sank er neugestärkt in den bequemen Armstuhl auf seiner Veranda. — —

Er dachte an seinen Vorgänger, den jungen Brandenburger, der hier so früh ein beklagenswertes Ende gefunden. — —

Seine Gedanken schweiften hinüber zu der fernen Heimat am Rhein und zu den Häuptern seiner Lieben, und bange erwog er, ob er sie wohl noch einmal wiedersehen würde. — —

## Konrads Heim.

Luftig und geräumig war es erbaut, Konrads neues Heim, ein rings von weiten Veranden umgebenes Tropenhaus, dem man an seinem ganzen Stil die Nähe des Äquators anmerkte.

Denn es lag nicht im subtropischen Süden Australiens, wo fast heimische Verhältnisse herrschen, wo die Äpfel blühen und die Kartoffeln wachsen, nein, hoch oben in der sengenden Gummibaumwildnis des grellen Tropenbrandes, wo nur das Gold im Schoße der Erde wächst und an der Küste das Zuckerrohr, wo 40 Grad Celsius im Schatten keine Seltenheit sind und außer Küchenherden keine Öfen vorkommen, wo der Europäer auch im Winter in weißem dünnen Leinen unter freiem Himmel am Urwaldfeuer schlafen kann.

An der Seite der Kirche war das Pfarrhaus gelegen. Die aus Stein erbaute Kirche hatte keinen Turm und sah aus wie ein großes Privathaus. Der Glockenturm, aus Holz errichtet, stand daneben. Als er erbaut wurde, verkannte jemand seine Bestimmung. Kaum war der Turm vollendet, so hing er sich daran auf. Er läutete sich selbst in die Ewigkeit hinüber. So ward der Glocken erster Klang ein Sterbegeläut. Selbst die Australier, abgebrüht, wie sie sind, fanden es „shocking“.

Mit der deutschen Sprache standen die Erbauer der Kirche nicht mehr auf gutem Fuße. Vielleicht war das nie der Fall gewesen. Der Denkstein, der in die Mauer eingelassen war, trug die Inschrift: „Begründet bei Christian Paradies.“ Soll natürlich heißen: von, das englische „by“ = „von“, ausgesprochen fast wie das deutsche „bei“, verschuldete die Verwechslung. Deutsch und Englisch wurde den biedereren Australiern zuviel auf einmal; da ward es ihnen bunt im Kopfe. Sie sprachen ihre eigene Sprache, halb Pommersch, halb Mixed pickle. — — —



Schmuß und sauber sah das Pfarrhaus aus und war aus Holz erbaut. Aus Fichtenholz.

Leider aus Fichtenholz, denn Fichtenholz fault schnell; namentlich im tropischen Regen. Die Veranden waren hübsch und zierlich geschnit. Eines Tages stieß ein Pferd mit dem Kopf an die hintere Veranda im Hof. Es hatte den Zaun zerstört, der das Granadillaspalier schützte. Es fraß die Granadilla mit Stumpf und Stiel auf und stieß dabei an das Geländer. Da fiel die Veranda um; das Fichtenholz war versault.

Das Haus stand auf etwa sechzig starken Pfählen. Sonst wäre es Konrad schon lange auf den Kopf gefallen, obwohl es nicht in Messina stand.

Aber was kein Erdbeben besorgte, besorgten hier die Termiten. Man sieht sie nie, aber sie sind immer da.

Konrad ritt im Walde „so für sich hin“. Er stieß an einen Urwaldriesen. Der stürzte wie vom Blitz getroffen zusammen. Es war keine Hegererei dabei. Die Termiten hatten das Innere aufgefressen; bloß die Rinde hielt ihn noch zusammen.

So war es auch mit den Häusern. Sie wären den Menschen schnell genug über dem Kopf zusammengefallen, wenn man sie einfach auf der Erde erbaut hätte. Aber sie waren auf starken Pfählen errichtet. Auf diese Baumstümpfe legte man Blechteller. Durch diese konnten die Termiten nicht schlüpfen. So war das Haus gerettet. Die Termiten hüteten sich, an das Licht zu kommen und über die Blechteller zu laufen. Sie hatten zuviel Feinde, selbst unter den Ameisen, ihren Stammesgenossen.

Natürlich mußten die Pfähle von Zeit zu Zeit erneuert werden, da sie im Laufe der Jahre den Termiten zum Opfer fielen.

Aber die Schwierigkeiten einer Queensländer Wohnung sind noch nicht behoben, wenn den Holzfressern das Handwerk gelegt ist.

Wo die weißen Ameisen mit ihrer Weisheit am Ende sind, können die schwarzen weiter. Sie wirken nicht drinnen im Holz, sondern draußen, sie spazieren in aller Gemütsruhe über die Blechteller und klettern in die Wohnung. Nicht allein, zu Tausenden. Ihre Patrouillen senden sie vor. In gerader Richtung marschieren sie auf die Rükenspinde, auf die Eßtische los.

Wehe der armen Hausfrau, die ihre Speisenvorräte nicht ge-

sichert hat! Die Gefräßigkeit der Ameisen räumt „in no time“, wie die Engländer sagen, mit allem auf. Was übrigbleibt, ist verschmiert.

Da ist guter Rat teuer.

Allein, der Mensch weiß sich zu helfen. Er steckt die sämtlichen Tischbeine und Spindfüße in kleine Wasserbehälter. Durch die Flut schwimmt die Ameise nicht. Der Proviant ist gerettet.

Vorausgesetzt, daß die Hausfrau ihre Augen überall hat.

Konrad hatte keine Hausfrau, und seine Augen waren nicht überall.

Kein Wunder, daß ihm da oft seine Kaze einen Streich spielte.

Eine Kaze muß man halten. Ohne Kaze ist das Leben unmöglich. Nicht bloß für alte Jungfern, sondern auch für jeden gebildeten oder ungebildeten Mitteleuropäer, der nach Nordaustralien verpflanzt ist. Türen und Fenster des Hauses stehen beständig auf, damit etwas Luft in die gluterstickten Räume hinein fährt. Da kommt denn alles herein, was Beine und Flügel hat, oder zum mindestens krabbeln kann oder kriechen.

Herein fliegen oder laufen allerlei Käfer, herein hüpfen alle Arten von Heuschrecken, herein aber krabbeln auch die giftigen centipedes, die scheußlichen Hundertfüßler, der harmlosen Kellerwürmer oder Asseln giftgeschwollenes Abbild in der Vergrößerung, herein auch kriechen die gräßlichen Skorpione, an die Tarantel erinnernde Riesenspinnen und die giftige schwarze Spinne mit dem roten Kreuz.

Da ist denn die Kaze der Freund und Retter in der Not und räumt unter dem Ungeziefer mit wahrer Wollust auf. Sie hält die Stuben rein von all dem Zeug.

Nur hat sie eine Untugend. Man setzt ihr Milch vor, aber sie mag sie nicht. Man denkt, auch sie huldige dem Grundsatz „ariston hydor“, und stellt ihr einen Napf mit Wasser hin. Allein sie ist keine klassische Kaze, sondern eine australische Kaze, sie kennt kaum Wasser. Doch sie ist eine Neuweltskaze und darum neugierig. Nach einiger Zeit geht sie unbemerkt ans Wasser aus Neugierde, aber leider nicht an den Napf, den man ihr hingestellt, sondern an die Tischbeinnäpfe und Spindfußtöpfe und trinkt. Trinkt sie leer.



Hurra, die Ameisenbrigade ist wieder aktionsfähig. Die Raze kümmert sich nicht um sie. Diese Liliputaner sieht sie, der sonst alles Lebendige ein Greuel ist, mit Verachtung an.

Sie stürmen die Spinde, die Eßtische.

Der Hausherr kommt heim und will wie ein hungriger Wolf über die Reste eines corned beef herfallen.

Eheu fugaces! Die schwarzen Kolonnen nehmen Reißaus. Aber was nußt's? Die Überbleibsel sind verdorben!

Da bleibt der einzige Trost ein kräftiger Schluck aus einer Hennessyflasche mit drei Sternen. In dieses Sanktissimum konnten die Räuber wenigstens nicht eindringen. —

Um das Haus herum pflanzte Konrad Drangen und Linonen. Eine Frangipani hatte sich am Treppenaufgang zu mächtigem Gebüsch entwickelt und streckte ihre stark duftenden Blumen auf die Veranda herauf. Melonenbäume (Paw-Paws), Feigenfruchtstämmchen und Tamarinden pflanzte er vorn vor dem Hause, im Hofe Norfolk-Inland-Fichten, weinende Feigenbäume, die schnell in die Höhe schießen, und die langblättrige, wundervoll schattige, zu Riesenbäumen hier sich entwickelnde Feigenart, die man in der Heimat Gummibäume nennt und in Kübeln aufzieht.

In seinem kleinen Gärtchen vorn vor dem Hause blühten alle Blumen der Heimat, Rosen und Balsaminen, Asters, Levkojen und Beilchen.

Nur eine wollte, so schien es, hier unter dem sengenden Himmel nicht gedeihen: das war das zarte Bergißmeinnicht. Aber dafür war es tief in seine Brust eingegraben; die Heimat vergaß er nimmer.

Dafür sorgte schon seine Mutter. In einem Brief fand er als Liebesgrüße Resedakörner beigelegt. „Versuch's einmal, ob sie in dem Sonnenbrande bei Dir wachsen!“ — —

Die Boten der Mutter drangen aus der Erde hervor. Ein Riesenbeet sproß auf; lauter Reseden, die den köstlichsten Duft verbreiteten, so daß oft Fremde an dem Gartenzaun im Vorübergehen verwundert stehenblieben und von dem Geruch der Heimat sich nicht trennen konnten.

Konrad ließ die Reseden reifen und sammelte den Samen, aber sie schossen ins Kraut im nächsten Jahre.

Sie erreichten eine Riesenhöhe und sahen Bohnensträuchern



ähnlicher als Kefeden! Sie trugen auch Blumen, aber sie dufteten nicht mehr; er mußte neuen Samen aus dem Vaterlande kommen lassen. —

Sein Elternhaus daheim am grünen Rhein war von Reblaub herrlich umrankt. Der Vater hatte ihm Stecklinge mitgegeben, damit er einmal versuche, ob sie in der neuen Heimat wachsen würden. Der Sohn konnte den Augenblick nicht erwarten, bis er sie pflanzen durfte. Mit welcher heißer Hoffnung steckte er sie in die Erde an seiner Veranda! Es war leider umsonst. Jeden Tag schaute er nach, ob sie schwellen würden zum Zeichen, daß sie Wurzel geschlagen und Knospen trieben; sie mußten wohl auf der Reise vertrocknet sein. Er zog sie später aus dem Boden und fand, daß sie gar keinen Ansaß zum Treiben gesetzt hatten.

Er ließ andere kommen aus seiner australischen Nachbarschaft und pflanzte sie an Stelle derer, die er vergeblich mitgebracht.

Sie gingen schnell in die Höhe. Aus kleinen Stecklingen wuchsen sie so rasch, daß man die Fortschritte fast täglich beobachten konnte.

In elf Monaten hatten sie sich nicht bloß bis zum Wellblechdach emporgerankt, sie trugen auch bereits die ersten Früchte.

So erstand Konrad im Schmuck der Kefeden das Elternhaus aufs neue im Gluthbrand des tropischen Australiens.

Draußen im Hofe tummelten sich zwei Känguruhs umher. Das kleinere hatte er auf der Jagd mit ein paar Freunden lebendig gegriffen. Das andere, das bereits ausgewachsen war, gab ihm jemand eines Tages zum Geschenk. Mit ihren possierlichen Sprüngen und ihrem vertrauten Wesen machten sie jedem Zuschauer Freude.

Das junge Känguruh hatte er etwa anderthalb Jahre in seinem Besitz, als es leider einging; es mußte sich an Mais überfressen haben zu einer Zeit, da frisches Gras insolge anhaltender Dürre selten war.

Konrad sandte das Fell nach Hause. Allein es schien nicht richtig präpariert zu sein. Die Seinen schrieben ihm später, es sei lebendig geworden und fast von selbst davongelaufen; da hatte man auf das Andenken verzichtet.

Als eine höchst eigenartige, aber praktische Einrichtung fiel dem Neuankömmling der Wasserfaß auf, ein an irgendeinem

kühlen Teile der Veranda angebrachter wasserdichter, aber die Luft durchlassender Sack, der das Trinkwasser selbst in der größten Hitze kühl erhält, während das Wasser in den Röhren sich oft so erhitzt, daß man sich die Finger fast verbrennt.

Von den meisten Bewohnern Nordqueenslands wird als Trinkwasser das in großen Behältern (tanks) aufgefangene Regenwasser benutzt, das entweder frisch, oder nachdem es zuvor abgekocht worden ist, genossen wird. Dieses Regenwasser hält sich in völlig trinkbarem Zustande von einer Regenzeit bis zur anderen in den Behältern. Konrad zog es dem Flußwasser des acht Meilen entfernten Burdekin, der durch eine Leitung mit der Stadt verbunden war, aus gesundheitlichen Gründen vor und benutzte letzteres ausschließlich zum Waschen.

Die Lebensverhältnisse waren nicht sehr teuer, da infolge der ausgezeichneten Schiffsverbindungen mit dem Süden alle Bedürfnisse billig beschafft werden konnten.

Fremdartig erschien dem Europäer die Art des Verkehrs mit der Außenwelt, der fast ausschließlich zu Pferde vor sich geht. Der Schlachter reitet von Haus zu Haus und bringt im Sattel auch meist seine Waren; ebenso besorgen Bäcker und Spezereiwarenhändler ihre Geschäfte. Der Postbote bringt hoch zu Ross seine Briefe und Telegramme. Nur der Chinese, Johnny genannt, schleppt seine ungeheuren Lasten in Tragkörben zu Fuß durch den glühenden Sand; auf den Schultern liegt die Tragstange. Balancierend und sich wiegend, trippelt er im schnellen Schaukeltrab daher. —

Zu bestimmten Zeitpunkten hielt vor dem Pfarrhause die große Holzfuhr aus dem Busch. Zur Feuerung des Herdes in den Häusern wie der Maschinen in den Gruben und Mühlen diente ausschließlich Holz, das aus der näheren und weiteren Umgegend in ungeheuren Mengen in die Stadt gebracht wurde. Die durchweg hohlen Baumstämme waren in zwei bis drei Meter lange Stücke zersägt. Bei der Spaltung in kleines Brennholz, die der Hausbewohner meist selbst besorgte, wenn nicht vorüberziehende Schwarze ihm die Arbeit gegen geringe Münze abnahmen, war immer Vorsicht geboten. In den Hohlräumen kamen sehr häufig Schlangen und anderes Giftzeug, das sich draußen im Busch hineinverkröchte und während des Karren-



transportes still verhielt, in die Stadt und in den Hof hinein. Oft fuhr beim Heizen der großen Feuer in den Maschinenwerkstätten ein giftiges Reptil aus den größeren Holzblöcken unter dem Druck der Feuerglut erst in dem Augenblick heraus, wenn die Hand des bedienenden Heizers oder Maschinisten das Holz in den Ofen schob.

Das Pfarrhaus war mehr, als das in Deutschland in der Regel der Fall zu sein pflegt, der Mittelpunkt des deutschen Lebens.

Im Auslande fühlte der Deutsche, daß er auf sich selber angewiesen war, und wenn er sich zu seinem Volke und zu seiner Kirche hielt, so stellte für ihn gerade das Pfarrhaus alle heimatischen Strömungen und Gefühle im Zusammenhang dar. Ganz besonders war das natürlich außerhalb der großen Städte in den im Busch verstreuten Gemeinden der Fall. Aber nicht bloß die Mitglieder der eigenen Kirche, auch jeder, der durchreiste und Erkundigungen einzog oder Arbeit suchte, fand sich ein.

Gewöhnlich schon am ersten Tage seiner Ankunft auf dem Goldfelde besucht jeder Fremde deutscher Nation, ohne Unterschied der Konfession oder Religion, den Pfarrer. Goldsucher, die von Neuguinea enttäuscht zurückkamen, Handwerker und Arbeiter, die die großen Städte des Südens verlassen hatten, um auf den Minenfeldern des Nordens ihr Glück zu versuchen, Abenteurer aller Art sprachen bei ihm vor.

Ganz naturgemäß wurde von vielen auf die Mildtätigkeit spekuliert; Konrad oder seine bessergestellten Gemeindeglieder sollten jeden durchziehenden Deutschen entweder unterhalten, bis er Arbeit gefunden, oder mit dem Reisegeld ausstatten, wenn er einen anderen Schauplatz seiner Tätigkeit suchte. Eine gewisse Schwerhörigkeit bildete sich da allmählich ganz von selbst aus.

Zum Glück waren die Nahrungsmittel billig in Australien. Namentlich war das Fleisch in dem herdenreichen Lande geradezu für einen Spottpreis zu haben.

So konnte selbst jeder Mittellose seinen Hunger ohne Schwierigkeiten stillen; in den Hotels des Nordens, die samt und sonders nur einfache Gasthäuser waren, bekam der Dürftige auf seine Bitte hin meist das Essen umsonst. Die Wirte verdienen ihr Geld ausschließlich am Alkoholkonsum.



Wenn die durchreisenden Landsleute um Geld für Logis baten, lud Konrad sie stets ein, sich abends um eine bestimmte Zeit einzufinden und im Pfarrhause zu kampieren, wie es eben sich ermöglichen ließ. In den seltensten Fällen wurde davon Gebrauch gemacht; die meisten wollten bloß bares Geld für Bier, Whisky oder Brandy auf diese Weise erbetteln. — —

Während tagsüber das Innere des Hauses von Konrad bevorzugt wurde, wenn es gerade auch nicht kühl war, sondern nur die Tropenglut etwas milderte, war allabendlich die Veranda sein gewohnter Sitz. Von der vorderen südlichen Seite überslog sein Auge die obere Stadt. Gegenüber ragte der im schönsten Tropenstil ausgeführte Bau des katholischen Klosters barmherziger Schwestern empor, weiterhin das sehr geräumige und praktisch eingerichtete steinerne Hospitalgebäude, während überall die hell-schimmernden, aber einförmigen Wellblechdächer aus dem munteren Grün der Bäume hervorlugten. Von der hinteren Veranda aus schweifte das Auge über die untere Stadt hinüber, bis wo in der Ferne der Busch sie begrenzte, der graue Eukalyptenwald, aus dem vereinzelt konische Ruppen aufstiegen. Auf der westlichen Seite begrenzte eine die Stadt dort einschließende Hügelkette den Blick, während nach Osten zu die massiven Formen der Kirche die Aussicht sperren.

Konrad saß meist dort, wo er das flammende Tagesgestirn hinter dem Towershügel verschwinden sah. Dem scheidenden Sonnenwagen trug er seine Grüße an die ferne Heimat auf. Sie zu beglücken, mußte er ihm entschweben. Wie gerne wäre er in schnellem Siegeslauf mitgezogen. Verlorener Wunsch!

Noch einmal leuchteten die braunen Höhen am Horizont im Flammenscheine auf. Dann brach mit dunklen Fittichen eilends die kühle, linde, heißersehnte Tropennacht herein. — — —

Die Moskitos begannen ihren Schlummergesang. —

## Der Reitunterricht.

„Ich will Ihnen gerne zugeben, Herr Pastor, daß Sie sich große Mühe geben, die einzelnen Glieder der Gemeinde in Stadt und Busch kennenzulernen, allein zu Fuß kommen Sie da nicht weit. Die Entfernungen sind zu groß, und die Sonne ist zu heiß; da schlafen Ihre Besuche mit der Zeit von selbst ein. Das darf aber unter keinen Umständen geschehen, denn sonst läuft die Gemeinde auseinander.

Und kurz und gut, wie ich Ihnen bereits auseinandergesetzt habe, Sie müssen reiten lernen! Morgen früh sende ich Ihnen meinen Schwager Ferdinand mit zwei Gäulen herüber, da können Sie in dem Hof um die Kirche herum gleich Ihre Versuche anstellen!“ —

Das würdige Mitglied des Kirchenvorstandes erhob sich und reichte Konrad zum Abschied die Hand. Dieser hatte nicht umhin gekonnt, seinen Ausführungen beizustimmen.

Leider hatte er in der Heimat nicht reiten gelernt. Als Student hätte sich die Gelegenheit vielleicht geboten, allein die wenigen Rechenen, die er besaß, hatte er im Tempel des Gambrinus geopfert und einen Pferderücken nicht einmal in einem Jahrmarkts-hippodrom erklommen.

Als Soldat war er Infanterist gewesen. Wenn im Manöver die stolzen Reiterscharen an den Sandhasen vorüberzogen, hatte er immer mit stillem Neid zu ihnen emporgeblickt, soweit das möglich war, denn in der Regel verschwand er dann mit seinem Tornister und Schusters Rappen in einer ungeheuren Staubwolke, aus der er bloß wieder auftauchte, um die Kilometersteine der Landstraße in grauem Einerlei vorüberschleichen zu sehen. —

Daher beschränkte sich seine ganze Hippologie auf die Er-

innerung an die Schaukelpferde der frühesten Kinderzeit und die Karussellrosse der Jahreskirmes. — —

So lagen die Dinge, als am 4. März, morgens 6¼ Uhr, Ferdinand auf dem Hengste „Goldstain“ mit einem anderen Pferde seines Schwagers vor den Toren der Pfarrei erschien, um dem Pastor das Reiten beizubringen. — —

Es kam Konrad zwar etwas seltsam vor, daß er ohne Präliminarien draußen im Freien sich in einen Sattel klemmen sollte, statt erst, wie in der Heimat, in einer gedeckten Reitbahn auf weichem Boden ohne Sattel auf der Decke die ersten Reitversuche anzustellen; indessen, was sollte er machen? Eine Reitbahn gab's nicht, und er mußte froh sein, wenn überhaupt irgend jemand aus freien Stücken sich anbot, ihm Unterricht in der edlen Kunst zu geben! —

Konrad sollte auf „Goldstain“ reiten lernen! —

„Goldstain“ (Goldfleck) war vor ein paar Jahren der beste Renner in ganz Nordqueensland gewesen, erzählte Ferdinand. Sein Schwager hatte ihn damals für 300 Guineen (6300 Mark) gekauft und gehofft, viel Geld durch ihn zu verdienen; bisher hatte er aber erst 100 Pfund, 2000 Mark, gewonnen. „Die hat der Gaul längst verfressen“, meinte Ferdinand achselzuckend. —

Konrad fiel die alte Geschichte vom Buzephalus und dem Mazedonierkronprinzen Alexander wieder ein.

Auf der „Penne“ imponierte einem die Sache fürchterlich. Wenn man las, daß Alexander den wilden Berserker bändigte, glühten die Wangen vor Begeisterung. Der Gaul wußte damals noch nicht, daß er Alexander den Großen vor sich hatte, aber die Schüler wußten das; um so mehr Angst stand man aus, der junge Held möchte am Ende das Genick brechen und dann die Perser nicht mehr schlagen können. Als aber das Tier erkannt hatte, daß es wirklich Alexander den Großen vor sich hatte, und sich willig lenken ließ, rutschte jeder auf der Schulbank unwillkürlich hin und her, als ob sie ein Sattel wäre. Er schwang sich schon im Geiste selbst aufs hohe Roß und warf die Lanze wie Alexander nach Asien hinüber und sprach: „Die Welt ist mein!“ — — —

Wenn das Abiturientenexamen bestanden ist, flaut die Begeisterung wieder ab.

Konrad feinsteils fühlte jedenfalls, daß er kein Tertianer-



oder Sekundanerherz mehr im milder gestimmten theologischen Busen trug.

Je weniger Buzephalusnatur in dem Gaul steckte, der die fleischliche Darstellung des Gemeindegewissens tragen sollte, um so lieber war es ihm.

Schon daß „Goldstain“ ein Hengst war, wie Ferdinand triumphierend berichtete, kühlte seine Begeisterung für das Reiten bedenklich ab. Sein Gönner schien ihm eine ganz besondere Ehre zugebracht zu haben, indem er ihm gerade auf einem Hengste die Ausbildung ermöglichte, während er es schon als etwas Außerordentliches betrachtete, überhaupt ein Pferd zu erklettern. Am liebsten hätte der Jünger, wie vor zweitausend Jahren der Meister, ein milderes Tier für die Fortbewegung seines Leibes erkoren, aber nicht etwa aus Demut, sondern aus Vorsicht. Indessen Grautiere gab es nicht in Nordqueensland, und so konnte er nicht unter dem Schilde der Bescheidenheit das anspruchslose Lieblingstier des Asop erwählen. Daß es nun aber gerade ein Hengst war, trieb ihm ein Gefühl der Schwäche in die Kniemuskeln, das er vergebens zu bekämpfen suchte.

Daß „Goldstain“ der beste Renner in Nordqueensland gewesen war, wie Ferdinand voll Stolz mitteilte, dämpfte vollends Konrads Lebensgeister. Daß der Hengst überhaupt Freude am Rennen fand, flößte ihm von vornherein schon Argwohn und Mißtrauen ein. Daß er schon ein Rennen gewonnen, füllte seine Seele mit trüben Ahnungen. Daß er aber seinerzeit der beste Renner Nordqueensland gewesen war, blies ihm jeden Hoffnungsfunken aus. —

„Wir haben hier in Australien nur Vollblutpferde!“ fuhr Ferdinand in seinen Erklärungen fort.

Konrad war sonst im allgemeinen in Rassefragen nie für half caste (Halbblut) begeistert gewesen, am wenigsten in Australien, wo die Ureinwohner auf einer unglaublich niederen Menschheitsstufe stehen und eine Vermischung mit ihnen als mit der Würde der Weißen unvereinbar angesehen wird. Allein bei Pferden hätte er, da er ihnen nicht die Milch der frommen Denklingsart in die Adern gießen konnte, doch gern mit Halbblut vorliebgenommen, überhaupt mit so wenig Blut wie möglich. —

„Wird der ‚Goldstain‘ nicht ohne weiteres mit mir auf und davongehen?“ fragte er zaghaft. —

„Das ist nicht wahrscheinlich,“ versetzte Ferdinand, „da ich ja mitreite und mein Pferd zurückhalte! Freilich, wenn ich meinen Gaul gehen ließe, könnte es wohl ein nettes Rennen geben! Wenn „Goldstain“ allein wäre und ein anderes Pferd oder einen Wagen hinter sich hörte, würden Sie ihn nicht zu halten vermögen!“ —

„Überdies,“ fügte er beruhigend hinzu, „werde ich ihn an einem Leitriemen halten!“ Und er wies Konrad einen kurzen Hilfszügel. —

Dieser betrachtete das kleine Rettungsseil und den großen „Goldstain“, und wilde Zweifel durchstürmten seine Brust. Seine Seele befielen Wehmut und Traurigkeit.

Inzwischen hatte Ferdinand nach seinem Arm die Länge des Steigbügelriemens abgemessen und schickte sich an, Konrad auf „Goldstain“ hinaufzuhelfen, um festzustellen, ob er das Maß richtig tarirt habe.

Der Seelsorger hatte mit wachsender Spannung, aber abnehmender Reitlust alle Vorkehrungen beobachtet und fing nun an, den Hals „Goldstains“ sanft zu klopfen. Alles, was an weichen Empfindungen in seiner Seele lebte, legte er in seine Hand hinein, weniger aus Liebe zu dem Hengst als aus kläglicher *captatio benevolentiae*, um ihn mild zu stimmen. Der Hengst nahm indessen von seiner Liebkosung nicht die geringste Notiz. —

Der Gedanke an den Buzephalus hatte zuerst etwas Tröstliches für Konrad gehabt, denn wie das klassische Pferd des Altertums nicht gewußt hatte, welch einen großen Mann es vor sich hatte, so merkte „Goldstain“ am Ende nicht, welch einen kleinen es tragen sollte, und seine Unbefangenheit kam Konrad zugute.

Ferdinand mußte wohl seine Gedanken erraten haben, denn er riß ihn mit einem Male aus allen Selbsttäuschungen.

„Die Pferde sind außerordentlich gescheite Tiere, Herr Pastor! Sie haben gleich heraus, ob einer Angst hat oder nicht. Sie fühlen das durch die Kleider hindurch. Wer Angst hat, den werfen sie ab. Die Hauptsache ist daher, daß man das rechte Zutrauen zu sich selbst hat.“ —

Erschreckt ließ Konrad Hals und Kopf des „Goldstain“ fahren und nahm sich vor, beileibe nicht mit seinem Körper irgendwie mehr in Berührung zu kommen, vielmehr sich nur streng an



Sattel und Lederzeug zu klammern, damit er nicht merkte, was in ihm vorging.

Auch murrte er in seinem Innern wider die Vorsehung, daß sie die Pferde so außerordentlich gescheit geschaffen habe. Er fühlte sich mit einem Male in seiner Menschenwürde beleidigt und meinte, daß ein geistiger Unterschied zwischen dem Herrn der Schöpfung und der Kreatur sein müsse. —

Wiederum fiel ihm die Schulzeit ein mit ihren Pferdeerinnerungen, aber diesmal war es nicht Buzephalus und der stolze Mazedonier, sondern der Ritter von der traurigen Gestalt und seine wackere Rosinante. Er wußte gar nicht mehr, warum er immer so über „Don Quijote“ und sein Streitroß gelacht hatte. So traurig kam ihm der Ritter des Cervantes gar nicht vor; jedenfalls wäre er zur Stunde lieber auf Rosinante als auf „Goldstain“ hinaufgeklettert. Auch wäre ihm in diesem Augenblick der wackere Knappe Sancho Panza lieber gewesen als der rossfekundige Queensländer, der jetzt Reitunterricht erteilen wollte. —

Mittlerweile war das Pferdethema erschöpft worden, und Konrad fühlte, daß er das Schicksal nicht länger hinhalten könnte.

Er zermartete sein Hirn, um noch irgendwelchen Gedanken zu finden, der sich in diesem Augenblick füglich mit Geschick einflechten lasse, ohne daß der Verdacht der Zaghastigkeit auf ihn fiel.

Während sein Geist noch rang, erschien als *dea ex machina* seine Haushälterin, die sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollte.

Am liebsten hätte Konrad sie mit einigen faulen Bananen wieder in ihr Küchenverlies zurückbefördert. Allein in diesem Augenblick hielten sich die Gefühle in seiner Brust die Wagschale. Er wußte nicht, vor wem er mehr Respekt hatte, vor „Goldstain“ oder seiner knochigen Irländerin.

Die Wagschale blieb nicht lange im Gleichgewicht: „Goldstain“ konnte ihm höchstens die letzte Stunde, der Hausdrache aber das ganze Leben vereiteln, und so komplimentierte er sie unter dem lebenswürdigsten Vorwande wieder in ihren Beruf zurück. —

Als der Saum ihres Gewandes hinter der Verandatüre verdrauscht war, fiel ihm wieder „Goldstains“ ganzes Gewicht auf die Seele, und er versuchte noch einmal, den gefürchteten Augenblick etwas hinauszuschieben, indem er mit Ferdinand über die Weiber



im allgemeinen und seine Donna im besonderen eingehend zu unterhalten suchte. Aber Ferdinand hatte an seinem eigenen Hauskreuz genug und haßte dieses Thema. Ihm war jede andere Evatochter wahrscheinlich lieber als die von ihm rechtlich erkorene, und so meinte er mit einem listigen Blick auf „Goldstain“, je eher man aus dem Bereich der Weiber hinauskäme, um so besser sei es.

Auf diese unerwartete Wendung der Unterhaltung war Konrad nicht gefaßt gewesen, und so seufzte er denn tief auf und machte Anstalten, in den Steigbügel zu klettern.

Noch einmal hob er, vielleicht zum letzten Male auf dieser Erde, seine Augen auf den Himmel. — —

Sie fielen auf das irische Nonnenkloster gegenüber. — Schon wollte er das Weiberthema noch ein letztes Mal mit der Variante der Klostersnote durchsprechen, da sah er aus dem oberen Stockwerk des Paradieses der Ehelosigkeit mehrere Nonnen herunterblicken und lichernd und lachend ihn und seinen Hengst betrachten. Entsetzt sprang er in den Sattel. — — —

Mittlerweile hatte Ferdinand ebenfalls sein Pferd bestiegen, nahm „Goldstain“ am Leitseil und ging nun dreimal im Schritt mit Konrad um die Kirche herum.

Ferdinand, der zugleich Kirchenältester war, glaubte an den Exorzismus und meinte, der Ritt dreimal um die Kirche herum treibe dem Pferd den Teufel aus. Da Konrad Laie war, soweit die Pferde in Betracht kamen, wagte er seinen eigenen Standpunkt oder vielmehr Sitzpunkt nicht mit dogmatischer Schärfe zu betonen. —

Die Augen der Nonnen folgten ihm um die Kirchenecken herum und drehten sich, solange sie konnten. —

Er riß sich zusammen und markierte den mutigen Reitersmann. Aber es war gar nicht nötig. „Goldstain“ schritt lammfromm daher. —

Konrad bat der Borsehung im stillen sein Murren von vorher über die Begabung der Kreatur ab, freute sich, daß „Goldstain“ wirklich ein so gescheites Tier war und sich in seinem ernstesten und würdigen Benehmen dem milden Jünger der Gottesgelehrtheit so vollkommen anpaßte. Er war gespannt, ob er bloß im Bannkreis des Gotteshauses oder auch außerhalb des heiligen Grundes das gute Verhältnis zur Kirche aufrechterhalten würde. — —

Sie öffneten das Tor des Hofes und schritten ins Freie hinaus.

Aber siehe, auch draußen schritt „Goldstain“ sitzsam und bedächtig dahin, während Konrad Ferdinands Lehren lauschte. —

„Die Hauptsache beim Reiten,“ hub der Lehrmeister sinnend an, „ist bloß das eine, daß man sich im Sattel hält. Darin besteht die ganze Reitkunst!“

Er atmete tief auf und schwieg.

Konrad hatte andachtsvoll seiner scharfsinnigen Entwicklung gelauscht und fühlte, daß er bereits kein Neuling mehr war, daß er schon ein gutes Stück in die Mysterien der edlen Kunst eingedrungen war. —

Er wartete auf mehr, allein mehr kam nicht. Ferdinand schwieg. Wahrscheinlich war der theoretische Unterricht jetzt erschöpft; alles kam nun auf die Praxis an. — — —

Sie ritten durch einige Straßen der Stadt und an Häusern der Gemeindeglieder vorbei.

Ferdinand führte „Goldstain“ noch immer am Leitseil. Konrad kam sich bereits dadurch gedemütigt vor und bat ihn, das Leitseil loszulassen. Allein Ferdinand meinte, „Goldstain“ habe von Zeit zu Zeit sonderbare Einfälle, und man könne nicht wissen, was ihm gerade heute einfalle. Erschreckt bat Konrad ihn, das Leitseil fester zu fassen. — — —

Nach einiger Zeit sagte der Lehrer: „Wir werden jetzt versuchen, zu kantern. Der ‚Kanter‘ ist ein ruhiger Schaukelgalopp und die leichteste Reitart!“ —

Darauf setzte er seinen Gaul in den Kanter, in den auch „Goldstain“ ohne weiteres einfiel.

Konrad spürte, wie sein Herz etwas schneller zu klopfen begann, hatte aber keine Zeit, lange über sein Schicksal nachzudenken. —

Erst fiel er etwas vornüber, dann hintenüber, saß schließlich aber in der Tat wie in einem Schaukelstuhl und „kanterte“ gemächlich neben Ferdinand her. Dieser nickte befriedigt. —

Die Gefahr begann erst wieder, als „Goldstain“, der es gewohnt war, sofort aus dem Schritt in „Kanter“ zu fallen, nach dem „Kanter“ in einen kurzen Trab fiel. Indessen brachte Ferdinand ihn gleich zum Stehen. —



„Trab Ihnen beizubringen, erfordert zuviel Zeit!“ meinte der Mentor. „Die steht mir nicht zur Verfügung. Das müssen Sie allmählich von selbst lernen. Es kommt schon ganz allein!“

Konrad war es zwar ein Rätsel, wie er das ganz allein lernen sollte, doch barg er fürs erste seine Zweifel in der Tiefe seiner Brust, da Ferdinand zu allmächtig erschien, solange beide noch hoch zu Ross saßen. —

Inzwischen ritten sie an einer Auktion vorbei. Die Leute lachten, als sie den Seelsorger am Leitseil sahen.

„Nimm dich in acht, Ferdinand,“ riefen sie, „da hinten kommt eine Ochsenherde euch gerade entgegen.“ —

Konrad setzte ein Gesicht auf, als ob er sie gerade passierte. Die Leute fühlten sich aber nicht weiter beleidigt; sie dachten wohl, daß er kein Englisch verstände, zumal er nichts sagte. —

Als sie eine Stunde meist Schritt geritten waren, kehrten sie nach Hause zurück.

Die letzten zehn Schritte vor der Kirche stieß Konrad den Hengst schüchtern in die Seite und setzte ihn in Trab, da er keine Nonnen mehr am Fenster wahrte. Aber der Trab mißglückte; er war froh, als er „Goldstain“ wieder in Schritt hatte. —

Mißbilligend schüttelte Ferdinand das Haupt.

„Ich sagte Ihnen doch schon, das kommt alles von selbst!“ —

„So,“ meinte er, als er im Hof der Kirche abstieg, „jetzt sind Sie über die elementarsten Reitbegriffe aufgeklärt.“ —

„Sie müssen jetzt ein Pferd kaufen, das gleich aus dem Schritt in den ‚Ranter‘ fällt wie ‚Goldstain‘! Mein Schwager Artur, den Sie neulich kennengelernt haben, hat ein mildes Tier mit einer solchen Eigenschaft zu verkaufen, das er Ihnen sehr billig ablassen wird. Weiteren Unterricht kann ich Ihnen nicht erteilen. Aber Montag können Sie mit mir auf ‚Goldstain‘ in den Busch zur Farm meines Schwagers Artur reiten!“ — —

Konrad hatte seinen Reitunterricht hinter sich!!!

„Alles andere kommt von selbst!“ wiederholte Ferdinand noch einmal prophetisch, als er bei einem Glase Whisky auf Konrads Veranda sich von den Strapazen des Unterrichtes erholte. — — —

Der Pastor kaufte Schwager Arturs mildes Pferd, das gleich aus Schritt in „Ranter“ fiel wie „Goldstain“, und er lernte schließlich auch Trab. — — —



## „Bushed.“

Willy Bremer war der Sohn des stadtbekanntten alten Bremer, der seine eigene Beerdigung in der Zeitung mit vielem Behagen gelesen hatte und den ihm gewidmeten Nachruf, der übrigens sehr ehrenvoll war, um viele Jahre überlebte. Er war in der That sehr schlimm krank gewesen, aber bereits auf dem Wege der Genesung, als sich in der Stadt das Gerücht von seinem Tode verbreitete. Da infolge der fürchterlichen Hitze in Nordqueensland der Verwesungsprozeß sehr schnell eintritt und die Beerdigungen darum sehr häufig schon ein paar Stunden nach dem Ableben erfolgen, so hatte sich das Lokalblatt kurzerhand nach dem Schema F die detaillierte Funeral description, die Beschreibung des Leichenbegängnisses, selbst zurecht konstruiert.

Willy, der Sohn des berühmten Mannes, hätte um ein Haar Konrad zu seinem Tode und der Zeitung zu einem neuen sensationellen Artikel verholfen, allerdings nicht, ohne das Geleit in die Unterwelt in eigener Person zu geben. Und das kam so.

Der junge Bremer hatte sich durch verschiedene Berufsklippen bereits hindurchgearbeitet und schwamm zurzeit mit dem Rettungsgürtel der Elektrizität durch die Wogen der Lebensnot. Aber seine Beleuchtungskünste wandte er nicht auf jeden Hohlraum an, leider auch nicht auf seine eigene Persönlichkeit; jedenfalls hatte Konrad den Eindruck, daß ein stärkerer Beleuchtungskörper erst gefunden werden mußte, ehe seine Schädelsdecke etwas anderes als X-Strahlen durchließ.

Allein Willy war außerordentlich liebenswürdig und gefällig und bemühte sich, seinen Seelsorger in alle Geheimnisse der Minenstadt einzuführen, die er selbst gelüftet hatte. Bedauerlicherweise auch in solche, die er nicht gelüftet hatte, wie Konrad zu seinem Schaden erfahren sollte.

Bereits seit geraumer Zeit hatte Willy sich in eine Idee ver-  
bissen wie ein Terrier in ein Hammelbein. Leider war Konrad  
das Hammelbein. Es war ein verletzter Ehrgeiz, der bei Willy  
diese Idee auslöste.

Er wollte seinen Pastor nämlich unter die Erde bringen, und  
um ein Haar wäre ihm das auch in des Wortes vollster Bedeutung  
geglückt. — — —

Willy hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihm den Minenbetrieb  
in einer größeren Grube zu zeigen, den er ja schließlich auch ein-  
mal von Rechts wegen kennenlernen mußte, da ja ein so großer  
Teil der Bevölkerung, unter der er lebte, diesem Beruf nachging.  
So wäre er denn ganz gerne mit einem berufenen Miner gelegent-  
lich in eine Grube gefahren, lieber jedenfalls, als mit dem unbe-  
rufenen Willy, der, wie er erzählte, bloß das elektrische Licht unten  
angelegt hatte.

Konrad wollte Willy aber nicht verstimmen, und so entschloß  
er sich denn eines Tages, um seinen Quälgeist endlich loszuwerden,  
sich seiner Führung anzuvertrauen und die Reise in die Unterwelt  
anzutreten.

Willy redete viel; aber da es in der Regel nicht besonders  
wichtig war, so hörte Konrad selbst aus Langerweile nicht immer  
zu, zumal nicht, wenn er zeitgeschichtliche Fragen behandelte und  
Minenverhältnisse im besonderen beleuchtete; das aber war sein  
Lieblingsthema.

Die Gespräche über die einzelnen Minen hatten meist nur einen  
Dreh, nämlich den, wieviel Unzen die Ader bei dem nächsten  
Stampsprozeß des Gesteins in der Mühle ergeben würde, und da  
Konrad selbst glücklicherweise damals noch nicht mit seinen Spar-  
pfennigen an den Aktien beteiligt war, interessierte ihn die Ange-  
legenheit meist nicht viel mehr als ein Queensländer Känguruh  
die Ergebnisse der letzten Parlamentssitzung in Brisbane.

Daß Konrad aber Willy diesmal nicht zugehört hatte, sondern  
mit seinen Gedanken irgendwo im alten Europa herumfuhr, sollte  
sich bitter rächen, denn Willy hatte ein ganz besonderes Programm  
für die Unterweltsreise entworfen, mit dem er sicher nicht einver-  
standen gewesen wäre, wenn er ihm zugehört hätte.

Willy beabsichtigte nämlich, zwei Fliegen mit einer Klappe zu  
schlagen, und einerseits Konrad zu verpflichten, sodann unter dem

Aushängeschild dieser Autorität eine Wanderung durch die Gruben zu machen, wie er sie in dem Umfange vorher zu seinem Leidwesen noch nicht hatte machen können. Des Pudels Kern war, er wollte zwei Gruben besuchen, die miteinander in Verbindung standen, nämlich von der Brillant- und St.-George-Mine durch einen Verbindungsstollen, den er zu kennen behauptete, in die Brillant-Block-Mine gelangen. Das alles erfuhr Konrad durch seine eigene Schuld erst später, als sie bereits auf dem Wege waren, von dem es kein „Zurück“ mehr gab. — — —

Am verabredeten Abend holte Willy seinen Seelsorger gegen acht Uhr von seiner Wohnung ab und brachte gleich Grubenhose und -hemd für ihn mit. In seiner Begleitung befand sich einer seiner Freunde, der ebenfalls noch nicht unten gewesen war.

Als sie in die Nähe der Gruben gelangten, teilte Willy mit, daß sie doch nicht in einer safety-cage (Sicherheitskorb) von der Brilliant-Block-Mine, sondern in einem gewöhnlichen skipp (Förderkorb) von der Brilliant und St. George unter die Erde fahren würden. Konrad war es bis dahin ein angenehmes Gefühl gewesen, mit einem Sicherheitsaufzug, der beim Reißen des Drahtseils irgendwo einschnappen mußte, hinabzusteigen; indessen diese Einrichtung war bei der Mine, in der sie absteigen wollten, noch nicht eingeführt, und so tröstete ihn denn Willy damit, daß von einer richtigen Sicherung überhaupt keine Rede sein könne, da man, falls das Seil wirklich reiße, mit dem einen Korb so gut wie mit dem anderen zum Teufel gehe. So war Konrad denn wieder beruhigt und folgte seinem Führer mit der Rismetruhe des wahren Gläubigen.

Im Umkleideraum der Grube begrüßte ihn freundlich der watchmann, der Wächter, eines seiner Gemeindeglieder. Er bewahrte die Kleider der Grubenarbeiter; zugleich hatte er die Aufgabe, die Bergleute nach vollbrachter Schicht daraufhin zu untersuchen, ob sie nicht etwa goldhaltiges Gestein in ihren Kleidern aus der Grube schmuggelten. Die Leute arbeiteten in drei achtstündigen Schichten und verdienten zehn Schilling die Schicht. In diesem Wachtraum schlüpfte Konrad in das Bergmannskostüm, d. h. er verschwand in Bremers Hose und Hemd. Dann stiegen sie in das skipp.

Als Konrad den Schacht vor sich gähnen sah und in dem engen



Förderkorb Platz genommen, in dem alle drei zusammengehuddelt waren wie die Heringe, meinte er nicht anders, als gleich auf der Asphodeloswiese im Reiche Plutos und Proserpinas zu landen.

Der Schacht war 1800 Fuß tief; tausend Fuß ging er senkrecht in die Erde (straight shaft), dann begann er schräg in langsamer Abdachung zu verlaufen (underlie shaft).

Während sie bisher im skipp die Fahrt gemacht, mußten sie von der 1000-Fuß-Sohle ab auf einer Leiter die letzte Strecke vollenden. Sobald der Ruf „heads“ (Köpfe) als Warnungssignal ertönte, streckten sie sich in der ganzen Länge flach nach hinten aus; denn alle Augenblicke sprangen Felsstücke vor, an denen sie sich andernfalls den Schädel zerschmetterten haben würden. Auf der untersten Sohle, Level number 8, hätten sie die Leute zu sehr in der Arbeit gestört, ohne viel zu sehen, da man dort die Vorbereitungen für die Förderung des Quarzes traf; aus diesem Grunde fuhren sie bloß bis Level number 7, der siebenten Sohle, hundert Fuß höher. —

Die Quarzader der Mine war eine außerordentlich reichhaltige. Sie zog sich bald als ein wenige Fuß breiter Streifen, bald als eine Fläche von zwanzig Fuß an der Gesteinswand entlang.

Von Gold war natürlich nichts zu sehen; man merkte nur, daß die Ader sehr mineralreich war. Je mehr Mineral in der Ader sei, desto mehr Gold finde sich in ihr, erklärte Willy. Es gibt zwar auch Adern, in denen man gelegentlich pures Gold mit den Augen wahrnehmen kann, aber die Regel ist, daß der verborgene Reichtum erst durch das Stampfen des Gesteins in den Mühlen ans Tageslicht kommt. Das Gold wird durch Quecksilber aus der gestampften Masse herausgezogen und später wieder durch ein besonderes Verfahren vom Quecksilber getrennt.

Zu der Zeit, da Konrad die Brillant- und St.-George-Mine besuchte, brachte die Tonne der goldhaltigen Quarzadersteine etwa eine Unze Gold, die einen Wert von  $3\frac{1}{2}$  Pfund Sterling (70 Mark) hatte. Je nach der Güte des Goldes ist die Unze 3—4 Pfund wert.

Bei den großen Minen lohnt sich der Grubenabbau schon ganz außerordentlich bei einem Goldertrag von einer Unze die Tonne. Dagegen können die kleinen, ohne viele Hilfsmittel im Busch arbeitenden Goldsucher bei einem solch geringen Ertrag der Ader nicht bestehen; soll sich für sie, die ohne Maschinen- und Arbeits-

kräfte besonderer Art sich behelfen müssen, der Betrieb überhaupt lohnen, so muß die Tonne wenigstens ein paar Unzen liefern. Andererseits besteht natürlich auch für sie die Möglichkeit, falls sie ein reef, eine goldhaltige Quarzader in genügender Ausdehnung nachweisen können, ein Syndikat zu gründen und so Kapitalisten zu interessieren, die dann einen dem Brillant- und St.-George-Unternehmen ähnlichen Betrieb in die Wege leiten.

„Sehen Sie diese goldartig blitzenden Stücke Mineral im Gestein?“ fragte Willy. „Das halten die new chums, wie wir die neuen Einwanderer aus anderen Erdteilen nennen, in der Regel für Gold, wenn sie es zum erstenmal sehen; es ist aber nur wertloses Gestein! Infolgedessen heißt das Zeug new chum gold. —

Mit einem Male fuhren Mr. Roberts, Bremers Freund, und Konrad erschreckt auf; eine starke Detonation hatte ihre Nerven erregt. Aber Willy beruhigte sie gleich wieder.

„Das sind die Sprengungen, die hier mit Pulver gemacht werden!“ erklärte er und führte sie in die Gegend, in der gerade Gesteinsmassen auf diese Weise abgelöst wurden.

Mittlerweile waren Roberts und Konrad trotz der Bruchteile der Normalgewandung bereits auf dem Wege, ihre fleischliche Hülle zu einem heißen Sprudel zerrinnen zu sehen.

Es war ihnen zumute, als seien sie unmittelbar vor dem Portal des Höllenfürsten selbst angelangt; das Wasser tänzelte ihnen in Raskaden am Leibe herunter; die Hitze ließ jede Erinnerung des drückendsten maurischen Dampfbades in ihnen verblassen; am liebsten hätten sie sich den Nordpol an den glühenden Busen gedrückt.

Nachdem Willy ihnen noch die mächtigen Maschinen der Mine gezeigt und auch stolz seine eigene elektrische Anlage vorgeführt hatte, sollte nun die Reise nach der Brilliant-Block-Mine vor sich gehen, die, wie bereits erwähnt, mit dieser Mine in Verbindung stand.

Zu dem Behufe mußten sie einige Sohlen höher hinaufsteigen, um von der einzigen Verbindungslinie aus die Wanderung anzutreten.

„You know where to start from? Sie wissen, wo Sie ab-



gehen müssen?" rief ein shiftboss (Schichtmeister) hinter Willy her.

"Yes, thank you, I know all right!" antwortete Willy in seiner Verblendung.

Ahnungslos stapften Roberts und Konrad hinter ihm her. Nachdem sie eine Weile wieder hochgestiegen waren, blieb Willy an einer Sohle stehen und sammelte seine Getreuen.

"Hier müssen wir abbiegen!" sagte er und deutete auf die rechts sich abzweigende Sohle.

Willy schritt voran, Roberts und Konrad folgten. Jeder hatte eine Kerze in der Hand, um sich nicht zu stoßen, wo es galt, den vorspringenden Felsstücken auszuweichen und sich zu bücken. — —

Die Sohle, auf der sie dahinschritten, war ganz verlassen.

Sie sei ausgearbeitet, bemerkte Willy zur Erklärung. Konrad wunderte sich, daß sie niemand träfen, da sie doch ein Verbindungsweg sei.

Die Verbindung werde wenig benutzt, bedeutete sein Führer beruhigend.

Mr. Roberts und Konrad waren aber recht wenig beruhigt und fragten, warum er sie denn eigentlich einen Weg führe, der so wenig benutzt sei.

Damit sie gleich zwei verschiedene Gruben kennenlernten, entgegnete er.

Sie fanden beide, daß sie an einer Mine bereits reichlich genug gehabt hätten, nachdem ihnen seit einigen Stunden das Wasser aus allen Poren gelaufen war; aber Willy zuliebe schwiegen sie, da sie nicht undankbar erscheinen wollten. Zwar ihr Wissensdurst war längst gestillt, nicht aber der andere; lechzend dachte Konrad, wie gut ihm in dieser Hölle eine Maß aus dem Münchner Hofbräu tun würde.

Inzwischen war der Weg immer übler geworden. Bereits seit einiger Zeit hatte sich die Sohle in mehrere Gänge verzweigt, unter denen sie einen Hauptgang gar nicht zu unterscheiden vermochten.

Sie fragten Willy, ob er auch seines Weges sicher sei. Er lächelte, wie Pythagoras, als er seinen Lehrsatz bewiesen hatte; Konrad aber kam es vor, als ob das Hypotenusenquadrat in Willys Unwissenheit genau im Verhältnis stünde zu der Summe



der beiden Kathetenquadrate seines eigenen Leichtsinns und seiner Torheit.

Bereits seit einiger Zeit war es ihm aufgefallen, daß die Stützbalken, die das Gewölbe trugen, morsch waren und stellenweise unter dem Gewicht der auf ihnen wuchsenden Gesteinsmassen durchzubrechen drohten.

Ob der Weg denn auch sicher sei, fragte Konrad.

Willy lächelte, aber etwas verlegener, wie die anderen bedünken wollte.

Ja, der Weg sei sicher, solange man vorsichtig hindurchschreite; sie möchten sich nur hüten, irgendwo anzustoßen, dann könne ihnen auch nichts widerfahren.

Eilends schritt Willy voran, eilends folgten die anderen, darauf bedacht, möglichst schnell aus dem Bereich der stürzenden Stützbalken zu entinnen.

„Na, ich freue mich über eins,“ bemerkte Konrad zu Mr. Roberts, „daß wir glücklicherweise diesen garstigen Weg nicht mehr zurückzulegen brauchen, um aus der Mine herauszukommen.“

„So do I! Ich auch!“ sagte Roberts etwas bekümmert, wie es schien. —

Aber je weiter sie vordrangen, um so übler wurde die Gegend.

Schon trafen sie ab und zu Stellen, an denen das Gebälk mitten entzweigebrochen und mächtige Gesteinsmassen heruntergestürzt waren; mehrere Male konnten sie sich infolgedessen nur mit Mühe durch das verfaulte Holz und das Schuttgeröll den Weg bahnen. Von Zeit zu Zeit bröckelten vom Gewölbe Steine herunter, erst kleine, später größere.

Hinter Roberts, der vor Konrad schritt, löste sich plötzlich, ohne daß er die Decke berührt hatte, ein kopfgroßes Stück los, das ihn unfehlbar erschlagen haben würde, wenn er einen Augenblick später die Stelle passiert hätte.

Bereits zweimal hatte Willy seine Bewunderung darüber ausgesprochen, daß sie noch nicht am Ziele seien, und die Schuld auf das langsame Dahinschreiten der anderen geschoben.

Gerade hatten sie wieder eine Stelle erreicht, an der die Querbalken nur angerührt zu werden brauchten, um sofort samt den auf ihnen lastenden Felsmassen herabzustürzen, als aufs neue eine Wegsperrung vor ihnen lag, an der sie sich kaum durch die am

Boden liegenden Balken und Felsstücke hindurchzuzwängen vermochten, jeden Augenblick darauf gefaßt, unter dem herabstürzenden Gewölbe begraben zu werden.

„By Jove, this doesn't look like a regular connecting road, damn it all!“ fluchte Roberts, indem er stehenblieb. Das sieht nicht aus, als ob es ein Verbindungssteg wäre. Tell us the truth, Bill, you have lost your way. Sag' uns die Wahrheit, Willy, du hast den Weg verfehlt!“

Willy zauderte, ob er noch weiterlügen oder ein offenes Bekenntnis ablegen sollte.

In diesem Augenblick frachte es hinter ihnen, als ob die ganze Grube eingestürzt sei; donnernd polterten die Felsmassen hernieder und brüllten ihnen ein fürchterliches Echo in die Ohren.

Jede Spur von Pfad hinter ihnen hatte zu existieren aufgehört. Die ganze Sohle war verschüttet.

Willy erbleichte.

„Well, to tell you the truth, I am bushed, I must have taken the wrong level. Die Wahrheit zu sagen, ich habe mich verirrt, ich muß die verkehrte Sohle genommen haben!“ —

Konrads schlimmste Befürchtungen waren zur Wahrheit geworden. Billys Eigensinn hatte sie in eine schöne Patsche gebracht. Wenn sie ihn nur nicht mit dem Leben bezahlen mußten!

„Well, Bill, why were you so pigheaded. Warum warst du so starrköpfig, Willy!“ rief Roberts vorwurfsvoll. „Warum hast du es uns nicht gleich gesagt, als du dahinterkamst; dann hätten wir doch wenigstens noch umkehren können!“

Willy schwieg. Er war in der Tat, wie sich später herausstellte, von einer verkehrten Sohle aus aufgebrochen, die längst verlassen und dem Einsturz preisgegeben war. — —

Zurück konnten sie nicht mehr. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf gut Glück voranzugehen.

Unter beständiger Lebensgefahr mochten sie noch etwa zehn Minuten, teils gebückt dahinschreitend, teils kriechend, weitergekommen sein, als eine Wand sich ihnen entgegentürmte, an der die Arbeit der Bergleute vor Jahren ein Ende gefunden haben mußte. —

Vorwärts und rückwärts war der Weg abgeschnitten. Sie waren verloren. — — —

Ehe man sie hier fand, brach der Jüngste Tag an. Hier würden ihre Skelette nicht einmal gesucht. Die verlassenen und teilweise bereits eingestürzten Gänge alle zu durchstöbern, würde den Neubau der Sohlen selbst bedeuten! Sie waren mit ihrer Weisheit am Ende. — — —

„Halt,“ sagte Willy, der einen Augenblick den Kopf ganz verloren hatte, „we passed a wince, didn't we? Wir haben einen Querstollen oder Luftschacht passiert!“

Richtig, vor etwa fünf Minuten waren sie rechts an einem dunklen Loch vorübergekommen. —

Sie kehrten zu der Stelle zurück. Die Öffnung war knapp so weit, daß sich ein menschlicher Körper hindurchzwängen konnte.

„Hier müssen wir hinunter!“ erklärte Willy.

„Unmöglich!“ meinte Roberts.

Allein sie wußten alle drei, sie wären durch ein Ofenrohr gekrochen, sie mußten hindurch, komme, was da wolle!

Willy kroch pflichtschuldigst zuerst hinein. — Raum war er in der wince, als er abwärts zu rollen begann, alles Gestein mit ihm und über ihn her.

Man hörte noch eine Weile das Gepolter der hinunterkollern- den Schutt- und Steinmassen; aus beträchtlicher Tiefe hallte es schwächer nach; dann wurde alles still.

Die anderen schauten in das Loch hinein, aber sie sahen nichts. Willys Licht war erloschen.

Sie riefen, aber keine Antwort erfolgte. —

Willy war der einzige, der Streichhölzer besaß, wie ihnen jetzt erst klar wurde.

Sie zauderten eine Weile. Aber was sollten sie anstellen? Bleiben hieß sterben. — — —

Da krochen auch sie in das Loch — — — — beide dicht hintereinander. — — — —

Sofort glitten sie abwärts, der ganze Boden mit ihnen. —

Steine und Schutt fuhren ihnen über Kopf und Gesicht, zer- schlugen sie am ganzen Leibe; neben ihnen, unter ihnen, über ihnen rasselte und polterte es ununterbrochen, Sand drang in Augen und Ohren, Nase und Mund. — — —

Die Lichter waren erloschen. — —

Um sie herum ägyptische Finsternis. — —



Gott sei mir gnädig, dachte Konrad und gab sich verloren. — Plötzlich hörte das Rutschen auf; er blieb auf der Stelle liegen. Orientieren konnte er sich nicht, da ihm die Streichhölzer fehlten. Er rief, aber niemand antwortete ihm.

Er mochte ein paar Minuten unbeweglich dagelegen haben, als er weiter oberhalb in der Richtung, aus der er gekommen war, ein leises Stöhnen vernahm.

Es mußte Roberts sein, der unmittelbar hinter ihm in den Schacht geklettert war. Er rief ihn an, aber erfolglos. Er mußte sich irgendwie verlezt haben, während Konrad selbst mit ein paar Schrammen davongekommen war.

Er wollte zu ihm, aber sein Versuch war fruchtlos; er stieß sich in der Dunkelheit an den Felskanten und rollte sofort wieder abwärts. Da blieb er liegen. — —

Langsam schlichen die Minuten vorbei, jede einzelne eine Ewigkeit für sich.

Er hätte weiter nach unten tasten und kriechen können, aber wozu? Einen Ausweg aus diesem Labyrinth gab es nicht mehr; irgendwo würde er sicher an einer Wand landen und nicht weiter können. Also wozu?

Er hatte nichts weiter mehr zu tun auf dieser Welt als zu — — warten — — warten — auf den — — Tod — — —!

Seine Gefährten waren wohl glücklicher gewesen als er; der eine schien bereits sein Ende gefunden zu haben, der andere dämmerte bewußtlos in die Ewigkeit hinüber. — — —

Ob Konrad sich nicht auch lieber den Kopf an der Felswand zerstieß, als hier zu — — warten — — im Dunkeln — — stundenlang — — tage- oder vielmehr nächtelang — bis die Erlösung kam? — — —

Mit einem Male hörte er tief unter sich eine Stimme. Er schaute in die Richtung, aus der sie kam, und sah gleichzeitig einen schwachen Lichtschimmer etwa 40—50 Fuß tiefer. Es war Billy.

Er hatte sich von einer Ohnmacht erholt und Licht gemacht; zum Glück hatte er die Streichhölzer in der Tasche getragen und darum nicht verloren. — — —

Konrad rief ihn an. —

„Bleiben Sie, wo Sie sind!“ schallte es zurück. „Ich gehe Hilfe holen. Ich bin auf der richtigen Sohle angelangt!“ — —

Er blieb etwa eine halbe Stunde aus und kam dann mit ein paar Bergleuten zurück. Nie stieg wohl ein so heißes Dankgebet aus Konrads Seele je zuvor auf wie da, als er den Lichtstrahl wieder aufblitzen sah.

Roberts holten die erfahrenen Leute sofort von oben; ein Stein hatte ihn am Kopf getroffen und betäubt; die Verletzung war nicht weiter gefährlich.

Sie waren auf der hundert Fuß tiefer liegenden Sohle des richtigen Verbindungsweges gelandet. Vor ihnen lag der Brilliant-Block. Eiskalte Luft schlug ihnen entgegen. Willy hatte absichtlich erst die heiße und dann die kalte Grube gewählt, damit sie sich langsam abkühlten!!! Fluchend und betend zugleich langten Roberts und Willy mit Konrad am safety cage der Brilliant an.

## Nächtliche Seelsorge.

Es war eine stürmische Nacht. Der Wind heulte um das Haus herum, als ob er es noch heute in den Großen Ozean blasen wolle. Von Zeit zu Zeit dämpfte er die Melodie zu einem eigentümlichen, durch Mark und Bein gehenden Jammerlaut, als ob die Seelen aller von den Weißen erschlagenen Ureinwohner Queenslands die Totenklage ihres Stammes anstimmten; dann blies er in Wutakkorden wieder los, als wollten alle Rachegeister in Himmel, Luft und Erde anstürmen und die Ameisengebilde der weißen Eindringlinge von der Erde vertilgen. — — —

Urgemüthlich lag Konrad in seinem Bett unter den Moskitovorhängen und dachte in wonnigem Schauer darüber nach, wie ungleich besser es hier in den Daunen sei, als wenn er jetzt an der klippenstarrenden Küste des Korallenmeeres sturmgepeitscht in seiner Koje schaukele oder draußen im Urwald durchnäht an einem schwelenden Lagerfeuer liege. Türen und Fenster hatte er sorgsam verschlossen, da bei einem solchen Aufruhr der Elemente gewöhnlich alle Kreatur die Todseindschaft vergißt, die sie vom Menschen trennt, und ein entschiedenes Anschmiegungsbedürfnis, wenn auch nicht an seine Person, so doch an seine Behausung hat. Nicht bloß eins der giftigsten Reptile, die schwarze Schlange, die dafür allgemein bekannt ist, daß sie der behaglichen Wärme wegen die Betten bevorzugt, auch andere Feinde Adams und Evas kehren ein, wo sie gerade das Unwetter überrascht hat, statt ihre gewöhnlichen Schlupfwinkel aufzusuchen. Aber Gastfreundschaft liegt von Natur nicht im Blute aller geschaffenen Wesen, und am wenigsten ist der Mensch geneigt, einen verpflichtenden Zusammenhang zwischen sich und aller Kreatur anzuerkennen. Am liebsten schloß sich namentlich der Tropenmensch hermetisch ab, wenn er könnte, wie



er wollte. Allein daran, daß er nicht allgewaltig ist, daß er sich bloß einbildet, zu schieben, und in Wirklichkeit geschoben wird, daß er auf der Bühne des Lebens bloß ein Schauspieler ist für das Auge der Seligen im Olymp, daran erinnert ihn das Orchester, das ihm beständig zugeteilt ist, bei Tag und bei Nacht, auf den Brettern seiner Taten wie in den Daunen seiner Träume, das Orchester seiner unzertrennlichen Leibmusik, das ewig berauschte, ewig ohne Katzenjammer neu sich berauschte Orchester der Moskitos. — —

Träumend lauschte Konrad dem lockenden Nachtgesang der Sirenen seines Schlafgemachs und sann darüber nach, ob er wohl je in seinem Leben noch einmal das Glück haben werde, ohne Gazevorhänge sich zum Schlummer zu betten. Da klang Hundegebell an sein Ohr.

Gleich darauf hörte er, wie draußen die Gartentür aufgerissen wurde; schwere, plumpe Schritte erdröhnten auf der Treppe und bald darauf auf der Veranda. Jemand stapfte mit wuchtigen Buschstiefeln an den Zimmern entlang und tastete nach der Haustür. Konrad hörte zwei große Hunde auf der Veranda umherpirschen; dann donnerte es an der Glastüre seines Studierzimmers. Auf sein: „Hallo, wer ist da?“, rappelte jemand an der Schlafstubentür, und er hörte einen Engländer rufen: „Get up, pastor, a dying man wants to see you, out in the bush! Stehen Sie auf, Herr Pfarrer, ein Sterbender wünscht Sie zu sehen, draußen im Busch!“

Wie eine Posaune des Jüngsten Gerichts drang die Aufforderung an Konrads Ohr. Wie lieblich klang dagegen die Musik der Moskitos! Die ganze Nacht hätte er lieber ohne Schlummer ihrer Schalmel, die er eine Minute vorher noch verwünscht hatte, in Geduld zugehört, als jetzt aus den Decken zu fahren und in den Sturm hinauszupilgern! „Der Menschheit ganzer Jammer packt mich an“, konnte er bekennen.

Achzend und stöhnend kroch er aus den schützenden Gazevorhängen, im schrillsten Diskant vom jubelnden Chor der Blutjauger bewillkommnet.

Seufzend und murrend schlüpfte er aus den Pyjamas heraus. Wie der Blitz fuhr er in die Unterkleider hinein, leider durchaus nicht im Eifer der Sache, vielmehr lediglich, um den Moskitos zu

entwischen, die auf diesen Moment gelauert hatten wie die Münchener aufs erste Salvator. Windschnell huschte er auch in die eigentliche Hose hinein, durch üble Erfahrungen darüber belehrt, daß für die durstgepeinigten Blutsauger der normale dünne Stoff des Unterzeugs so wenig ein Hindernis ist wie der Feldwebel im Glase für den durstigen Wanderer.

Im Galopp ging auch das Waschen vor sich, unter wildem Gespritze und gischtigem Seifengeschäume; denn auch dieser Augenblick ist für das wütige Heer zur Attacke so günstig wie der Anblick in einem Hohlweg zusammengestauter Reitermassen für schußbereite Artillerie.

Sobald er in das Oberhemd hineingeschnellt, war die Gefahr der Hauptsache nach vorüber. Triumphierend band er Kragen und Krawatte um, während die Rotte Korah enttäuscht mit wehmütigem Klagegesang abzog, um bis zu seiner Rückkehr an den Wänden und in den Winkeln zu rasten.

Der Kampf bis aufs Blut mit den Plagegeistern, der nachts natürlich schlimmer ist als am Tage, hatte Konrad wieder einigermaßen mobil gemacht, wenn auch seine Stimmung angesichts des bevorstehenden Nachtmarsches keineswegs die rosigste war. Grau ist eben alle Theorie, auch die von der Nächstenliebe, aber weder „grün“ noch „golden“ ist darum notwendigerweise auch immer des Lebens Baum. Die Bestie steckt eben auch im Theologen, weil auch im Theologen der Mensch steckt. Vielleicht mehr oft, als er selbst ahnt. Am Ende wäre es manchmal aber auch umgekehrt besser, wenn nämlich etwas mehr Menschlichkeit und etwas weniger Theologie in ihm steckte. Jedenfalls tut ihm, der die Seligkeit gewissermaßen in Erbpacht hat der Theorie nach, die Ausfrütlung der latenten Kräfte durch die Praxis seines Berufs doppelt not.

Draußen erwartete ihn bereits ungeduldig Mr. Piggs. „Sie kennen vermutlich Schroeder, den kuriosen alten Kauz, der draußen an der Abladestelle der öffentlichen Müllabfuhr wohnt?“

Und ob Konrad ihn kannte!

„Nun, er ist mein mate, wir arbeiten zusammen. Damn me, he is the craziest old bloke on the face of God's earth. Ich will verdammt sein, wenn er nicht das verrückteste Luder auf der Welt ist“, fuhr der Engländer fort.



Daß Schroeder mehr als einen Sparren los hatte, glaubte Konrad recht gerne. Er mußte sofort daran denken, wie der Alte einst in den Gottesdienst kam, als Konrad gerade mitten in der Predigt war. Dieser verlor ganz den Faden, als Schroeder, auf seinen Stod gestützt, hereinstolperte. Als sei er eine pygmäen-  
hafte Ausgabe Senis, des Astrologen aus Schillers „Wallenstein“, so stand das verhußelte Pergamentmännchen mit einem Male in der staunenden Gemeinde der Frommen. Mühsam zwängte Konrad sein Hirn wieder in die biblische Situation hinein; allein um die Aufmerksamkeit der Kirchenbesucher war es geschehen. Er tröstete sich damit, daß der Anblick dieses Schöpfungswunders, das da leibhaftig vor der Gemeinde stand, den Glauben der Leute an eine unbeschränkt waltende Allmacht nur stärken könne, und schloß seine Predigt etwas früher als gewöhnlich. — — —

Schroeder grub draußen an der öffentlichen Dung- und Abfallstätte nach Gold.

Daneben aber hatte er eine große Hühnerzuchterei, die ihm durch den Verkauf der Eier den Lebensunterhalt ermöglichte. Europäer mochten die Eier nicht; aber Schroeder fand sein Absatzgebiet unter den Chinesen, einem gewichtigen Element der Minenbevölkerung, dessen reiner Natursinn noch nicht durch die hyperästhetisierte Lebensverfeinerung der Weißen ruiniert war.

Schroeder ernährte seine Hühner einerseits durch die ungeheure Zufuhr der städtischen Müllgruben, an deren schäumendem Trichter er sich seine Hütte erbaut hatte; dann aber kaufte er alles Pferdefleisch, dessen er habhaft werden konnte, vom Abdecker, kochte es in einer Fülle von Riesentesseln und führte auf diese Weise seinem Federvieh die nötige kräftigende Fleischkost zu. Näherte man sich seinem Hügelst, so glaubte man aus der Ferne einen städtischen Wasch- und Bleichbetrieb vor sich zu haben. Ringsum hingen an Bäumen und Sträuchern, an Drähten und Leinen, an Hecken und Pfosten allerlei Dinge, die in dem grellen Sonnenbrand von weitem für Gewandstücke der verschiedensten Form gehalten werden konnten. In Wirklichkeit waren es Stücke von Pferde- und anderen Tierleibern weniger appetitreizender Art, die von Herrn Schroeder, teils bereits gekocht, teils noch roh, für die Kessel der nächsten Tage bestimmt, aufgehängt waren. —

Die Beschäftigung des Herrn Schroeder brachte es mit sich,



daß man in ihm den natürlichen Gegner jedes Parfümtriebes der Menschheit erblicken mußte. Da nun Johann Maria Farina sich wohl gegenüber dem Sülichsplatz in Köln am Rhein, aber noch nicht Schroeder gegenüber auf einem Nachbarhügel niedergelassen hatte, so fehlten die ausgleichenden Eau-de-Cologne-Düfte, die des Hühnerzüchters Nützlichkeitsprinzip die Balance der Geruchsnervenstärkung hätten geben können. So kam es, daß Schroeder einsam auf seinem Hügel hauste, wie ein Albatros auf einer Felsklippe des Stillen Weltmeeres. In weitem Umkreis floh jedes menschliche Wesen mit verhaltenem Atem und eingeklemmten Rüstern scheu davon, wenn es sich unversehens dieser Bannmeile genähert hatte. Nur die Nasvögel hockten zu Hunderten in der Umgebung der Eremitage und harrten mit der Unbeweglichkeit, die kein anderes Tier der Lüfte kennt, still und geduldig auf die Brosamen, die von Herrn Schroeders Geflügel-tische fielen.

Die Aussicht, dieses Hühnerdorado mit seiner eigenen Klausur vertauschen zu müssen, wirkte nicht gerade elektrisierend auf Konrads Kniemuskeln, und, verlassen von allen Idealen, setzte er sich ziemlich grämlich in Marsch.

Draußen umheulte ihn der Sturm derartig, daß er jeden Augenblick glaubte, er wolle ihm eins der Wellblechdächer auf den Kopf stülpen und ihn damit ein für allemal dem Tropenbrand des Höllenklimas entziehen. Eine regelrechte Unterhaltung war unmöglich.

Die beiden Riesenköter des Herrn Schroeder, die Mr. Piggs mitgebracht hatte, sprangen eifertig voran in der Richtung, in der sie von ferne schon die heimatischen Fleischtopfe in den Lüften schnupperten.

„Nun, was ist dem alten Knaben denn eigentlich passiert?“ schrie Konrad seinem schweigsamen Begleiter nach einer Weile, als er keine Anstalten machte, ihn über die Situation aufzuklären, durch den Sturm zu.

„Damn the whole bloody concern! Verfluchte Geschichte!“ hub Piggs in den stärksten Buschausdrücken an.

Konrad schwante Übles. Ob der Alte am Ende unter all seinen Pferdekadavern bei lebendigem Leibe vom Gewürm aufgefressen worden war? Unmöglich erschien das nicht.

Allein Mr. Piggs enthob ihn der Befürchtung.

„Fell down a shaft!“ brüllte er in einer Windpause herüber.  
„Er ist in einen Schacht hinuntergefallen!“

„Tief?“ fragte Konrad.

„Zwanzig Fuß tief!“ versetzte er. — — —

Ein solch' anständiges Goldgräberende, das an der Tagesordnung war, hätte Konrad dem alten Knaben gar nicht zuge-  
traut; es versöhnte ihn wieder einigermaßen mit seinem Gang.  
Kräftiger stemmte er sich gegen den aufs neue losbrechenden  
Orkan, und bald waren sie aus der Stadt heraus unter den  
sturmgepeitschten Eufalypten.

Durch den diebesficheren Atmosphäringürtel, mit dem Herr  
Schroeder sein Reich gegen alle Eindringlinge erfolgreich vertei-  
digte, drang Konrad zitternd und stöhnend, wie die Seelen der  
Toten durch den Fluß der Unterwelt. Ab und zu taumelte er  
gegen einen abgestorbenen Baumstamm oder einen Termiten-  
hügel, den er in dem Stockdunkel nicht gesehen. Endlich kamen  
sie in die Lichtung, die Schroeders Hühnerfarm barg. Vorsichtig  
tastete der Fuß durch das Gewirr chaotisch umherliegender Stein-  
blöcke; mühselig stolperte er den Hügel empor; leider hatte Konrad  
in der Eile des Aufbruchs nicht daran gedacht, eine Laterne mit-  
zunehmen.

Endlich waren sie an der Klausel des Buscheremiten angelangt.  
Auf dem Hügel tobte der Orkan mit verdoppelter Gewalt; daß  
die Hütte noch stand, war ein Weltwunder, wenn sie auch in  
einer leichten Falte lag.

Schroeders Bau war der Triumph Queenslands über alle Be-  
dürfnisse, das non plus ultra der Anspruchslosigkeit.

Die Küche befand sich unter freiem Himmel; sie bestand aus  
ein paar Feuersteinen, an denen Konrad sich beinahe die Beine  
gebroschen hätte, ein paar Töpfen und den Riesentesseln für die  
Hühnerkost.

Das Haus selbst war aus roh zusammengeschlagenen Bret-  
tern und Balken errichtet, die einen Unterschlupf für die unter-  
tassengroßen Tarantelspinnen bildeten, die allenthalben an den  
Wänden umhersaßen, und für anderes Gewürm der verschie-  
densten Art, allenfalls auch noch für Hühner. Ein paar zusam-

mengebrochene Schemel bildeten das einzige Mobiliar der Empfangsstube.

In dem weniger wohnlichen zweiten und letzten Raum warf eine Kerze einen unruhigen Flackerflimmer; durch die Fugen und Ritzen piff der Wind. —

Auf ein paar schmutzigen Decken lag, in Lumpen gehüllt, zu einem Unglückspaket zusammengehuddelt, der Besitzer der Goldmine und der Hühnerfarm, Herr Schroeder. —

Ein Blick auf ihn überzeugte Konrad, daß es mit dem Sterben noch gute Weile hatte. Als der Kranke den Mund aufthat, war der Pastor sich klar, daß die Sache überhaupt nicht schlimm stand.

Zwar war der Doktor dagewesen und hatte gesagt, wie Schroeder behauptete, in der Nacht könne das Schlimmste eintreten. Seine Gedärme seien verletzt, und Gase hätten sich da festgesetzt, die ihm große Schmerzen machten. Er solle ins Hospital, wüschte der Arzt, allein er könne weder seine Goldmine noch seine Hühner verlassen. —

Bis dahin hatten sie um Mr. Piggs willen, der kein Deutsch verstand, Englisch gesprochen. Als der aber einen Augenblick in den „Salon“ hinüberging, flüsterte Schroeder seinem Seelsorger auf deutsch zu, Piggs, den er als Mitarbeiter in der Goldmine angenommen, habe ihm von hinten einen Stoß gegeben, so daß er in den Schacht gefallen sei. Piggs wolle ihn beerben vor der Zeit. Konrad möge doch auf der Polizeistation seinen Unfall melden und eine Pflegerin von der Heilsarmee besorgen.

Der Pastor hatte ihm mit stillem Kopfschütteln zugehört, versprach aber, seine Wünsche zu erfüllen. Nach der ganzen Art, die Piggs an den Tag legte, hielt er den Verdacht für gänzlich unbegründet. Aber Schroeder blieb dabei, obwohl Konrad ihm klar machte, daß Piggs dann weder den Doktor noch ihn habe zu holen brauchen, sondern ihm in aller Muße das Lebenslicht vollends habe auspusten können.

„Übrigens habe ich Geld vergraben, Herr Pastor,“ flüsterte der Kranke geheimnisvoll, „und will Ihnen die Stelle in meinem Garten sagen“ —

Hier begann Konrads Herz unruhig zu klopfen —

„— wenn ich sterben muß“, vollendete Schroeder.

Konrads Blut wurde wieder ruhiger.



„Ich glaube nämlich nicht recht, daß ich sterben muß!“

„Ich auch nicht, Herr Schroeder!“ bemerkte der Pastor mild. —

„Ich habe nämlich viel mit Visionen zu tun und vor vierzehn Jahren gesehen, daß ich noch siebzehn Jahre leben würde. Ich habe demnach noch drei Jahre vor mir!“ —

Konrad tröstete ihn damit, daß er vielleicht bald wieder eine Vision haben werde, in der der Zeitpunkt noch etwas hinausgeschoben würde. —

„Ach Gott, wie schön wäre das!“ sagte Schroeder. „Indessen glaube ich es kaum. Doch habe ich Sie hauptsächlich rufen lassen, damit Sie mir das 38. Kapitel aus dem Propheten Jesaja vorlesen, da ich selbst dazu zu schwach bin. Biggs, pass the bible, please!“ rief er in den Salon hinein.

Biggs brachte die Bibel.

Konrad war erstaunt ob Schroeders Bibelkenntnis. Seinem Wunsche gemäß schlug er das Kapitel auf und begann zu lesen: „Zu der Zeit war Hiskia todkrank. Und der Prophet Jesaja, der Sohn des Amoz, kam zu ihm und sprach zu ihm: So spricht der Herr: Bestelle dein Haus, denn du wirst sterben und nicht lebendig bleiben.“ —

Schroeder drehte das Gesicht nach der Wand und schluchzte. Konrad las das Kapitel mit dem bekannten Inhalt vom Schattenwunder und der Genesung Hiskias zu Ende, worauf Schroeder wieder fröhlich wurde und ihn um die Vorlesung einiger Psalme bat. Er las ihm auf Wunsch nacheinander Psalm 130, 46 und 23 vor. —

Biggs saß andächtig daneben, obwohl er nichts verstand. —

Mehrere Male während des Vorlesens schüttelte der Wind die armselige Hütte derartig, daß Konrad sich schon die Bibel als Schirm gegen das herabfallende Miniaturgebälk über den Kopf halten wollte. Allein die Katastrophe trat nicht ein; nur die Riesentaranteln veränderten jedesmal ihren Rastort ganz automatisch um ein paar Zoll, alle zu gleicher Zeit, wenn ein Sturmstoß das Gebälk erschütterte. —

Die Kerze war dem Verlöschen nahe, als Konrad die Psalmen beendigt hatte. Mittlerweile hatten auch die Taranteln allmählich infolge der Windstöße ihre Wanderung weiter nach unten fortgesetzt, in der Richtung auf Konrads Sitz, vielleicht ganz zufällig,

vielleicht aber auch in der bestimmten Absicht, den ungewohnten Eindringling zu verschrecken und endlich ihr Reich für sich zu haben.

Der Pastor empfahl sich Herrn Schroeder mit dem Versprechen, am nächsten Tage nach ihm zu sehen.

Der Morgen graute bereits, als Konrad auf den Fittichen des Sturmes seiner Wohnung wieder zugeblasen wurde. Das Kreischen der erwachenden Nasvögel wurde übertönt von dem gellenden Heulen der Tropenwetter. —

Als Konrad spät am Tage aus den Federn fuhr, las er im „Northern Miner“ ein erschütterndes Telegramm. Der Sturm hatte so fürchterlich an der Küste von Nordqueensland getobt, daß die ganze Perlsfischerflottille untergegangen war. Weithin war das Gestade mit Wracktrümmern besät. Tagelang noch spülten die Wellen die Leichen der Unglücklichen an den Strand des Korallenmeeres. — — —

Wo der Schatz vergraben lag, ist Konrad nie gewahr geworden. —

Herr Schroeder genas und lebte noch manches Jahr, freilich ohne daß irgend jemand gemerkt, daß er selbst seines Schatzes froh geworden. —

Von Mr. Piggs, dem er nichts beweisen konnte, hatte er sich bald darauf getrennt. —

## Joseph Marché.

„Sälzer, Ihr Presbyter, sagte mir, Sie klagten über Kopfschmerzen und bat mich, einmal nach Ihnen zu sehen. Er glaubte bemerkt zu haben, daß Ihre Lippen sich braunrot färbten und an einzelnen Stellen zu reißen begannen wie bei Ihrem Vorgänger, der ja leider an der Quecksilbervergiftung starb. Mich hat man erst hinzugezogen, als es bereits zu spät war. Aber Sie sehen ja ganz munter und gesund aus und sammeln keine Schmetterlinge, brauchen darum auch nicht mit Quecksilber zu hantieren.“

Dr. Baughan räusperte sich und fuhr dann fort: „Na, jedenfalls freue ich mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Herr Pastor. Wir sind glücklich über jeden Gebildeten, den wir hierher bekommen. Es ist eine buntgemischte Gesellschaft hier in Charters Towers, Sie glauben nicht, was für Leute darunter sind. Sie sind eben nur hier möglich. Einzelne der über Nacht reich gewordenen Miner versuchten sogar in London in gute Gesellschaft zu kommen, das ist ihnen aber flach gelungen. Sie haben sich drum bald genug wieder auf den Towers eingestellt und werden auch hier wohl ihre Tage beschließen. Denken Sie bloß an die Mayoress vom vorigen Jahre, unsere Frau Bürgermeister, eine Person, die nicht einmal schreiben gelernt hatte. Trotzdem stand sie natürlich während der Amtsperiode ihres Mannes an der Spitze. Wenn sie brillantenstrahlend in Gesellschaft kam, machte sie sich auch ganz gut; sobald sie aber den Mund aufthat, war der Zauber natürlich vorbei. Klassenunterschiede existieren hier gar nicht. Ich halte mich aus dem Grunde etwas von der Gesellschaft zurück, weil es meist minderwertige Leute sind und zudem nur von mining business reden können. Aber Madame Fortuna spielt hier eine große Rolle, wie der Fall Ihres Landsmannes Pfeifer beweist, der eines Morgens arm wie eine Kirchenmaus



ans Graben ging und abends 250 000 Pfund wert nach Hause kam. Bei vielen allerdings heißt es auch: Wie gewonnen, so zerronnen. — Na, auf Wiedersehen, Herr Pastor. Sie werden ja noch selbst Ihre Erfahrungen mit den Goldgräbern machen und sehen, was für kurioses Volk man hier im Busch kennenlernt!“

Dr. Vaughan verabschiedete sich mit der Bitte, Konrad möge ihn recht bald einmal aufsuchen, er hoffe ihn oft zu Lunch und Dinner bei sich zu sehen; auch wolle er ihn, wenn es ihm Spaß mache, mit hinaus zu den großen Viehstationen im Busch nehmen, auf die Känguruhjagd und zum Trappenschießen.

Nachdenklich kehrte Konrad an seinen Schreibtisch zurück.

„Den hätten Sie sehen müssen, als vor einiger Zeit der Gouverneur von Queensland zu Besuch hier oben war!“ sagte seine irische Wirtin. „Dr. Vaughans Frau ist eine Cousine von Lord Lamington und eine Schwester von Lady Warwick in England, einer durch ihre Wohlthätigkeit sehr bekannten Dame. Als nun der Gouverneur kam, hat sich Vaughan vor Freuden so in Sekt berauscht und ist derartig öffentlich aufgefallen, daß sketches davon in die Zeitung kamen. Da hat er dann einen großen Kazenjammer gehabt!“

Konrad war die Mitteilung der Irländerin, die er allerdings als klatschüchtig kannte, hauptsächlich insofern interessant, als sie ein eigenartiges Schlaglicht auf den Doktor warf; er hatte ihm nämlich gerade selbst von der hier auf dem Goldfelde verbreiteten Trunksucht erzählt. — — —

Er ließ sich indessen mit seinem Hausdrachen in keine weitere Debatte über den Arzt ein, was er um so leichter vermeiden konnte, als sie bereits ihren Riesenhut aufgestülpt hatte, um zu einer Freundin auf Besuch zu gehen. —

Konrad setzte sich wieder in seinen Schreibstühl und vertiefte sich aufs neue in Otto Funks Reisebilder, aus denen ihn der Doktor aufgeschreckt hatte. Was würde der gute alte Bremer Pastor, dessen Bücher Konrad mit Vorliebe las, sich wohl für eine Bibliothek zusammengeschrieben haben, wenn ihn sein Geschick in dieses Land der Goldgräber, Schafe und Känguruhs geführt hätte! —

Indessen beschied das Schicksal Konrad heute keine ungestörte Funtestunde, denn er hörte bereits wieder jemand auf

der Veranda herumrumoren. Ein ganz braun verbrannter Mann, in dem er keinen Deutschen vermutet hätte, stand draußen; neben ihm ein großer schöner Schäferhund in schwarzweißer Farbe.

„Mein Name ist Joseph Marché,“ begann er, „ich trage zwar einen alten französischen Namen, aber ich bin doch ein Deutscher; ich bin nämlich ein Abkömmling der alten Hugenotten, die aus Frankreich vertrieben wurden. Bereits vor einiger Zeit war ich einmal hier, traf Sie aber leider nicht zu Hause. Sie sind ja wohl der Herr Pastor hier?“ —

Jetzt fiel Konrad ein, daß seine Irländerin eines Tages in seiner Abwesenheit von einem wilden und braunverbrannten Manne erschreckt worden war, der wie ein Singhalese ausgesehen und einen solchen Hund bei sich gehabt hatte. Konrad glaubte sich des Namens und auch der Abstammung nach ihrer Erzählung zu erinnern. Daß sie bei dem Anblick der plötzlich vor ihr auftauchenden wilden Buschmannsgestalt zusammengeschrien war, konnte er ihr nach dem äußeren Adam des Besuchers nicht übelnehmen.

„Ich habe gehört, daß Sie auch alter Hugenottenproß sein sollen“, fuhr Marché fort, indem er seine schwarzen Augen in ihn einzubohren versuchte, als erwäge er, ob Konrad etwa noch eine gallische Wanderniere in seinem Korpus habe. —

Der Pastor überlegte, ob der Besucher vielleicht schon auf Grund der alten Glaubensverwandtschaft einen Überschlag über seine Brandynvorräte oder sein Portemonnaie gemacht habe, und beeilte sich, die Attacke abzuwehren.

„Das waren große Zeiten, Herr Marché,“ begann er, „als unsere Vorfahren einst auswanderten. Aber sie sind dahin,“ seufzte er, „unwiderruflich dahin, und alle Unterschiede sind mit der Zeit verwischt, ganz verwischt, Herr Marché. Wir sind jetzt alle Deutsche, woher wir stammen, ist ganz gleichgültig. Sie sind doch auch ein guter Deutscher, Herr Marché?“ —

„Ich denke,“ sagte Marché, „ich halte mich wenigstens dafür. Jedenfalls bin ich ein guter Preuße, wie Ihnen dieser Hund beweist. In dem steckt Rasse; aber genommen habe ich ihn haupt-



fächlich, weil er die Preußenfarben hat, Schwarz-Weiß'; das ist in erster Linie für mich maßgebend gewesen. Und dieses treue Tier hat mich zu Fuß begleitet, den ganzen Weg von Adelaide in Südaustralien bis hierher in die Nachbarschaft von Neuguinea; er weicht keinen Schritt von mir. Wen er fassen soll, den faßt er."

Ob der Hund das nötige Fassungsvermögen habe, auch in ihm in jeder Lage den guten Preußen und Deutschen zu wittern, erschien Konrad zweifelhaft. Die patriotische Ader seines Besuchers imponierte ihm zwar, und er hörte ihm mit Vergnügen zu; da er aber vorläufig noch nicht recht wußte, welcher Art die Verbindung sei, die er mit ihm anknüpfen wollte, beobachtete er vorderhand noch den Patrioten mit einigem Mißtrauen und den Couleuruhund mit Unbehagen.

"Da Sie nun wissen, wie Sie mit mir dran sind, Herr Pastor, so werden Sie es begreiflich finden, wenn auch ich mich über Sie vergewissern möchte. Sehen Sie, Herr Pastor, in Ihrem Stande tut es schließlich nicht der Talar, auch nicht die weißen Besschen, sondern der Kerl, der drin steckt. Und da möchte ich nun auch gerne wissen, was mit Ihnen los ist. Mir imponiert ein Pastor bloß, wenn er nicht nur von der Kanzel donnert, wo er unerreichbar ist, sondern auch im Leben seinen Mann steht, wo er greifbar nahe ist. Und damit ich nun erst einmal sehe, ob ich vor Ihnen überhaupt Respekt haben kann, fordere ich Sie auf, entweder hier gleich auf der Stelle mit mir zu ringen oder zu bogen!"

Konrad hatte nun zwar unseres Herrgotts australische Kostgänger deutscher Nation schon einigermaßen kennengelernt, aber unumwunden gestand er sich ein, daß ihm dieser Vorschlag im ersten Augenblick denn doch etwas unerwartet kam.

An und für sich war in dem Ansinnen ja unter der Sonne des Steinbocks nichts zu finden. Ihm fiel sein katholischer, irischer Kollege, Father Cummerford, ein, von dem man sich allgemein auf dem Goldfelde erzählte, daß er seinen Vikar, um eine Geister Schlacht der Logik zu vermeiden, aus dem Pfarrhause herausgeholt habe. Auch stand ihm ein Fall eines Kolonialbischofs der Church of England vor der Seele. Irgendein Rüpel auf dem Schiff hatte den hochwürdigen Mann durch eine Schnoddrigkeit herausgefordert, worauf er eine gehörige geistige Abfuhr bezog. Als



der Bischof die Lacher auf seiner Seite hatte, wußte sich der Rüdebold nicht anders zu salvieren, als daß er sagte: „Wenn ich Ihr geistliches Gewand nicht respektierte, so würde ich Ihnen im Faustkampf meine Meinung so einbläuen, daß Ihnen Hören und Sehen verginge!“

„Genieren Sie sich nicht“, sprach der hochwürdige Herr Bischof, legte seinen schwarzen Rock ab und verbotte den üblen Spötter nach allen Regeln der Kunst im Handumdrehen derartig, daß er seinen Geburtstag und seine Konfession vergaß. Der Name des schlagfertigen Hirten kann leider der Nachwelt nicht überliefert werden.

So hatte Konrad sich denn auf Marchés unerwarteten Antrag hin schnell genug gefaßt. Das Gespräch war bis dahin im Korridor geführt worden.

„Ihren Wunsch will ich gern erfüllen, obwohl er etwas ungewöhnlich ist“, sagte er drum zu Marché, öffnete die Tür seines Studierzimmers, ließ ihn vor sich herschreiten und schlug dann wie der Blitz die Tür vor dem Couleurdhund zu, der sich gerade anschickte, mit in das Allerheiligste zu pilgern. Immerhin konnte Konrad nicht wissen, wie sich, ganz abgesehen von den normalen Hundestinstkten, der Zweikampf mit seinem Herrn gestalten würde. Wenn auch Marché sich als Hugenottenabkömmling vorgestellt hatte, wer bürgte dafür, daß seine Vorfahren nicht später zurückgewandert waren, daß sie in dem Falle die Jakobiner- und Sansculottenzeit ohne Schaden für ihre Moral überstanden hatten! Wer garantierte, daß nicht noch Sensenmännerblut in seinen eigenen Adern schäumte!

Drinne ließ er Marché nicht viel Zeit, sich von seinem Erstaunen über des Pastors unerwartete Bereitwilligkeit und über die Absperrung seines treuen Hundes zu erholen. Konrad packte den Hugenottenabkömmling gleich mit dem richtigen Griff und warf ihn ohne viele Mühe auf die Schultern, daß die Dielen krachten.

Draußen tobte unterdessen der Couleurdhund wie wahnsinnig umher, sprang gegen die Tür und heulte los, daß man glaubte, er werde durch die Füllung plazen.

Marché stand mit etwas steifen Gliedern vom Boden auf

und drückte Konrad gerührt die Hand, die dieser ihm bereitwilligst reichte.

„Nichts für ungut, mein Seelsorger,“ rief er, „aber alle Achtung, wir brauchen kein zweites Mal mehr zu probieren, ich gebe ohne weiteres zu, daß ich besiegt bin.“

Er rief dem Hunde ein paar beschwichtigende Worte zu und wurde nun ganz manierlich.

„Wenn Sie so die Seele packen, Herr Pastor, dann verstehen Sie Ihr Handwerk! Donnerwetter noch einmal!“

Mit diesen Worten strich er sich seine verschiedenen Gliedmaßen in die richtigen Falten und begann dann zu erzählen:

„Ich bin noch nicht allzulange in Australien, erst ein paar Jahre. Meine letzte regelrechte Stellung hatte ich im Dienste des Kongostaates. Sehen Sie hier, Herr Pastor —“

Mit diesen Worten streifte er seinen linken Hemdärmel in die Höhe und zeigte eine furchtbare Wunde am Oberarm, die zwar vollständig vernarbt war, aber noch auf die ursprüngliche Natur der Verletzung schließen ließ.

„die Wunde hier rührt von einem vergifteten Pfeil her, den mir in Zentralafrika ein Kerl von dem kleinen, vier Fuß hohen Zwergvolk ins Fleisch schoß, das schon Stanley als Bewohner des großen Waldes erwähnt hat. 2½ Jahr habe ich dem Kongostaat gedient und kam bis zu den Stanleyfällen. Als ich den Pfeilschuß erhielt, bezahlte mir die Regierung an Entschädigung und Kosten für die Reise in einen beliebigen anderen Erdteil achttausend Frank. Ich habe dann Transvaal, den Oranjesfreistaat und die Kapkolonie durchwandert und bin von Kapstadt direkt nach Adelaide in Südaustralien gefahren, von wo ich, wie ich Ihnen erzählte, zu Fuß die zweitausend Kilometer durch den Busch gekommen bin.“ — —

„Ihr Leben muß der Kongostaat hoch eingeschätzt haben, wenn er für Ihren Arm allein achttausend Frank bezahlte“, bemerkte Konrad mit leisem Zweifel. „Hier würden Sie wahrscheinlich etwas billiger eingeschätzt werden, alter Kongokrieger. Trotzdem haben Sie es hier mit größeren Leuten zu tun, als die Kongozwerge waren.“

„Ja,“ sagte Marché, „ein deutscher Arm wird hier so recht nicht gewürdigt, wenigstens nicht in barer Münze. An der Grenze

von Südaustralien und Westqueensland mußte ich zum Beispiel einem rauhbeinigen Polizisten Mores beibringen, indem ich ihm einen Quartierzettel für sechs Wochen Lazarett besorgte. Aber als Arm der Gerechtigkeit wurde ich leider nicht anerkannt.“

Wie lange er selbst für seine Heldentat Pensionär der Königin wurde, verschwieg er rücksichtsvoll, und Konrad mochte ihn nicht danach fragen.

„Mit Ihren Kollegen hier in Australien bin ich auch schon viel zusammengekommen, Herr Pastor“, bemerkte er. („Die armen Kollegen!“ dachte Konrad.) „Meist habe ich Pech mit ihnen gehabt,“ fuhr er fort, „weil ich die richtigen Worte nicht immer fand. So kam ich in Südaustralien zu einem Pastor, der eine alte Frau hatte. Ich ahnte nicht, daß sie seine Frau war, und glaubte besonders fein zu sein, als ich sie nicht einfach Mutter nannte, sondern Frau Mutter. Da kam ich aber schön an. Der Pastor klärte mich über meinen Irrtum auf, und ich hatte es mit ihm verschüttet, aber noch mehr mit ihr, wie ich bald merken sollte. Mir entfuhr ein unwillkürliches Donnerwetter, als ich die Verwechslung begriff, worauf mir der Pastor salbungsvoll sagte: ‚In meinem Hause ist zum erstenmal geslucht worden.‘ Da riß auch bei mir der Zwirnsfaden der Geduld. ‚Das ist gar nichts, Herr Pastor,‘ sagte ich, ‚auf Donnerwetter folgt Regen, und um den betet man ja in diesem trockenen Lande sogar in der Kirche, wie Sie es heute morgen getan haben.‘“ —

„Was sind Sie denn eigentlich für ein Landsmann, Marché?“ fragte Konrad interessiert.

„Ich bin Schlesier“, sagte er, „und gelernter Förster, habe in Mex bei dem achten Fußartillerie-Regiment gedient, bin später in Rumänien bei Eisenbahnbauten tätig gewesen. Rumänisch kann ich am besten außer Deutsch. Dann habe ich mich in der Türkei und in Griechenland und später lange in Kleinasien herumgetrieben; hin und wieder war ich auch dort bei Eisenbahnbauten tätig. Das Heilige Land habe ich durchwandert, Damaskus, Jerusalem usw. besucht. Wollen Sie mal meinen Paß ansehen?“

Konrad nahm seine Papiere und fand allerdings, daß er schon in aller Herren Ländern sich herumgetrieben; der Pastor bereicherte seine geographischen Kenntnisse um mehrere Einzelheiten.



Damit war die Unterredung auf den springenden Punkt, den Zweck seines Besuches, gekommen. Konrad hatte bereits im Geiste einen Überschlag gemacht, wieviel er als der physisch Stärkere bloß zu bewilligen brauche. —

Aber er hatte sich getäuscht. Marché sah es tatsächlich nicht auf seine Zehinen ab; er hatte ihn wirklich nur als Kraftmensch, Hugenott und Landsmann besuchen wollen. Draußen, einige Meilen im Busch, war er zurzeit als Gärtner bei einem Irländer in einem neuangelegten Weinberg angestellt.

„Ja, ja, Herr Pastor,“ schloß er, „unsere Väter waren schlauer als wir, als sie auswanderten, die alten Hugenotten; sie suchten sich ein schöneres Land aus als wir! Mit Deutschland kann nichts auf der Welt sich vergleichen; darüber werden wir beide uns wohl klar sein. Aber das Abenteurerblut steckt nun einmal in einem drin. Wir beide haben uns kein Land erwählt, darinnen Milch und Honig fließt; aber selbst das Land der Prallsonne und der Känguruhs wäre noch zu ertragen, wenn es keine Engländer darin gäbe.“

„Manu,“ fragte Konrad, „weshalb denn?“

„Wissen Sie, mein Pfahl im Fleisch sind nun einmal die Engländer“, antwortete er. „Wo ich einen sehe, muß ich dreinhauen, mir fribbelt's gleich in der Faust. Von ihrer Sprache habe ich bis heute mit Absicht außer yes und no, beer, brandy und whisky und bloody Englishman kein Wort gelernt!“

„Ja, aber um des Himmels willen, Marché, was wollen Sie hier in Australien?“ fragte Konrad verwundert.

„Man muß alles kennenlernen, Herr Pastor, das ist mein Prinzip. Australien fehlte mir noch; aber lange halte ich's hier schon nicht aus.“ —

Er hatte wahr gesprochen; er hielt's nicht lange aus. Bald darauf brachte er Konrad den Garten in Ordnung und blieb solid zu Haus. Als er das erstemal mit seinem Verdienst ausging, schlug er gleich nach den ersten paar Glas Brandy dem nächsten Engländer mit den Worten: „You bloody Englishman“ ohne jede Veranlassung eins herunter. Eine allgemeine Keilerei erfolgte, wie immer in solchen Fällen. Marché schlug ein halbes Duzend nieder. Aber endlich schleppten ihn starkknochige irische

Polizisten wieder in die Pension der Königin. Als er herauskam, war der Boden zu heiß für ihn; er rollte sein Bündel. —

Konrad besuchte er noch einmal.

„Jetzt geht's wieder nach Deutschland hinein, Herr Pastor, allerdings ins dunkelste, über Coottown nach Neuguinea!“

Konrad drückte ihm die Hand, und er verschwand im brausenden Strom der Abenteurerflut, die das stille Pfarrhaus umspülte.

## Die Heimkehr Willy Brandts.

Willy Brandt hatte Pech. Wenigstens mit Konrad. Das hatte seine ganz besonderen Gründe.

Durch allerlei Vorfälle der letzten Zeit war der Pastor mißtrauisch geworden. Die kindliche Unschuld seiner Seele war unwiederbringlich dahin. So lagen die Dinge sehr ungünstig für Willy Brandt, als er ihn mit seinem Besuch beehrte.

Es war um die Zeit der Ponzianablüte.

Flammend rot leuchtete der Park der Goldstadt. Konrad konnte sich nicht satt sehen an dem Feuermeer der Blüten. Als habe ihm eine Fata Morgana die Klatschrosensfelder der Heimat vorgespiegelt, winkten, wohin das Auge schweifte, die knallroten Blüten. Ein Flammenwundermeer wogte in den Lüften, so seltsam, so eigenartig, wie mit Ausnahme der Jakaranda vielleicht kein zweites Blütenbild der Tropen. —

Allein der Baum taugt nichts, trotz seiner schillernden Farben. Weit und breit wächst neben ihm nichts, soweit die Wurzeln gehen, und die Wurzeln gehen ins ungemessene.

Der Baum ist aber auch noch in anderer Beziehung ein Giftbaum. Wenn die Zeit der Blüten vorüber ist, bereitet er höchst unangenehme Überraschungen. Wehe dem, der unter Ponzianabäumen im Februar lustwandelt. Wie der goldene Regen auf Danae sich herniederließ, läßt sich ein anderer auf den lustwandelnden Neuling herab. Millionen von Raupen bevölkern den Baum und stürzen sich in gefräßiger Gier auf alles, was ihrem Bannkreis naht. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, sagt das Sprichwort; aber hätte Dante die Ponziane gekannt, er hätte seinem Inferno erst das rechte Zentrum gegeben! — Für Willy Brandt war es ein weiteres Pech, daß er Konrad gerade die Ehre schenkte, als dieser über die schillernde Ponzianablüte



nachdachte, ihren Gistkern und das Ende ihrer Herrlichkeit, die Raupenmyriade. Es war eine für ihn fatale Gedankenverbindung, die sich ergab. Freilich, vorerst war Konrad noch ahnungslos, und auch er nahte, ohne durch ein böses Omen verschüchtert zu sein.

Überwältigend, wie das Flammenmeer der Bonzianablüte für das frühlingstürstige Auge, trat Willy Brandt in Konrads kleine Welt. — —

Ehe ein Wort gefallen war, merkte der Pastor seinem Hausgeist an, daß etwas Außerordentliches sich ereignet hatte. Als die gute Frau die Sprache wiedergefunden, stotterte sie, noch immer in höchster Aufregung, ein feiner Herr aus dem Süden, anscheinend aus Sydney oder Melbourne, stehe draußen und wünsche ihn zu sprechen.

Er ließ bitten.

Als die Tür sich wieder öffnete, begriff Konrad allerdings, warum seine würdige Schaffnerin das Gleichgewicht ihrer Seele verloren hatte. Er begriff ferner, warum sie gleich auf Sydney und Melbourne geschlossen und selbst die Landeshauptstadt Brisbane übergangen hatte. Zwar die Metropole Queensland's hatte sich damals schon mächtig herausgemacht, wenn man bedenkt, daß sie fünfzig Jahre vorher noch gar nicht existierte und jetzt bereits 150 000 Einwohner hatte. Allein so viel war schon richtig: Brisbane hatte weder Stoff noch Schnitt der Kleider geliefert, die da vor Konrad prunkten. Ihm wurde ordentlich ängstlich zumute, als er nach langer Entbehrung mit einem Atemzuge eine solche Fülle von Zivilisation und Schick zu schlürfen bekam.

Da der Besuch die Haushälterin englisch angedet hatte, war Konrad sich darüber klar, ein Mitglied der Regierung irgendeiner der australischen Kolonien vor sich zu haben, das vielleicht bei ihm irgendwelche Erkundigung bezüglich des deutschen Elements in Nordqueensland einziehen wollte. Ja, die Möglichkeit war nicht von der Hand zu weisen, daß er vielleicht einer der leitenden Minister Queensland's sei, der bloß seinen Schneider in Sydney oder Melbourne habe. Da diese Herren ein Interesse daran hatten, von Zeit zu Zeit zum Volke herabzusteigen, namentlich, wenn die Wahlen herannahen, so war es nicht ausgeschlossen, daß er vielleicht das deutsche Element des Nordens für die gerade am Ruder

befindliche Partei gewinnen wollte. Jedenfalls befand sich Konrad in genau derselben Fassungslosigkeit wie seine gute Hauswirthin, denn nicht bloß auf ihn, nein auf jedes harmlose Buschgemüt mußte soviel Eleganz und Feinheit wie eine Offenbarung wirken.

Während er noch mühsam suchte, seiner Verlegenheit Herr zu werden, und nach einigen wohlgesetzten englischen Begrüßungsphrasen rang, stellte sich der Fremde vor.

Es ergab sich, daß er weder Minister noch Engländer war.

„Meine Name ist Willy Brandt.“ —

Konrad brachte mit Anstrengung den seinen heraus. War er auch aus dem politischen Himmel Australiens und dem Queensländer im besonderen gestürzt, so faszinierte ihn doch noch immer das ganze Auftreten des Fremden und die Schneiderhülle, in der er stak. Verschüchtert und gedemüthigt bewunderte er Hut und Anzug und fand endlich für sein wanderndes Auge den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht in seiner lila Krawatte, die von einer entzückenden Nadel festgehalten wurde.

Begeistert schickte er sich dann an, seinen Worten mit gespanntester Aufmerksamkeit zu lauschen, überzeugt, daß eine hochwichtige Mission ihn herführe.

„Ich habe einige Zeit in Neusüdwales zugebracht, Herr Pfarrer“, begann er.

Im stillen bewunderte Konrad den Scharfsinn seiner Haushälterin, die von der Kleidung auf die Mutterkolonie gefolgert hatte, und beschloß, mehr noch als bisher ihren Ansichten Wert beizumessen.

„Die Erfahrungen, die ich in dieser Hauptkolonie des australischen Kontinents sowohl in den Golddistrikten wie unter den Farmern und Schafzüchtern gemacht habe“ — jetzt kommt's, dachte Konrad und spitzte die Ohren, um sich ja kein Wort entgehen zu lassen — „sind so betrübender Art, daß ich mich entschlossen habe, in die Heimat zurückzukehren!“ — Er seufzte. —

Konrads Ohren fielen wieder in ihre natürliche Haltung zurück, als das Gespräch diese unerwartete persönliche Wendung nahm. Doch unwillkürlich seufzte er auch, als er von der betrübenden Lage des Falles hörte, wenn er auch das andere Ende der Unterhaltung nur dunkel witterte. Wäre seine Ahnung zur Gewißheit gesteigert gewesen, so würde wahrscheinlich schon jetzt die



natürliche Beklemmung einen Zug chronischer Melancholie auf sein Gesicht gezaubert haben.

„Nun sind vor einiger Zeit meine Eltern daheim gestorben.“ Hier holte er ein feines Batisttuch aus seiner Busentasche. Konrad wartete auf die Tränen, für die es bestimmt war, und da auch Billy wahrscheinlich darauf wartete, mußte der Pastor in der Gedrücktheit der Situation nichts anderes zu tun, als ihm durch einen stummen Händedruck seine herzlichste Teilnahme auszusprechen. Der Verwaiste war ihm für die Gefühlspause dankbar.

Gefaßter fuhr er fort, während Konrad sich überlegte, ob er vielleicht in Erbschaftsangelegenheiten seinen Beistand oder die Autorität seines Amtssiegels für eine Unterschrift begehre.

„Ich habe nun in Neusüdwalles bereits meine sämtlichen Juwelen und Wertsachen verkaufen müssen!“ — — —

Unwillkürlich streifte das Auge des Pastors die faszinierende Krawatte und blieb auf der Busennadel haften.

„Die einzigen Erbstücke meiner guten Eltern!“

Hierbei zerdrückte er wirklich eine Träne in den Augen, während Konrads Gedankensprung unwillkürlich vom glücklichen Goldschmied, der die Sachen gekauft, auf den Schmied von Ruhla überging, und er sich das Wort in die Seele rief: „Landgraf, werde hart!“

Billy schluchzte noch eine Weile, während der Pastor seufzte; der eine um der Erbstücke willen, der andere der ganzen Hoffnungslosigkeit der Lage wegen, in die auch kein Lichtstrahl aus dem Studierzimmer fallen konnte.

Endlich erstickte Billy seine Rührung in seinem Batisttuch, und auch Konrad bemühte sich, die weicheren Regungen zu unterdrücken und allen kommenden Stürmen eine eiserne Stirn zu bieten.

Die Tränen, die Billys Seele ungesehen weinte, gingen in einen Redefluß über, der allmählich anschwellte, als er seine Zukunftspläne entwickelte.

„Ich bin nun ohne alle Existenzmittel, Herr Pfarrer.“ — — Die unnatürliche Spannung der geistigen Kräfte Konrads ließ nach. Er war dem Besucher dankbar für dieses offene Wort, denn damit war er wieder auf der Normalbasis der Unterhaltung mit neunzig Prozent aller Besucher aus der Fremde angelangt. Die



wenigsten gingen gleich auf ihr Ziel los; meist holte jeder erst gegen Ende der Unterhaltung diesen eisernen Bestandteil aus dem Tornister seiner Hoffnungen heraus.

Leidenschaftslos hörte Konrad weiter zu. — —

„Ich möchte indessen das Land meiner Enttäuschungen sofort verlassen und in die Heimat zurückkehren — — —“

Konrad begriff seinen Wunsch, war aber gespannt, auf welche Weise er das Ziel erreichen wollte.

„In Colombo auf der Insel Ceylon — — —“

Jetzt seufzte Konrad aus tiefster Seele auf, wenn er an diesen Garten Eden dachte; unwillkürlich verglich er mit dem indischen Paradies den trostlosen Eukalyptuswald Nordqueenslands und legte sein Gesicht in schmerzliche Falten.

Willy deutete diesen Vorgang anders; er legte des Pastors Ergriffenheit in einem für seine Sache günstigen Sinn aus und fuhr zuversichtlich fort:

„— wohnt der Konsul Freudenberg, mit dessen Sohn ich zusammen studiert habe.“

Bewundernd und mit heimlichem Neide schaute Konrad zu dem Mann empor, der so hohe Verbindungen hatte, und unwillkürlich nahm er sich vor, ihn ehrerbietiger zu behandeln.

„Der wird mir zweifellos das Geld für die Heimreise geben.“

In Konrads Seele steckten noch gelinde Zweifel; doch die jeden Widerspruch ertötende Sicherheit des Vertrauens hatte etwas Kührendes, und so schmolzen denn auch seine Bedenken dahin.

„Es handelt sich also für mich darum, daß ich bis zur Insel Ceylon komme.“ —

Wiederum seufzte Konrad, im Gedanken daran, wie viele Sterbliche nicht die Sehnsucht lebenslang vergeblich im Busen tragen, das Juwel in Indiens Krone nicht bloß in ihren Träumen zu schauen. Aber er sah ein, daß Willys Schluß kein Trugschluß war, und ermunterte ihn durch sein Schweigen, fortzufahren. —

„Nun will es ein glücklicher Zufall, daß hier im Norden Queenslands, in Cooktown, ein alter Freund meines seligen Vaters lebt, ein Arzt, zu dem ich mich jetzt begeben werde. Der wird mir ohne Zweifel das Geld bis Colombo vorstrecken!“ —

Konrad gratulierte ihm zu den vielen glücklichen Umständen, die ihm jedenfalls die Heimreise ohne Schwierigkeiten ermög-

lichten. Wie er sich anfangs mit ihm gegrämt habe über die Unglückschläge, die ihn betroffen, so dürfe er sich jetzt mit ihm aufrichtig freuen über die günstige Wendung seiner Lage.

„Nun wird sich alles, alles wenden!“ sagte er voll herzlicher Theilnahme und reichte ihm wieder die Rechte, diesmal sowohl aus Sympathie mit ihm wie mit dem eigenen Geldbeutel, der nun nicht weiter Gefahr lief, in Anspruch genommen zu werden.

„Ja,“ sagte Willy fröhlich und zutraulich, indem er kräftig die Hand des Pastors schüttelte, „ich bin wirklich ein Glückspilz; ich brauche jetzt nichts mehr als das Billett von hier nach Coooktown. Das kann ja nicht viel kosten, da es nur ein paar Tage Seereise von hier entfernt liegt. Alles zusammen brauche ich höchstens fünf Pfund, also etwa hundert Mark. — Wenn Sie nun so freundlich sein wollten, mir dafür das Geld zu geben“, fügte er mit dem gewinnendsten Lächeln hinzu.

Konrad kam sich in dem Augenblick vor, als ob er dreitausend Jahre älter wäre und das Herz Ramses des Großen in der Brust hätte, so kalt wie Stein fühlte sich der edelste Teil seiner Individualität an, als er von der Kammer seiner Vernunft her einmal an der Pforte seiner Gefühle anpochte.

Doch wollte er ihm an Liebenswürdigkeit nicht nachstehen und sagte darum auch seinerseits mit dem bestrickendsten Lächeln, dessen seine Züge fähig waren:

„Leider bin ich persönlich nicht in der Lage, Ihnen zurzeit auch nur einen Schilling zur Verfügung zu stellen; allein ich bin gern bereit, Ihnen eine Empfehlung an ein wohlhabendes und auch wohlthätiges Mitglied meiner Gemeinde mitzugeben, das die Mittel hat, Ihren Arm und Ihr Hirn dem deutschen Vaterlande wieder zur Verfügung zu stellen. Vielleicht versuchen Sie da einmal Ihr Glück, das Ihnen leider bei mir nicht lächelt!“

„Ja, aber was dann, wenn ich auch da nichts erhalte?“

„Dann müßte ich Ihnen raten, zu tun, was vor Ihnen schon mancher getan hat, der nicht so viele Glücksetappen auf dem Weg nach Hause vorfand wie Sie: Sie gürten Ihre Lenden, binden sich Ihre Sandalen fester an die Sohlen und wandern zu Fuß durch den Busch nach Coooktown! In einer Woche oder vierzehn Tagen, je nach Ihrer Marschleistung und dem Wetter, können Sie bereits bei dem Jugendfreunde Ihres seligen Vaters sein!“



„Über die Schwarzen? — Ich habe keine Waffen!“ —

„Die haben ihre Erfahrung hinter sich!“ erwiderte Konrad. „Die reißen vor jedem einsamen Weißen aus! Da droht Ihnen keine Gefahr!“

„Über die wilden Hunde im Busch, die Dingos?“ —

„Die wilden Hunde sind feige; wenn einer abends sich zu nahe an Ihr Lagerfeuer heranwagt, so werfen Sie einfach einen Feuerbrand nach ihm, und mit eingeklemmtem Schwanz läuft er dreißig Kilometer Galopp!“

„Über die Alligatoren im Barronsfluß?“ —

„Ich rate Ihnen, nicht zu nahe am Fluß zu kampieren! Wählen Sie einen Hügel zum Nachtquartier oder überschreiten Sie den Fluß an seinem oberen Laufe, wo es keine gibt!“

„Über die Schlangen und Skorpione und Hundertfüßler und Giftspinnen?“

„Gegen die können Sie sich auch hier nicht schützen! Keine Rose ohne Dorn! Dafür sind Sie im australischen Walde!“

Und der Pastor entließ Willy mit den besten Segenswünschen. Dieser nahm seinen Empfehlungsbrief und verschwand unter den erglühenden Bonzianablüten. — — —

Am nächsten Tage kam er wieder um dieselbe Zeit. Die Haushalterin empfing ihn ohne Staunen.

„Ich habe Pech gehabt und wieder Glück, Herr Pfarrer, wie man's nehmen will. Ihr wohlhabendes und wohlthätiges Gemeindeglied hat mir allerdings keinen Pfennig gegeben; allein ein Reisegefährte, an den ich mich noch außerdem mit der Bitte um Hilfe gewandt hatte, sandte mir heute von Townsville aus das Billett von der Küste bis nach Cooktown!“ —

„Sehen Sie, Willy, was Sie für ein Glücksvogel sind!“ sagte Konrad und gratulierte ihm herzlichst.

„Wenn ich nun bloß noch das Reisegeld von hier nach Townsville hätte!“ meinte Willy zägend.

„Nun, die hundertdreißig Kilometer sind eine Kleinigkeit!“ sagte Konrad ermutigend. „Ich bin ja, wie Sie wissen, selbst in übler Lage; aber auch, wenn ich könnte, würde ich Ihnen das Geld nicht geben! Sie müssen doch eine kleine Buscherfahrung machen! Australien zu verlassen, ohne im Urwald geschlafen zu haben, ist schlechterdings ein Verbrechen gegen das eigene Ich!“



Traurig verschwand Willy wieder im Flammenmeer der Ponzianas.

Tags darauf kam er zum dritten und letzten Male.

Mürrisch öffnete ihm diesmal die würdige Schaffnerin.

Schon von weitem rief er, als er den Pastor sah:

„Hurra! Herr Pfarrer, jetzt habe ich auch das Reisegeld nach Townsville erhalten. Ist das nicht ein kolossaler Dufel?“

Der Seelsorger bestätigte ihm gerührt und gern, daß er ein kolossaler Dufelfrike sei.

„Wenn ich jetzt bloß noch ein paar Schillinge hätte, um unterwegs meinen Durst löschen zu können!“ seufzte er. —

„Sie sind ein Schoßkind des Glückes, Willy“, sagte Konrad, ihm freundlich und wohlwollend auf die Schulter klopfend.

„Doch heute haben Sie das erste Pech gehabt! Schade, daß Sie nicht eine halbe Stunde eher gekommen sind. Für eine solche Bitte habe ich immer Verständnis!“

Und er erzählte ihm, der Wahrheit gemäß, daß er eben einem rothaarigen Sohne Irlands seinen letzten Schilling gegeben habe. „Sehen Sie, Willy, er klopfte bei mir an und sagte auf meine Frage nach seinem Begehr, er habe Durst; ob Whisky Teufelszeug sei? Ich sagte: Im Singular und Dual nicht, wohl aber im Plural. Nun, dann möge ich ihm einen Sixpence für einen Becher geben. Ich gab ihm einen Schilling für zwei. Er segnete mich und verschwand. Sie hören, Willy, Sie kommen zu spät; es tut mir leid. Habe die Ehre, Willy! Glückliche Heimkehr! Gruß an Ceylon!“ — — —

Die Herrlichkeit der Ponzianas ging zu Ende, als Willy schied; gerade fielen die ersten Blüten ab! — — —

## Das wilde Pferd.

Vierhundert Pferde etwa hatte Konrads Presbyter Paradies auf seiner Farm am Cape River.

Das Weideland, auf dem sie sich umhertrieben, war der jungfräuliche Queensländer Busch, in dem die Tiere einen Spielraum von etwa fünfzig Kilometer hatten.

Innerhalb der Einzäunung, auf der Farm selbst, wurden nur so viele Pferde gehalten, wie man gerade zum Reiten und zur Arbeit gebrauchte. Der Rest trieb sich frei wie die Brombies, die wilden oder verwilderten Pferde, im Busch umher, bis sich eine günstige Gelegenheit zum Verkauf bot.

Paradies' Onkel verwaltete die Farm, aber nur dem Namen nach. Sein Sohn wußte desto besser Bescheid und kannte alle Hengste und Stuten persönlich.

Alle Jahre einmal wurden die jungen Fohlen im Busch gesammelt und mit den Brandeisen des Besitzers gekennzeichnet. Das war ziemlich die ganze Arbeit, die man sich mit den Tieren machte, abgesehen davon, daß in der Zeit der Dürre an einzelnen Trinkstellen im Busch Wasser in die Tröge gepumpt wurde. Ab und zu, wenn Bedarf war, fing man eins der freien Pferde und ritt es ein. — — —

Frau Paradies, der ihr Mann, einer der reichsten Leute in Nordqueensland, die Farm vor kurzem geschenkt, war eigentlich durch und durch Australierin, wenn sie auch in Deutschland das Licht der Welt erblickt hatte; im Alter von 2½ Jahren war sie in den neuen Erdteil gekommen.

Sie hatte ein Auge für Pferde und nahm deshalb an Konrads edlem Leib- und Streitroß Anstoß. „Speculation“ hieß es; unter diesem Namen hatte er es im Kaufakt übernommen. Es war schon bei Jahren, leistete aber immer noch treue Dienste.

Ob der Mann, der ihm einst den Namen gegeben, mit seiner Spekulation auf dem Turf in Sydney und Melbourne glücklich gewesen, brachte Konrad nie in Erfahrung; allein daß der Fuchs einst ein tüchtiger Kenner gewesen, merkte man ihm heute noch an.

Freilich, er war ein Methusalem unter den Gäulen geworden und in manchen Diensten gewesen, ehe er in den Dienst der Kirche trat. Allein Ehrgeiz steckte noch in ihm, und da Konrad nur leichtes Gewicht hatte, galoppierte er immer noch mit jüngeren Tieren um die Wette.

Doch, wie gesagt, mit Frau Paradies hatte es Konrads Tier verdorben.

Unablässig quälte sie ihren Seelsorger, eine andere Sitzgelegenheit für seinen Pilgerleib zu wählen, was ihn um so mehr verdroß, als er sicher war, nie mehr ein so sorgsames Roß südlich der Arafurasee zu finden. Es blieb sogar stehen und blickte ihn mitleidig an, wenn er heruntergefallen war. Es trat nie auf ihn, wenn sie zusammen im Busch stürzten, kurzum, es war ein Sokrates unter den Pferden, ein wahrer Mentor für die roffeunkundige Geistlichkeit. — —

Allein Frauen behalten bekanntlich immer recht; wenn sie auch nicht immer recht haben, so setzen sie doch auf jeden Fall ihr Recht durch. So tat es auch Konrads Gönnerin.

Eines Tages kam Frau Luise in ihrem Buggie angefahren und hielt vor Konrads Hause, als er eben auf „Speculation“ zu einem seelsorgerischen Werk ausreiten wollte. —

„I say, pastor, was ich sagen wollte, ich habe ein Pferd für Sie gefunden. Fahren Sie morgen nach meiner Station am Cape River, etwa 66 Meilen von hier, und lassen Sie sich das Tier von meines Mannes Onkel oder seinem Sohn Johnny zeigen. Ich denke, es wird Ihnen gefallen; es scheint mir gerade für Sie das richtige Gewicht zu haben und sieht nicht übel aus. Es ist ein bay horse, ein Brauner, mit einem weißen Stern auf der Stirn!“ —

Konrad bedankte sich für ihre lebenswürdige Fürsorge. „Sollte es Ihnen aber nicht gefallen, so brauchen Sie nur ein paar Tage im Busch herumzureiten und sich irgendein Tier aus der Herde herauszusuchen. Sie können jedes bekommen, das Ihnen gefällt. Sie haben dann weiter nichts zu tun, als es



einzureiten! Das besorgt freilich jeder am besten für sich selbst! Übrigens kann mein Bruder Ferdinand mitfahren und Ihnen beim Transport behilflich sein!“

Sie winkte freundlich zum Abschied und fuhr davon. — Pferde waren kein großer Wertgegenstand in Queensland, wenn sie nicht gerade von anerkannt guten Kennern abstammten oder sonst eine berühmte Ahnengalerie aufwiesen. Der Durchschnittsgaul aus der großen Herde kostete 60—80 Mark, wenn er etwas taugte; waren die Tiere zugeritten, so betrug der Preis in der Regel 100—120 Mark.

Auf den großen Versteigerungen konnte man auch Pferde in Fülle für 15—20 Mark kaufen.

Konrad durfte also das Geschenk seiner Gönnerin nicht bloß ruhig annehmen, sondern ihm auch getrost ins Maul schauen, was das Sprichwort in Deutschland bekanntlich bei geschenkten Gäulen verbietet. — — — —

Am nächsten Tage fuhr er mit Ferdinand zum Cape River. Vor der Abreise tranken sie beide in der Bahnhofsbar zunächst als Bege stärkung einen shandy, das übliche Mischgetränk aus Bier und Limonade, aus shandy-gaff meist abgefürzt.

Im Zuge saß ein betrunkenener Chinese, der 3½ Jahre Koch in der Goldstadt gewesen war und jetzt nach Hughenden fuhr.

„Missee makee me laugh too much!“ sagte er zu einer älteren weißen Frauensperson, die eine Dienstbotenstelle irgendwo am Cape angenommen hatte und den Chinesen fortwährend unten am Bein kitzelte. Es war ein widerwärtiges Bild.

Der Zug führte durch eine einförmige Eukalyptenwildnis in etwa drei Stunden zum Ziel. Für den Durst war durch Wasserfäcke gesorgt, obwohl es erst Ende August und also noch Winter war.

Auf der Eisenbahnstation am Cape River holte der Onkel die Gäste in einer Buschkutsche ab. Sein ältester Bruder war seit einigen Tagen bei ihm auf Besuch, und beide hatten sämtliche vorhandenen Whisky- und Brandyvorräte bereits geleert. Die erste Frage der alten Buschveteranen war daher, wie viele Flaschen der Nefte mitgegeben und wie viele Konrad und Ferdinand auf eigenes Konto noch aus der Stadt mitgebracht hätten.

Als die Ankömmlinge eine stattliche Anzahl auspackten, nickten

die beiden Brüder resigniert und meinten, sie hätten auch nicht mehr erwartet; ihr Nefse habe weder Gefühl für Verwandtschaft noch überhaupt Verständnis für die Einsamkeit des Busches; Konrad und Ferdinand selbst aber hätten wohl vorgezogen, ihren Durst schon in der Stadt zu stillen.

Infolgedessen fuhren sie gleich, nachdem sie die Gäste an der Farm abgefekt hatten, in das sechs Meilen entfernte Buschdorf Bentland und betranken sich unter Flüchen auf ihren ungeratenen Nefsen. Erst spät in der Nacht langten sie wieder auf der Station an und brachten eine Jar draught whisky mit, einen Krug Whisky vom Faß, den sie daheim auf Flaschen füllten. Das werde wohl für die nächsten Tage vorhalten, meinten sie.

Konrad erhielt ein besonderes Lager auf dem Sofa im Hauptzimmer, während die beiden Brüder im Ehebett schliefen; Ferdinand schlüpfte im Hinterhaus unter.

Bei Sonnenaufgang standen die Gäste auf. Die dänische Wirtschafterin, die seit dem Tode der Frau des Onkels dem Hause vorstand, hatte Konrad bereits tags zuvor einen heißen Whisky mit Ei ans Bett gebracht, da er über Halsweh klagte.

Als der Pastor ins Freie trat, war die ganze Gesellschaft, alle Männer und Frau Green, die Dänin, bereits am Melken; außer den 400 Pferden hatte die Station etwa 1500 Stück Rindvieh.

Die Farmgebäude lagen auf einer leichten Anhöhe. In der Ferne erhob sich eine Bergkette, die Konrad an Berge am Rhein erinnerte; leider fehlte der Strom. Der Cape River selbst war völlig ausgetrocknet. In dem kleinen Creek vor dem Hause stand bloß ein Wassertümpel, zu dem morgens und abends die Papageien der ganzen Nachbarschaft zur Tränke kamen. Doch erzählte man, daß zur Zeit der Flut nur der nächste Bezirk um die Gebäude herum wasserfrei sei.

Ein jung eingefangener Dingo, der richtige Typus der wilden Hunde Australiens, war seit neun Monaten auf der Station und lag an der Kette. Er war von gelber Farbe und hatte ein riesiges Gebiß; an dem fuchsähnlichen Kopf war er sofort als wilder Hund erkenntlich. Ruhig ließ er sich von Konrad streicheln. Da die wilden Hunde unter den Schafherden — durch ihr blutgieriges Morden — unermesslichen Schaden anrichten, bezahlt die Regierung eine halbe Krone (2½ Mark) für jeden

Dingoskalp, während für das Känguruh, das nur auf den Felsen mit dem Buschgras aufräumt, bloß eine halbe Mark Schutzprämie bezahlt wird.

Ungefähr fünfzehn Hunde liefen auf der Station umher, außerdem sehr viele Katzen. Die Tiere wurden hauptsächlich der vielen Schlangen wegen gehalten, die die Gegend unsicher machten. In den ersten sechs Wochen nach dem Bau der Station, vor zehn Jahren, waren etwa acht Schlangen im Hause getötet worden, darunter eine über zehn Fuß lange Tigerschlange, eins der giftigsten Reptile Australiens. Eine hatte den Kanarienvogel aus dem Käfig geholt und junge Rücken mitgenommen.

Im Hofe stolzierte ein Riesenkatadu umher, außerdem ein anderer, der immer „Hallo, Peter“ sagte. Ferner gewahrte Konrad noch eine eingefangene wilde Taube und ein paar wunderschöne, bunte Papageien. —

\* \* \*

Die Tage gingen mit der Suche nach dem Gaul und der Jagd hinter ihm her hin, während die Abende mit Jocre, einem Kartenspiel, ausgefüllt wurden.

Nach einer halben Woche gelang es Konrad und den Farmern endlich, das Pferd, das sich in Gesellschaft von drei chestnuts (Füchsen) im Walde umhertrieb, einzufangen. Alle vier Gäule wurden nach der Farm gejagt und glücklich in die Umzäunung hineingetrieben; dann ließ man die Füchse wieder laufen.

Da das Tier Konrad gut gefiel, beschloß er, es zu nehmen. Der Onkel hatte es vor einiger Zeit von seinem Neffen für vier Pfund kaufen wollen; diejer hatte es ihm aber nicht dafür gelassen.

Am Nachmittage nach dem Fang wurde der erste Versuch gemacht, das neue Pferd „einzubrechen“, wie die Engländer das Zureiten nennen (break in).

Zu dem Behufe wurde das Tier, das natürlich ganz wild war, in die sogenannte „Crush“-Vorrichtung getrieben, einen langen, engen Gang, der aus starken Balken bestand, in dem sich der Gaul, nachdem er einmal hineingegangen war, nicht mehr bewegen konnte, da hinter ihm der Weg durch Baum-



stämme abgesperret war. Hier wurde dem Tier, das weder vorwärts noch rückwärts konnte, zunächst einmal moralisch das Rückgrat gebrochen, wie Ferdinand sich ausdrückte, damit es den nötigen Respekt vor dem Menschen bekäme und seine Herrschaft anerkenne. Der Zaum wurde ihm angelegt und ein Gurt umgeschminkt. Onkel August schaute ihm ins Maul und meinte, er sei vier Jahre alt und käme bald ins fünfte.

In einer kleinen Yard (Hof) suchte der rosselkundige Ferdinand, Konrads ehemaliger Reitlehrer, nachdem er das Pferd aus dem Crush-wag wieder herausgeführt, sich ihm vorsichtig zu nähern. Er nahm einen langen Strick in die Hand und ließ den Gaul erst mehrere Male im Kreise laufen. Nachdem er dem neuen Besitzer dann den Strick übergeben, trat er vorsichtig an das Tier heran.

„He neither kicks nor strikes!“ meinte er beruhigt. „Er schlägt weder nach hinten noch nach vorn aus.“

Doch getraue er sich selbst nicht, den ersten Aufstieg zu versuchen, teilte er mit; auch habe keiner der Söhne des Onkels Lust, die Probe zu machen. Das Pferd sei nämlich ein Bruder des berühmten Missetäters „Rowdy“, wie sich herausgestellt habe; man könne aus dieser Verwandtschaft zwar keine Schlüsse ableiten, immerhin aber sei auf der Station niemand, der mit seinen Knochen für die fromme Gemütsart des neuen Leibrosses einstehen wolle. Es sei daher das beste, in der Stadt irgendeinem der bekannten Pferdezureiter zehn bob (Schillinge) für den first mount, den ersten Aufstieg, zu geben. —

Nach diesen Versuchen überließ man den Gefangenen seinem Schicksal; das Gebiß und den Gurt müsse er für die Nacht anbehalten, meinte Ferdinand. Trüber Gedanken voll, schaute der Gaul den Pastor an.

Trübere füllten Konrads Brust, wenn er an die üble Verwandtschaft des Wildlings dachte. Schwere Zweifel beklemmten seine Seele, ob das Roß auch wohl fromm genug für den Kirchendienst werden würde, und er beschloß, auf alle Fälle beim ersten mount dabei zu sein, um sich ein dogmatisch richtiges Urtheil über das Tier zu bilden. — —

Bis zum Abendessen mochten sie noch etwa eine Stunde Zeit haben.

Da Ferdinand die Nacht vorher auf einem der Gummibäume in der Nähe des Wohnhauses ein Opossum hatte andauernd lachen hören, so beschloßen sie, Jagd auf das Tier zu machen.

Mit Flinten und Stricken zogen sie aus. Die Stricke warfen sie über die hohen Äste der Eukalypten und zogen Johnny, den jüngsten, etwa fünfzehnjährigen Sohn des Onkels, an ihnen hoch, damit er nachsehe, in welchem der vielen Baumlöcher sich das Opossum verborgen halte. Nachdem mehrere Bäume untersucht worden waren, streifte Johnny, und man kehrte zur Farm zurück. Hier wurde noch schnell ein Schweinchen als Festbraten für den nächsten Tag geschlachtet. Froher Erwartung voll legte sich Konrad nach dem üblichen Jocre zur Ruhe, nachdem er noch ungeheure Quantitäten Buttermilch zu sich genommen, die für seinen kranken Hals nach Ansicht der guten Dänin die beste Medizin war. — — —

Am nächsten Morgen erhielt er, wie an den vorhergehenden Tagen, von seinem Schutzgeist zunächst wieder den heißen Whisky mit Ei; dann nahm er mit den andern nach englischer Sitte porridge und ein kräftiges Fleischfrühstück ein.

Das Pferd, das heute schon williger am Strick folgte als gestern, wurde aus dem engen kleinen Hof heute versuchsweise in den weiten großen hineingeführt, in dem es eine ganz andere Bewegungsfreiheit hatte. Ein paarmal stieg es kerzengerade in die Höhe, betrug sich aber im allgemeinen friedlich. Da es verschiedene Fortschritte machte, nahm man ihm nach den Zähmungsversuchen das Gebiß ab und ließ es in der eingezäunten Wiese, dem Paddock, frei umherlaufen. Auch heute hatte indessen keiner auf der Station Lust, die zehn bob für den ersten Aufstieg zu verdienen.

Gegen Abend zogen alle wieder auf die Opossumjagd. Auf's neue erstieg Johnny beutegierig, trotz der ihm vielfach ins Fleisch schneidenden Seile, mehrere Erfolg versprechende Bäume; aber auch heute wieder waren alle Bemühungen vergebens. Als sie enttäuscht umkehren wollten, entdeckten sie auf einem hohen Gummibaume zwei blue mountain parrots, Papageien der Blauen Berge, die sich an einem Astloch zu schaffen machten. Man vermutete, daß sie ihr Nest dort hatten, da die Vögel nicht



fortflogen, obwohl man schon unter dem Baum stand. Selbst als Johnny dienstwillig hinaufkletterte, blieben sie noch eine Weile.

Als der Knabe unter großen Schwierigkeiten in lebensgefährlicher Lage an dem über eine Gabelung geworfenen Strick an das Astloch gezogen war, entdeckte er zu seinem allergrößten Erstaunen statt junger Papageien ein Dpossum darin. Wahrscheinlich hatte es die Eier gestohlen, weswegen die Papageien den Nesträuber beobachtet hatten.

Johnny wurde ein Stock zugeworfen, den er in das Loch stieß, bis endlich das Dpossum ganz verschlafen heraustrach, als Nachtier von dem ungewohnten Sonnenlicht vollständig geblendet; langsam kletterte es auf die höchste Spitze des Baumes.

Konrad gab einen Schuß ab. Mitsamt dem Zweige, auf dem es gefessen, rasselte es herunter. Es war ein tüchtiges Exemplar und hatte etwa die Größe einer Katze. Ein außerordentlich zähes Leben schien in dem Tier zu stecken, dem Johnny erst mit mehreren Kolbenschlägen den Baraus machen konnte. Er zog ihm das Fell ab, da die Dpossumbälge, zu mehreren zusammengesetzt, wärmende Decken liefern. Konrad sah später eine aus etwa vierzig Fellen zusammengesetzte Dpossumdecke, die ein geschickter Schwarzer angefertigt hatte.

Nachdem am folgenden Tage noch eine Känguruhjagd unternommen worden war, auf der zwar viele Känguruhs gesichtet, aber außer einem jungen Tierchen, das lebendig gegriffen wurde, nicht ein Schwanz erbeutet worden war, kehrten Konrad und Ferdinand in die Stadt zurück. Sie nahmen das neue Pferd, das junge Känguruh und ein lebendes Dpossum, das die Dänin abends im Hühnerstall gefangen hatte, mit sich. — — —

Als sie wieder auf dem Goldfelde angekommen waren, ritten sie sofort mit dem neuen Gaul zu Paradise, wo er vorläufig eingestellt wurde. Ferdinand versprach, einen Mann aufzutreiben, der die zehn Bob für den ersten Aufstieg verdienen wolle.

Die nächsten Tage vergingen, ohne daß einer auf dem Hofe erschien; jeder hatte sich zurückgezogen, als er hörte, das junge Pferd sei ein Bruder Rowdys.

Da Rowdy nicht mehr in der Stadt war, konnte Konrad sich kein rechtes Bild von ihm machen. Indessen fragte er seine Gönnerin schüchtern, warum sie gerade Rowdys Bruder für den



geistlichen Betrieb ausersehen habe. Sie meinte, sie könne ein Pferd nach dem Auge beurteilen, und blieb bei ihrer Ansicht, daß sie die rechte Wahl getroffen habe; das Tier sei nicht so wild.

Sonntags nach dem Gottesdienste erschien endlich ein Engländer, der bereit war, den „First mount“ zu übernehmen.

Der Bruder Rowdys wurde im Hofe gefastet und zur Beruhigung seiner und aller Nerven wohl eine Stunde auf und ab geführt, ohne daß der kühne Rossebezwinger Anstalten gemacht hätte, sich in den Sattel zu schwingen, obwohl das Tier ganz ruhig schien.

Endlich meinte er, er verstehe etwas von Pferden, und diesem Pferde stehe es auf der Stirn geschrieben, daß es dem Menschen nach dem Leben trachte; es sei ein buckjumper, wie nur je einer auf einer Queensländer Agricultural Show (Landwirtschaftliche Ausstellung) vorgeführt worden wäre. Unter einem Pfund Sterling wolle er seine Knochen nicht riskieren.

Konrad betonte, daß er für diesen Preis bereits ein neues Tier kaufen könne, und weigerte sich, soviel zu geben.

Der Mann überlegte hin und her, ebenso die drei Brüder der Gönnerin, geborene Queensländer, die alle im Sattel groß geworden waren und für ein Pfund sich eventuell auch getraut hätten. — — —

Ab und zu faßte jemand das Pferd am Zügel und setzte den Fuß in den Steigbügel, versuchte es auch einmal, das andere Bein quer über den Rücken zu legen, um es gleich aber wieder blizschnell zurückzuziehen.

Endlich wurde Konrad das Gebaren der rosskundigen Queensländer denn doch zu dumm.

„Ich werde selbst das Geld für den ersten Aufstieg verdienen!“ rief er.

Ein Bliß der Freude in den Augen der Frau, die ihm das Pferd geschenkt, belohnte ihn für das Vertrauen, daß er zu ihrem Kennerblick hatte. —

Umsonst warnte ihn Ferdinand. Er schwur by Jove und allen anderen Göttern Queenslands, der Gaul werde es machen wie Rowdy, der buckjumper, und dem Reiter im Handumdrehen das Genick brechen.

Konrad hörte nicht auf ihn, sondern stieg in den Sattel. Ruhig wie ein Lamm schritt der Gaul dahin. Dreimal ritt der Pastor um den Hof im Kreis, während Ferdinand für alle Fälle das Tier am Strick hielt, und dreimal dann ohne den Strick. Dann stieg der Seelsorger ab.

Da konnten es auch die anderen. — —

## Der Sturm im Hühnerhaus.

Wenn die halbe Küste des tropischen Queensland leberkrank ist, so kommt das zugestandenermaßen auf Rechnung der Schiffsladungen „Hennesy“, die, von gelegentlichen Frachtschiffen ganz abgesehen, drei regelrechte Dampferlinien fast täglich am Strande aufstürmen.

Auf das Konto der Natur ist die Leberplage keinesfalls zu setzen, denn die fürsorgliche Mutter Erde hat ein Zauberkräutlein wachsen lassen, das die Leber reinigt wie Seife den sündigen Adam. —

Dieses Zauberkraut ist die Tomate. Auf die Tomate schwört der Queensländer jedes Glaubensbekenntnisses, mag er in der anderen Hand den Koran, die Gesetzesrolle des Moses, die Weisheit des Konfuzius, Buddhas Lotos oder das Neue Testament halten.

Auch Konrad schwur auf die Tomate und nahm sie morgens nüchtern vor dem Frühstück. Freilich nicht die Gras- und Wiesentomate, die auch in Europa überall zu haben ist — allerdings nur in England richtig zubereitet wird —, sondern die kleinste und feinste ihrer Art, die ohne Unterlaß das ganze Jahr hindurch wuchs in einem Reichthum, wie kein anderer Strauch oder Baum ihn schaute, mit Ausnahme der Limone. Neben den goldrot prangenden Früchten lachten gleich wieder die neuen Blüten.

Es war ein Segen, daß die Natur den Pfarrhof so verschwenderisch mit Tomaten bedacht hatte, denn wenn immer ein herzkränkender Urger die Leber packte, verschwand Konrad unter den Tomatenbüschen und kam gestärkt wieder in die Schlacht des Lebens zurück; doch die Früchte wurden nicht alle.

Er hatte nie so viele Tomaten gegessen wie an dem Tage, an dem er eigentlich seine Perlhühner essen wollte. Er hatte sie, vier



an der Zahl, ordentlich herausgefüttert und eines Abends ein paar gute Freunde geladen, um ihnen den seltenen Festbraten aufzutischen. Das Perlhuhn hatte Konrads Meinung nach seine Existenzberechtigung nur in der Pfanne, da das ewige Getreische zu widerwärtig klang. Da nun aber das Schicksal der Perlhühner einmal entschieden war, schien es ihnen ganz gleichgültig, ob sie in der pfarrherrlichen oder einer anderen Bratpfanne verschwänden, und so schrien sie denn im entscheidenden Augenblick nicht, als sie gerade in der Nacht vor dem Festessen einen anderen Liebhaber fanden, der über die Einzäunung stieg und sie mitnahm. Seit der Zeit war es still auf dem Hofe. Konrad war darüber höchst unglücklich; er mußte immer an die treulos verschwundenen Leckerbissen denken. Damals aß er die meisten Tomaten, um sich keinen Leberklaps zu holen. — — —

Seitdem war ihm das aus Latten gezimmerte hochragende Hühnerhaus ein beständiger Dorn im Auge. Abreißen wollte er es nicht, da er nie wissen konnte, ob er nicht noch einmal Verwendung dafür haben würde; allein Hühner halten mochte er erst recht nicht; soweit ging seine allgemeine Menschenfreundlichkeit denn doch nicht.

Da sollte ihn ein unvorhergesehenes Ereignis von seinem Hühnerhaus erlösen.

Er hatte sein neues Pferd in den Hof genommen, um es einzureiten. Aber das Übermaß der Zivilisation, in der es jetzt florieren sollte, stieg ihm zu Kopf. Von der langen Jagd im Walde, bei der es erst nach tagelanger Verfolgung glücklich eingefangen war, mehr noch infolge der Eisenbahnfahrt von der entlegenen Buschstation nach der Stadt und den Schrecken des ersten Aufstieges war es ziemlich mürbe geworden. Im Pfarrhofe kehrte die angestammte wilde Natur und der Freiheitstrieb wieder zurück. Nachdem es zuerst ganz verdukt dagestanden, verblüfft von den ungewohnten Bildern der Häuser, Wellblechdächer und Zäune, begann es sofort wieder Lebenskraft und Unternehmungslust im reichsten Maße an den Tag zu legen. Konrad ließ es die ersten vierundzwanzig Stunden ruhig gewähren, um es langsam an das neue Leben zu gewöhnen.

Als er nach Ablauf der Gnadenfrist in den Hof kam, machte er zunächst die Entdeckung, daß seine wilden Tomaten dahin waren;

über Nacht hatte der Gaul die ganze Flora niedergetrampelt. Dieser erste Racheakt schwächte indessen Konrads Nerven nicht weiter, da der nächste Regen wieder andere Pflanzen hochbringen würde.

Er wollte nun versuchen, dem Pferde das Gebiß anzulegen, allein „Prinz“, so hatte er es getauft, schoß wie ein Habicht davon, riß in der Eile die Drahtumzäunung um einen jungen Mangobaum nieder und knickte das Stämmchen. Nun wurde dem Pfarrherrn der Spaß denn doch zu bunt, obwohl ihm das Leben in seinem Wildfang Freude machte. Bald gelang es ihm, den Gaul in einer Ecke zu stellen, aus der er nicht leicht entweichen konnte.

Da er bereits vorher bemerkt hatte, daß „Prinz“ wenigstens nicht die Untugend vieler Buschpferde besaß, mit den Vorderläufen nach dem Menschen zu schlagen, versuchte er, sich ihm vorsichtig zu nähern. Kaum berührte er ihn indessen, als der Gaul mit einem Satz zwischen dem Nachbarzaun, wo kaum ein Mensch sich hindurchzwängen konnte, davonsob, Holzgitter und Mandarinenstamm in wildem Wirrwarr durcheinanderwirbelnd.

Als Konrad sich selbst aus den Trümmern befreit hatte und gerade wehmütig seiner Mandarine nachtrauern wollte, wurde sein Schmerz sofort durch den Umstand abgelenkt, daß „Prinz“ weiter oben am Hause eine junge Dattelpalme niedergetrampelt hatte.

Nunmehr geriet sein Blut denn doch in Mittagstemperatur, und er verwünschte die Torheit, den Gaul auf seinen Hof gebracht zu haben.

Mittlerweile hatten sich die Kinder seiner irländischen Nachbarsfrau an dem zerstörten Zaun angesammelt. Bald trat auch die Mutter hinzu und verbarg ihre Neugier hinter der Maske der Bewunderung für das Blut des Leibrosses. — —

„Plenty of fire in him! Feuer genug hat er!“ sagte Frau O'Shea, während sie behaglich schmauzend an einer Mandarine laute.

„Rather! Ziemlich!“ antwortete Konrad, während er im stillen ihr Sodoms und Gomorras Feuer zwar nicht aufs Haupt, aber doch wenigstens unter die Rüchentöpfe wünschte, da-

mit das angebrannte Mittagessen ihr die Neugier aus dem Leibe treibe.

Leider schien sie es noch nicht auf dem Herde zu haben, denn sie fuhr fort: „Er hat den Mandarinenbaum abgebrochen und den Mango auch und da hinten den Dattelbaum, ach herrjeh!“

Sie jammerte noch eine Weile und sagte dann:

„Sie werden neue Stämmchen kaufen müssen, Herr Pastor!“ Frau D'Sheas Logik hatte wieder etwas Beschwichtigendes für Konrads Nerven. Richtig, ja, das war der natürliche Ausweg aus diesem Dilemma. Er brauchte bloß neue Bäume zu kaufen, dann war alles wieder gut.

„Aber es wird geraume Zeit dauern, bis sie wieder so groß sind wie die da!“ erinnerte Frau D'Shea und dämpfte seine Laune, die sich gerade heben wollte.

Während der Pastor ihr alle Riesenheuschrecken Queenslands in den Rachen wünschte, hob sie schon wieder an, indem sie auf das Gemütsroß hinwies:

„But you'll manage him, won't you? Aber Sie werden doch mit ihm fertig werden, nicht wahr?“

Prüfend und zweifelnd schaute sie Konrad an, während ein linder Zephyr ihre Haubenbänder in den Lüften wiegte.

„I think so“, knurrte er und brach die Unterhaltung ab, indem er seinen „Prinz“ zwischen den starken Zaun, der den Pfarrhof vom Kirchhof trennte, und die mächtigen Pfähle, auf denen die Hauptregentonne stand, drängte.

Diesmal gab es kein Entrinnen für das Tier; hinter ihm war das Haus, und Zaun und Pfähle umzureißen, hätte einen Elefanten erfordert. Nach dem Hofe zu aber versperrte Konrad selbst in seiner ganzen Größe die Gasse der Freiheit. — — —

„Prinz“ setzte ein höchst dummes Gesicht auf und der Seelsorger ein höchst pfiffiges, als er in diesem Thermopylä dem streitbaren Rosse nunmehr energisch gegenübertrat und ihm die Zügel anlegen wollte. Schon begann er ihm triumphierend das Eisen zwischen die Zähne zu schieben, während es anscheinend lammfromm dastand, als es mit einem Male kerzengerade auf den Hinterläufen in die Höhe ging, während es Konrad zu gleicher Zeit einen Stoß gab, daß er lang hinslog.

Einen Augenblick hörte man Frau D'Shea laut aufschreien,



während die Hufe des Gauls über Konrads Schädel wirbelten. Dann setzte „Prinz“ mit einem mächtigen Satz wieder in den Hof hinein und galoppierte lustig wiehernd an der Einzäunung entlang. Frau D'Shea nahm mit ihren Kindern durch die eingerrissene Lücke wie eine Henne mit ihren Rücken schreiend Reißaus.

Langsam richtet Konrad sich auf, und konnte sich selbst kaum von seinem Erstaunen darüber erholen, daß er unverletzt geblieben war; nur das linke Bein hatte er sich bei dem Falle ein wenig gequetscht, so daß er für heute auf die Fortsetzung des Turniers verzichten mußte. — — —

Gedemütigt hinkte er aus seiner Ecke, während Frau D'Shea, die sich wieder herausgetraut hatte, ihm mütterlich zuredete.

„You had a narrow escape! Um ein Haar wäre es schief gegangen!“ rief sie.

Konrad war sich selbst darüber klar, daß der Gaul wohl bloß in Ansehung seines geistlichen Gewandes ihm nicht die Hirnschale eingetreten hatte.

„If I were you, pastor,“ fuhr sie fort, „I'd sell him as soon as possible. He is not a horse for a minister. There is too much fire in him for a clergyman! Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich ihn so schnell wie möglich verkaufen. Es ist kein Pferd für einen Diener am Wort. Er hat zuviel Feuer für einen Pfarrer!“ —

Während so Konrads Männlichkeit auf Frau D'Sheas Zunge dahinschmolz, kam Daniel Hrnjak, ein in Kroatien erzogener Bosnier, der sich zur deutschen Gemeinde hielt, von seiner Arbeit und sah Konrads Verlegenheit. Mit beredter Zunge klärte ihn die Irländerin über das Vorgefallene auf. —

Daniel, der später als Hausgenosse und Koch in das Pfarrhaus zog, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich. Er war vor Jahren von der österreichischen Marine desertiert und dann durch die ganze Welt gewandert. Besonders aufregende Zeiten hatte er in der Levante durchgemacht, in der er bis Damaskus vorgezogen war. Die friedlichste Periode seines Lebens, von der er mit Vorliebe sprach, war die Zeit gewesen, in der er als Gärtner in einem Nonnenkloster, nicht weit von Alexandria in Ägypten, gearbeitet hatte. Aus dieser glücklichen Dase hatte ihn der Sturm auf ein Kabelschiff nach der westafrikanischen Küste getrieben, an

der er zwei Jahre tö'ig war; später fuhr er fünf Jahre als Heizer zwischen Australien und Neuseeland, um endlich als Koch bei Konrad zu landen.

Tatendurstig stieg Daniel in die Arena hinab, in der der Pastor noch immer der Kassandrastimme Frau O'Sheas lauschte, die ihm sein Ende unter den Hufen des wilden Tieres mit den glühenden Farben ihrer keltischen Phantasie beschrieb. — — —

„Das einfachste wäre, ihm einen Lasso über den Kopf zu werfen und ihm dann den Hals zuzuschnüren“, meinte Daniel.

Aber weder er noch Konrad hatten die Pampas je durchstreift, und ohne Ausbildung im Tierfang erschien das Untersuchen aussichtslos. Nur zur Belustigung Frau O'Sheas, die am Zaune kleben blieb wie ein Moskito auf einem Stück Menschenfleisch, die vergebliche Jagd im Hofe zu erneuern, ging denn doch über den Fun. —

Während Konrad noch überlegte, wie man den Gaul überlisten könnte, rief Daniel plötzlich: „Ich hab's!“ —

Eine Erleuchtung war über ihn gekommen. Der Pastor folgte der Richtung seines Blickes, die auf den Hühnerstall ging.

„Wissen Sie was? Wir jagen das Pferd in den Hühnerstall hinein und verrammeln die Türe, dann haben wir das Luder!“

Die Idee war nicht übel. Der Hühnerstall hatte etwa doppelte Manneshöhe und war geräumig genug, so daß der Gaul ohne Schwierigkeiten hineingehen würde. Drinnen mußte er dann leicht zu fassen sein, während man auch von außen eingreifen konnte, da, wie bereits gesagt, der Stall aus lauter losen Latten zusammengenagelt war, durch deren Zwischenräume der Arm hindurchslangen konnte.

Alles war klar zum Gefecht. Es handelte sich bloß noch darum, wer von beiden in den Hühnerstall hineingehen sollte, um drinnen dem Pferde das Gebiß anzulegen.

Konrads Begeisterung für die Bändigung des Tieres war durch die Erfahrungen von vorhin bedeutend abgekühlt, so daß er gern Daniel den Vorrang überlassen wollte.

Da dieser noch keine Anstalten dazu machte, gab Konrad seiner Stimme einen möglichst unbefangenen und harmlosen Ton, als wenn die Sache die denkbar einfachste von der Welt sei, und rief:

„Na, dann los, Daniel, gehen Sie in den Stall; ich jage inzwischen den Gaul hinein!“ —

Daniel ließ sich indessen durch die Sicherheit des Tones nicht verblüffen; er wurde stutzig und sagte, indem er auf den hinkenden Gang des Pastors hinwies:

„Ich meine, es ist besser, wenn Sie hineingehen, da Sie den Gaul nicht so gut jagen können nach Ihrem Sturz von vorhin!“

Der Seelsorger bewies ihm indessen schlagend, daß er mit Frau O'Sheas Beistand dazu wohl in der Lage sei, dagegen sich mit dem gequetschten Beine sicher nicht so geschickt im Hühnerstall bewegen könne wie Daniel.

Frau O'Shea stimmte ihm begeistert bei, ließ ihre Kinder im Stich und kam durch die Bresche wieder in den Hof. — — —

Mittlerweile war Daniel resigniert in den Hühnerstall gegangen und hatte die Türe weit aufgelassen, damit das Pferd hineinlaufen könne.

Frau O'Shea und Konrad begannen das Kesseltreiben, dem „Prinz“, wie es schien, tatendurstig entgegen sah. — —

Als der Pastor auf ihn zuhumpelte, rührte er sich nicht vom Fleck; erst als Frau O'Shea folgte und in der ganzen Fülle ihres stattlichen Leibes dahinrauschte, überließ er ihr erschreckt das Feld und nahm Reißaus. Nachdem die beiden ihn mehrere Male erfolglos über den Hof gejagt hatten, gelang es ihnen endlich, den Gaul an die Türe des Hühnerstalles zu treiben.

Ehe er hineinging, schnüffelte er noch einmal nach Art der wilden Pferde am Boden umher und blickte dann scheu hinter sich; als er aber Frau O'Shea mit wogendem Busen und karussellartig kreisenden Röcken hinter sich her gewahrte, kirschrot im Antlitz vom schnellen Laufen und in der beschwörenden Haltung einer Medea, entsank ihm der Mut, und er verschwand im Stall. Blichschnell wurde die nach außen führende Türe verriegelt, und „Prinz“ war gefangen. — — —

„Now then, Mr. Daniel, catch hold of him! Nun denn, Herr Daniel, packen Sie ihn!“ schrie Frau O'Shea triumphierend.

Ihr flammendes Haupt verschwand in der roten Wolke eines Riesentaschentuches, mit dem sie sich ihr perlendes Antlitz trocknete.



„Well, have you got him? Na, haben Sie ihn?“ fragte sie neugierig, indem sie ihr Gesicht an einen der Lattenzwischenräume drückte, um besser Daniel drinnen beobachten zu können.

Sie hatte das „him“ noch kaum herausgebracht, als krachend zwischen ihr und Konrad ein paar Latten herausbrachen, von denen ihr eine dicht an der Nase vorbeislog, so daß sie aufkreischend zurückfuhr.

Und nun ging drinnen ein Höllenspektakel los, als bohre sich eine Klippe in einen Schiffsbauch hinein. Rechts und links flogen die Sparren, während gleich darauf das halbe Dach oben auseinanderkrachte und der Kopf des Gauls, der drinnen wieder sich gebäumd hatte, eine Sekunde sichtbar wurde. Gleich darauf keilte er aufs neue aus, daß die Splitter flogen und die Neugierigen entsetzt zurückwichen.

Aus dem Chaos des zusammenbrechenden Hühnerstalles aber drang ein markerschütterndes Angstschreien, die alles übertönende Stimme des Kroaten, der in seiner Muttersprache, auf englisch, deutsch und italienisch rief: „Tür auf, Tür auf!“ Mittlerweile sah der Hühnerstall aus wie eine bombardierte Festung; an allen Ecken und Enden gähnten die Breschen, fast groß genug, daß der Gaul selbst aus seinem Gefängnis hätte klettern können.

Vergeblich suchte Konrad seinen getreuen Daniel unter den Trümmern.

„There he is!“ schrie Frau O'Shea mit einem Male und wies auf das halbzertrümmerte Dach. Dicht unter dem Dach, an einem der starken Eckbalken festgeklammert, hing Daniel auf der höchsten Hühnerstange, zusammengekauert wie eine Fledermaus, und schrie um Hilfe.

„Open the door! Tür auf!“ zetert er nochmals in Todesangst, und als habe der Gaul endlich selbst mit ihm Mitleid, brach wie auf Kommando die ganze Türfüllung unter seinen Hufen zusammen.

Allein das Wunder war umsonst geschehen. Daniel wagte nicht, den schirmenden Pfosten zu verlassen und an den Hinterläufen des Gauls vorbei ins Freie zu schlüpfen, während „Prinz“ nicht gesehen hatte, daß er selbst nun auch hinausstürmen konnte.

Immer noch tanzte das Tier wie rasend im Hühnerhause umher. Pardauz! — da brach mit einem Male der ganze Rest des

Stalles mit Ausnahme der vier Pfähle zusammen. Aus den Trümmern entrann der Gaul, aus mehreren Fleischwunden blutend. Wie der Wirbelwind segte er durch den Hof, während der vor Angst halbtote Daniel, wie in letzter, glorreicher Apotheose an seinem Marterpfahl hängend, da die Hühnerstange zusammengebrochen war, in voller Größe sichtbar wurde, wie versteinert noch immer mit beiden Händen sich anklammernd. —

Hilfreich, wie stets, eilte Frau D'Shea hinzu und machte sich um ihn zu schaffen; leblos war er mittlerweile von dem Pfosten heruntergeglitten. —

„You didn't like it very much in there? Es war nicht schön da drinnen, nicht wahr?“ fragte sie mütterlich besorgt. „Sie haben sich doch nicht verlegt?“

Nein, Daniel war mit dem bloßen Schreck davongekommen, ebenso „Prinz“, von den paar Fleischrisen abgesehen. — — —

Mittlerweile war Herr D'Shea zu Pferd angekommen und ritt in den Hof hinein. Konrad suchte die Zügel aus den Trümmern des Hühnerstalles und reichte sie ihm hin.

Ruhig ritt er auf „Prinz“ los, der mittlerweile auch selbst von den wechselnden Eindrücken der Ereignisse überwältigt zu sein schien. Ohne Widerstreben ließ er sich von D'Shea, der im Sattel blieb, das Gebiß anlegen. —

Lächelnd nahm das würdige Ehepaar Abschied.

„As I said, pastor, the horse is nothing for the church; he has too much fire for a minister! Wie ich sagte, Herr Pfarrer, das Pferd eignet sich nicht für den Kirchendienst, es hat zuviel Feuer für einen Diener am Wort!“ — — —

Arges denkend, blickte Konrad ihr nach und schwieg.

## Der Feierabend des Holzhauers.

„Dreh' dich mal um, Christoph, und schau dir die Wetterwand über dem Busch an! Wir bekommen heute noch etwas Ordentliches aufs Dach.“

Der Angeredete wandte sich gleichmütig um und rief dann lachend:

„Unsinn, Junge, keine Ahnung! Du kennst das Land doch immer noch nicht! Das wird sich noch ein paar Abende so zusammenballen, ehe es einmal richtig loswettert. Wart's ab, wer recht hat!“ —

Gleichmütig knirschten unterdessen die starken Räder der hochbeladenen Holzfuhrer weiter durch den Sand, der nahen Stadt zu. Christoph Mann schritt neben dem team (Gespann) her und wischte sich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirne.

„Freilich,“ fuhr er nach einer Weile fort, „gebrauchen könnten wir ein ordentliches Gewitter, damit sich diese Höllenluft einmal abkühlt. Es ist heute wirklich nicht zum Aushalten; so toll ist es lange nicht mehr gewesen!“

„Von einer derartigen Schwüle macht man sich doch in unserem guten alten Schwabenlande keine Vorstellung!“ meinte Karl Engel, sein mate (Gefährte). Stuttgart liegt ja zwar selbst im Wurstkessel, auf allen Seiten von Bergen umgeben, und im Sommer kocht's da nicht schlecht im Tal; aber was ist das gegen diese Gegend! Ehrlich gesagt, es wird einem doch manchmal schwer ums Herz, wenn man zurückdenkt! Es ist eben ein ganz anderes Land da drüben überm Meer als diese Wüstenei mit ihrem Schmorlima! Zuweilen dent' ich doch bei mir, wär' ich bloß drüben geblieben!“ —

„Wer hätte das nicht schon gedacht!“ entgegnete Christoph. „So wird's uns wohl allen gehen. Mit unserem Ländli daheim



darfst du freilich Queensland nicht vergleichen. Meinst du, mir wär's nicht auch gar eigen zumute, wenn ich an meine schöne Tübinger Heimat denke! Das darf man halt nicht, will man nicht zum Trottel werden. Man muß das Leben nehmen, wie es ist. Na, unsereins kann's ja noch überwinden. Aber die Weibsleut! Das ist etwas anders! Die schlagen sich die dummen Gedanken nicht mehr aus dem Kopf! Als Mann hat man ja seine schwere Arbeit tagein, tagaus draußen im Busch. Aber die Frauen daheim, die denken zu viel über alles nach, die leben sich nie richtig hier ein!"

Nachdenklich paffte Christoph aus seinem kurzen Arbeitspfeifchen.

„Bei meiner Frau nimmt's mich nicht wunder, daß sie noch manchmal den Kopf hängen läßt!“ sagte Karl. „Schließlich sind wir ja erst ein paar Jahre im Lande. Da ist's ganz natürlich, daß sie im stillen oft stennt; doch sie ist tapfer! Sie sucht's nach Möglichkeit vor mir zu verbergen. Es ist ja ungeheuer viel wert, daß wir hier Landsleute angetroffen haben, mit denen man sich einmal richtig aussprechen kann; das hilft auch den Frauen über das Schwerste fort. Daß aber auch deine Gattin noch unter Heimweh leidet, ist seltsam! Ihr seid doch schon eine Ewigkeit im Lande?“ —

„An die zwanzig Jahre“, nickte Christoph. „Es ist eine lange Zeit, gewiß, aber da solltest du meine Alte besser kennen! Und wenn sie hundert Jahre alt würde, sie käme nicht über das Heimweh fort! Ja, die ersten Jahre, da war es ganz natürlich, daß ich sie nachts oft stundenlang still weinen hörte, daß ich ihren Augen, wenn ich von der Arbeit kam, deutlich die Spuren der vergossenen Tränen ansah. Sie machte auch kein Hehl daraus, sie gestand's mir offen ein! Jetzt hat sie sich allmählich in ihr Schicksal gefunden. Sie klagt mir die Ohren nicht mehr voll und kommt auch nicht mehr mit dummen Vorschlägen, heimzukehren. Allein ich merke es oft ihrem versonnenen Gesicht an, was sie bewegt, wenn ich fort bin. Sie redet nicht mehr von dem, was sie heimlich träumt. Der Ausdruck ihrer Züge ist stiller geworden, aber nicht fröhlicher. Sie hat ihre Hoffnungen begraben; aber ihr Herz blutet weiter. Ja, wenn das Geld nicht wäre!“

Und Christoph seufzte unwillkürlich selbst auf. — „Das ist's

eben“, warf Karl ein. „Der gute Verdienst hält einen hier! Wenn der nicht wäre, hätte hier gar mancher schnell sein Ränzeln geschnürt. Schließlich ist's nicht zu unterschätzen, daß man hier seine 3—4 Pfund (60—80 Mark) wöchentlich sicher hat, und das ist doch eine ganz respectable Summe. Daheim lebte man eben von der Hand in den Mund und sah nie eine Möglichkeit, es einmal weiterzubringen; aber hier kommt jeder wenigstens zu etwas und hat sein eigenes Haus und ein menschenwürdiges Leben!“

„Ja,“ antwortete Christoph, „man hat sein eigenes Dach über dem Kopfe, wenn's auch bloß aus Wellblech ist. Die Holzhäuser, in denen wir hier wohnen, sind zwar keine Paläste, aber man fühlt sich doch ganz behaglich, weil man auf seinem eigenen Grund und Boden sitzt. Es ist ein besonderer Reiz darin, daß man sich das Haus selbst gebaut hat! Das kann einem keiner mehr nehmen!“

In diesem Augenblick zerriß ein Blitz den Horizont. Die dunkle Wetterwand über dem Walde schob sich auseinander, und ein Flammenmeer schoß hervor, als wolle ein Welkenbrand alles Beschaffene verschlingen; zugleich erfolgte ein Knall, als sei das Himmelsgewölbe geborsten und stürze in der nächsten Sekunde in Atomen auf die unglückliche Erde hernieder. Bereits vorher hatte es in schneller Aufeinanderfolge der Lichtreflexe gewetterleuchtet.

Karl schaute den erfahrenen Gefährten lächelnd von der Seite an und sagte: „Höre, Christoph, ob ein alter Buschmann wie du sich doch einmal geirrt haben sollte?“

Wieder flammte das Firmament auf, und ein neuer Donnerschlag ließ die Schöpfung in ihren Tiefen erbeben. Die Elemente schienen dem jungen Holzhauer recht zu geben.

„Beweist alles nichts!“ behauptete Christoph mit derselben Entschiedenheit wie zuvor. „Bis jetzt ist noch kein Tropfen Regen gefallen, und ich glaube, das Wolkenheer wird sich wieder verziehen, ohne daß wir etwas abbekommen! Aber eine Schwüle ist's zum Ersticken, und einen Durst habe ich im Leibe, der gar nicht mehr zum Aushalten ist. Einen ganzen Tank könnte ich mit einem Zuge austrinken.“

Tatsächlich ließen die Blitze plötzlich nach, wenn auch die



Wetterwand dräuend am Horizont stehenblieb. Die Schwüle steigerte sich noch; schaumbedeckt schleppten sich die ächzenden Tiere unter der schweren Last des Wagens mühsam weiter durch den tiefen Sand, und die Holzhauer ließen die Köpfe hängen.

„Wenn man von der günstigen finanziellen Lage absieht, ist es ein Hundeleben, das wir führen!“ begann Karl Engel nach einer Weile mißmutig. „Drei volle Wochen hintereinander, Tag für Tag und Nacht für Nacht da so einsam im Busch zu hausen, die Bäume zu fällen und kleinzuschlagen, ohne ein anderes lebendiges Wesen zu sehen, als dann und wann ein Känguruh, und keinen andern Laut zu hören als das Geschrei des verwünschten Kakadus und laughing jacks, das geht denn doch über die Hutschnur. Von dem giftigen Gewürm will ich erst gar nicht reden, mit dem man immer zusammen kampiert in diesem Paradies der Schlangen, Skorpione und Hundertfüßler!“

„Unangenehm ist die Nachbarschaft gerade nicht!“ lachte Christoph. „Jedenfalls ist das Viehzeug hier so zahlreich wie Sand am Meer. Im Sommer kommt es uns ja nicht soviel zu Gesicht, weil es da immer mobil ist. Aber im Winter! Donnerwetter! Erinnerst du dich noch, wie wir im vergangenen Juni unter dem mächtigen alten Blutbaume sechsundzwanzig Tigerschlangen im Winterschlaf erstarrt antrafen, die sich in den Hohlraum verkrochen hatten? Ein Duzend Giftschlangen auf einmal haben wir in den Löchern und unter dem Wurzelwerk der Waldriesen nun doch schon weiß Gott wie oft vorgefunden! Ich möchte wohl wissen, wie vielen von dem Gelichter ich allein bereits den Garaus gemacht habe; gezählt habe ich sie nicht!“

„Weißt du,“ sagte Karl, „die Wahrheit zu sagen, diese Schlangenbrut hier im Busch hat mir von jeher schon einen Schauer eingeslößt, den ich so leicht nicht überwinden werde. Der Mensch ist ja ein Gewohnheitstier, aber an dieses gesellige Beieinanderleben mit der Reptilienwelt werde ich mich nicht gewöhnen. Im Winter die Bestien duzendweise totzuschlagen, wenn sie vor Kälte erstarrt sind, ist eine höchst einfache Sache, die weiter die Nerven nicht aufregt. Aber jetzt im Sommer im Busch unter dem Giftgewürm zu hausen und Nacht für Nacht unter dem Zeltdache zuzubringen, stets auf einen unliebsamen Besucher gefaßt, das ist doch der Gipfel der Ungemütlichkeit; denn daß



die Viehcher gern in die Decken kriechen und auch das Lagerfeuer nicht scheuen, ist sattfam erwiesen. Zumal jetzt, wo der Februar anrückt und die Regenzeit, in der sie sich paaren, ist das Gefühl wie immer unbehaglich, daß jeder Skorpion, jede schwarze Spinne und jede schwarze Schlange verliebt und auf Wanderschaft ist; gerade in dieser Paarungszeit sollen sie das schlimmste Gift haben!“

Christoph hatte sich mittlerweile aufs neue sein Pfeisichen gestopft und sah seinen Gefährten lächelnd an.

„Na,“ meinte er, „jetzt hör' endlich einmal auf, von dem garstigen Viehzeug zu reden, habe gerade genug davon. So schlimm ist die Sache nun doch nicht, wenigstens bist du noch nicht gebissen oder gestochen worden!“

„Das wohl nicht,“ entgegnete Karl, „und Gott bewahre mich davor! Aber mir ist noch immer der Schreck in den Gliedern vom vorigen Jahre, wo John Ferguson von der Todesotter gebissen wurde und nach ein paar Stunden trotz aller Rettungsversuche eine Leiche war. Du hattest damals wohl gerade den Holztransport nach der Stadt wie heute, da du nicht dabei warst; allein wir anderen, die wir die Leiden des Ärmsten mitangesehen haben, bekamen doch fast zuviel davon!“

„Gewiß,“ sagte Christoph ernst, „zu spaßen ist nicht damit. John Ferguson war weder der erste, noch wird er der letzte sein, dem so etwas zustößt; die Reihe kann an jeden von uns kommen. Aber sterben müssen wir doch alle einmal, und in welcher Weise es geschieht, ist schließlich ganz gleichgültig. Ich meinesteihs denke immer, wenn schon einmal, dann möglichst schnell, ohne zu viele Schmerzen und ein langes Krankenbett, denn das ist für die Angehörigen das schlimmste. Nun, gottlob, so weit sind wir vorläufig noch nicht; über unsere Gesundheit können wir uns ja beide nicht beklagen, die hat schon manchen Stoß ausgehalten und wird uns noch über manchen Berg hinwegbringen.

Vorläufig ist die Hauptsache, daß man einmal wieder zu Muttern kommt. Für mich ist immer diese Heimfahrt alle drei Wochen ein wahres Fest! Kurz, allzu kurz ist es bloß, da wir Sonnabends erst gegen Abend ankommen und schon früh in der Nacht auf Montag wieder fort müssen; aber es ist doch wunderschön, einmal wieder daheim zu sein. Wer weiß, ob man

so oft und so regelmäßig diese schönen Stunden hätte, wenn man beständig zu Hause wäre und in der Stadt arbeitete.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte Karl, „das habe ich mir auch oft gesagt. Meine Frau freut sich schon sicher wie ein Kind darauf, heute abend mit mir den „Saturday night stroll“, den Samstagabendbummel, durch Mossmann- and Gillstreet machen zu können. Das ist doch nun einmal das größte Ereignis jeder Woche. Wirfst du auch in die Stadt kommen?“

„Ich kann es nicht sicher versprechen. Meine Frau macht sich, wie du weißt, nicht allzuviel daraus mit den Kindern auszugehen; neun Stück ist keine Kleinigkeit. Allein gehe ich nur ungern. Wenn man bloß die kurze Zeit daheim ist, bleibt man am besten beisammen. Für mich ist die Hauptsache, daß ich mich einmal wieder ordentlich waschen kann, in reine Kleider hineinkomme und an einem sauber gedeckten Tisch in aller Ruhe und Behaglichkeit im Kreise meiner Familie esse; alles andere findet sich dann von selbst. Hoffentlich hat mir meine Alte bereits eine tüchtige Kanne mit Zitronenwasser kaltgestellt; ich erinnere mich nicht, daß ich je so durstig gewesen bin wie heute!“

Mittlerweile waren die beiden Gefährten an einer Begegabelung in der Nähe der Stadt angekommen. Karl verabschiedete sich von seinem Landsmann, der heute an der Reihe war, die Holzfuhr an ihren Bestimmungsort zu bringen.

„Übrigens, das Gewitter bekommen wir doch, du kannst sagen, was du willst!“ meinte Karl, indem er auf die Wolken wies, die sich unerwartet wieder zusammengeballt hatten.

Mit diesen Worten schritt er geradeaus seiner Wohnung in der Stadt zu, während Christoph links abbog, um die Goldwerke der „Cyanide Company“ zu erreichen, für die seine Fuhr bestimmt war.

Die Feuerung sämtlicher Maschinen und Öfen des ausgedehnten Minenfeldes geschah mit Holz, das anfangs in genügendem Reichthum im Umkreis der Stadt vorhanden gewesen war, jetzt aber aus einer Entfernung von 20 bis 30 Kilometer herbeigeht werden mußte. — —

„Hallo, Christoph, wieder einmal da?“ begrüßte bei der Einfahrt der Manager (Direktor) den Holzhauer. „Nun, Ihre Tätigkeit ist nicht gerade die angenehmste bei diesem Wetter! Aber ein



mächtiges Gewitter zieht ja da herauf, das wird uns hoffentlich Abkühlung bringen!“

„Ich bin mehr tot als lebendig heute!“ rief Christoph. „Gott sei Dank, daß ich fertig bin. Ich mache gleich Feierabend. Ein Glück, daß man sich jetzt einmal wieder ausruhen kann!“

Der Manager schritt quer über den Hof zu seinem Dienst-raum, während Christoph mit dem Wagen weiter in die Works fuhr, um das Holz abzuladen.

Um den Platz herum türmten sich die weißen Massen der slimes and sludges, die Überreste der in den Mühlen gestampften und goldentleerten Quarzmassen, aus denen hier durch ein Zyankaliverfahren der letzte, in der Mühle nicht faßbare Goldgehalt gezogen wurde. Hier ließ Christoph die Pferde halten und stürzte dann lechzend auf einen der „Taps“, der großen Wasserkräne, zu, um den brennenden Durst zu löschen.

Gerade flammte es wieder rings am Horizont auf, und ein mächtiger Donnerschlag krachte; gleichzeitig fielen die ersten Regentropfen. Näher heran wälzten sich die Wolkenmassen und bedeckten den ganzen Himmel. Der alte Buschmann hatte sich geirrt; Karl, der junge Holzhauer, sollte recht behalten. — —

Christoph drehte am Kran, beugte den Mund an die Öffnung und tat einen langen Zug; so hatte er sich noch nie nach einem Schluck Wasser gesehnt in seinem ganzen Leben. — —

Als er sich wieder aufrichtete, überzog Leichenblässe sein Gesicht.

„I am poisoned! Ich bin vergiftet!“ hörte ihn einer der Arbeiter sagen, der zufällig vorüberging.

Gleich darauf taumelte er, fiel hin und rührte sich nicht mehr.

Christoph hatte die Kräne verwechselt. Statt des Burdekinwassers der Flußleitung hatte er die Zyankalilösung aus dem falschen Kran getrunken.

Als die Leute von allen Seiten heranliefen, war er bereits bewußtlos.

Man brachte ihn in ein unweit gelegenes Gasthaus, wo ihm ein Brechmittel eingeflößt wurde, jedoch ohne Erfolg.

Da er nicht wieder zu sich kam, fuhr man ihn sofort ins Hospital. Hier wurde die Magenpumpe angewandt und ein Versuch mit künstlicher Atmung angestellt, aber obwohl die Ärzte sich



alle Mühe mit ihm gaben, kam er nicht mehr wieder zum Bewußtsein. Drei Stunden nach dem todbringenden Trunk war er bereits eine Leiche und schwarz verfärbt.

Christoph Mann hatte seinen Feierabend gemacht für immer. — —

Draußen war unter Blitz und Donner eine wahre Sintflut niedergegangen; lechzend schlürfte die dürstende Au den lang ersehnten Regen. —

Trauernd umstanden die Arbeiter, die ihn gebracht, den toten Holzhauer.

„Das beste wird sein, Karl Engel Bescheid zu schicken, damit er die Witwe auf das Schlimmste vorbereitet; er ist sein mate und der beste Freund der Familie!“ —

Einer der Leute, der Karls Wohnung kannte, wurde hingesandt, ihm die Botschaft auszurichten. — —

Christophs Frau erwartete ihren Mann, als sie Schritte auf der Veranda hörte. Statt dessen war es Karl Engel, den sie vor sich sah; er war auf dem schwersten Gange seines Lebens. — — —

Engländer und Deutsche sammelten gemeinsam eine große Liebesgabe für die Witwe und ihre neun Kinder. —

Eine zahlreiche Menschenmenge geleitete das Opfer des beklagenswerten Versehens zum Friedhof.

Die Rede des Pastors fanden alle ergreifend mit Ausnahme der Witwe; sie hatte kein Wort gehört.

Auf den Zyankali-Goldwerken wurden die Kräne genau bezeichnet, um in Zukunft jede Verwechslung auszuschließen.

Es war nicht mehr nötig; keiner vergaß Christophs Schicksal.

## Das Sumpffieber.

Gänzlich erschöpft sank Konrad in seinen Easy-chair, den Ruhestuhl. Ein kleiner Niagara-fall plätscherte ihm vom Haupte, den aufzufangen sein halber Leineworrat nicht ausreichte.

Es war im März und Queensland ein großes Treibhaus. Leider war er keine Victoria regia, und so schwamm er denn nicht wohlgefällig auf den Siedewogen, mußte vielmehr ihre kochende Flut höchst mißvergnügt über sich ergehen lassen.

Vergebens suchte er den Verflüchtigungs- oder vielmehr Verwässerungsprozeß seiner irdischen Existenz aufzuhalten; die Auflösung seiner Moleküle schien eine von der Vorsehung beschlossene Tatsache, wenn er persönlich auch gegen die Rückkehr zum flüssigen Aggregatzustande lebhaft protestierte.

Er war vier bis fünf Stunden tagsüber in der Sonnenglut gewesen, um die zerstreuten Schäflein seiner Gemeinde zu besuchen.

Sonst pflegte er im Mondschein seine seelsorgerischen Gänge zu unternehmen, da nur nach Sonnenuntergang die Temperatur einigermaßen erträglich zu werden begann. Allein es war um die Zeit des Neumondes und Straßenlaternen auf dem Goldfeld ein noch unbekannter Luxus. —

In der ägyptischen Finsternis aber in dem Labyrinth der Sand- und Buschwildnis umherzupilgern, wäre ohne den Faden der Ariadne Selbstmord gewesen. Die Dame aber saß auf Nagos, und Konrad in Nordqueensland; so konnten sich zwischen ihnen keine Fäden mehr anspinnen. Nach ihrer Erfahrung mit Theseus wäre sie ohnehin wohl etwas zurückhaltend mit ihrem Knäuel gewesen. —

So mußte Konrad wohl oder übel im grellen Sonnenbrand durch Sand und Staub losziehen, obwohl er wußte, daß

er eine Metamorphose durchmachen würde, die ihn für ein Konterfei im „Simplizissimus“ qualifizierte.

Denn kaum hatte er sich ein paar hundert Meter vom schützenden Wigwam entfernt, da war er wie Moses, als ihn die Pharaonentochter aus dem Pechkästchen herausholte — der Vergleich stimmte auch insofern, als Queensland für ihn ein Riesenpechkasten war —, nämlich buchstäblich aus dem Wasser gezogen.

Zwar trug er nur das allerleichteste weiße Leinenzeug, Rock, Hose, Hemd und Kragen; allein der Kragen schlotterte ihm bereits um den Hals wie ein verunglückter Prießnikumschlag; in dem weißen Brustpanzer seines Faltenhemdes war die Stärke verwässert wie die Milch unter dem Pumpenschwengel seines Buschlieferanten, und ein paar hundert Meter weiter sah der wohlgeplättete Rock aus, als ob er eben von einem tropischen Regen ohne Schirm überrascht worden sei.

In dieser „Aufmachung“, die jeder Ästhetik Hohn sprach, mußte er nun als Ritter von der traurigsten Gestalt bei vierzig Grad im Schatten seine Pilgerfahrt vollenden. Wohin er kam, beeilte sich männiglich sofort, den kühlenden Zitronentrank, den lemon squash, ihm zuzubereiten und die ermatteten Glieder zu erfrischen.

Allein das hatte seine zwei Seiten, denn nun trieb die Sonne, die ihm jeden Flüssigkeitsgehalt erst aus dem Leibe, dann aus den Kleidern gesogen hatte, von neuem ihr neckisches Spiel: der lemon squash floh aus den Poren in das Linnen und von da wieder ins All, bis sich am nächsten Rastort derselbe Prozeß wiederholte.

So ging's fort, bis er seinen äußeren Adam allmählich in der Verschwindungsperspektive von seinem Planeten begriffen sah und mit dem letzten Rest von Lebensfähigkeit auf seine Veranda zurückfloh, um dort in den Easy-chair zu fallen. — —

So war's auch heute gewesen. Der Easy-chair war bloß die Etappe auf dem Wege zur Badewanne.

Eine Badewanne hat im tropischen Australien zweierlei Bestimmung.

Die erste ist die normale. — Die zweite ist, Anzug, Tischtücher und Servietten zu schonen. — — —



Nämlich, wenn man Mangos ißt. Die in der äußeren Form am meisten der Birne ähnelnde, indessen mehr wie ein Fragezeichen gebogene Frucht des Mangobaumes ist so saftig und spritzig, daß man sie eigentlich immer nur in der Badewanne essen dürfte. Alles andere ist ein Schlag ins Gesicht für das ästhetische Gefühl.

Darum sitzt mancher in der Badewanne, der sonst holländische Reinlichkeit haßt wie die Raze das Wasser. —

Konrad machte sich also auf zur Badewanne und schlüpfte aus dem nassen Linnen ins Adamskostüm.

Behutsam ließ er das erste Wasser aus Röhre und Brause entrinnen, da es siedend heiß zu sein pflegte und die Haut geradezu verbrühte.

Dann kroch er in die Wanne zu seiner Schildkröte, die bis dahin dem Augenblick entgegengedämmert hatte, da er ihr in ihrer einsamen Behausung wieder Gesellschaft leisten würde. Zutraulich krabbelte sie an seinem Leibe auf und ab.

Konrad hatte zwar, des doppelten Zweckes der Badewanne eingedenk, einige Mangos mit in die Badestube genommen, allein sie wollten ihm heute nicht recht schmecken. Er verspürte eine derartige Hitze im ganzen Körper, daß er am liebsten für immer unter Wasser geblieben wäre. Als ob der Sonnenball selbst heute sein flüssiges Feuer ihm in die Adern getropft hätte, glühte das Blut im Leibe; das Wasser des Burdekin erwies sich als ohnmächtig, den Brand in den Gliedern zu löschen. Ihm war zumute, als habe er den Äquator verschluckt. —

Statt in frische Gewänder zu fliegen, huschte er in seine Pyjamas und verschwand in den Rissen. Sadrach, Mesach und Abednego, die drei Männer im feurigen Ofen, spürten die Flammenglut gar nicht so schlimm. Bei denen war ein Engel im feurigen Ofen, der sie beschirmte. „Hätte ich doch auch einen solchen Engel!“ seufzte Konrad.

Einen Engel hatte er zwar auch im Hause; doch Frau D'Sullivan, die irische Haushälterin, war ein Engel der Finsternis, deren Anblick allein schon eine Vorahnung des Fegefeuers bedeutete.

Aber was sollte Konrad machen? Er glaubte einen letzten Versuch anstellen zu müssen, die irdische Gewandung seiner un-

sterblichen Hülle noch etwas länger zu tragen, und so rief er denn nach ihr. — — —

In einer Moskitowolke erschien sie. —

„Well, what's the matter, pastor?“ —

„Was los ist? Der Teufel,“ sagte er, „oder vielmehr eine Legion von Teufeln, die mir alle in den Gliedern herumspuken!“ —

Frau O'Sullivan bekreuzte sich und verschwand. Sie war eine fromme Irländerin und haßte alle Teufel ohne Unterschied ihrer Nationalität.

Konrad nannte alle Heiligen der Grünen Insel, die ihm in der Eile einfielen, und sie rauschte wieder herein. — — —

„I've got it — at last! Ich habe es — endlich!“ sagte er. —

Sie atmete erleichtert auf. Sie wußte, was er hatte. Die Falten verschwanden aus ihrem Antlitz.

„So you caught it at last? So haben Sie es endlich gekriegt?“ fragte sie. „Well, ich lasse den Doktor holen!“ —

Mehr wollte Konrad nicht. — — —

Richtig, er hatte das dengue fever, ein malariaartiges Sumpffieber, das wegen seiner alle Lebensfunktionen lähmenden Wirkung gewöhnlich kurzweg breakbone, das „knochenbrechende Fieber“, genannt wurde. Fünftausend Einwohner der Minenstadt hatten es, wie sich herausstellte, zu gleicher Zeit.

Das also war es, was ihm schon die letzten Tage in den Gliedern gefessen hatte. Daher rührte diese überwältigende Müdigkeit, die ihn immer niederdrückte, dieser Mangel an Energie, dieses schleppende Gefühl im ganzen Körper, als ob sich der Mumifizierungsprozeß bei lebendigem Leibe vollzöge. —

„Brandy!“ murmelte lakonisch der Asklepiosjünger, ein Vertreter des gerade verreisten Doktors Vaughan, als er Konrads Puls gefühlt hatte. „Brandy, soviel Sie wollen!“ setzte er hinzu.

Nachdem er diesen delphischen Spruch gefällt, faltete er seine Toga und verschwand. — —

Bewundernd schauten Frau O'Sullivan und Konrad ihm nach. Sie hatten ein Recht, auf ihre Buschmedizyniker stolz zu sein, denn von ihnen walteten noch mehrere ihres Amtes, während in der Nachbarstadt Townsville der Tempel des Asklepios geschlossen

war; die halbe Einwohnerschaft lag am Fieber danieder, eingeschlossen sämtliche Ärzte. — —

Das Wort „Brandy“, das der Doktor aus dem Gehege seiner Zähne hatte fallen lassen, war von Konrads irischem Posaunengel aufgefangen worden. Gleich, nachdem der Brandy geholt war, klagte Frau O'Sullivan ebenfalls über zerschlagene Glieder und verschwand in der Richtung auf ihre Kemenate.

Konrad rief noch einmal nach ihr, aber sie kam nicht mehr zum Vorschein. — — —

Er nahm einen Schluck Brandy, allein der half ihm nicht. Kaum hatte er ihn hinuntergeschluckt, als er ihn wieder von sich geben mußte. — — —

Die Nacht, die folgte, war fürchterlich.

Die Temperatursteigerung mußte wohl eine außerordentliche sein; obwohl kein Mensch da war, sie zu messen, war Konrad das doch undeutlich im Bewußtsein.

Im buntesten Wechsel jagten ihm alle Eufalypten, Känguruhs, Schwarze und Alligatoren Nordqueenslands durch den Schädel. Immer toller wurde der Hexentanz, immer vielgestaltiger das Chaos, bis endlich aus der Fülle der Erscheinungen eine einzige sich loslöste, die ins Riesenhafte wuchs und endlich, als sie Dimensionen angenommen hatte, die das ganze Weltall ausfüllten, das Antlitz seiner Irländerin trug, die mit Zyklopenarm ihm das Herz bei lebendigem Leibe aus der Brust riß und damit Rankan tanzte.

Während er Angst schwitzte und vergebens den heiligen Patrick zur Abwehr gegen die Tochter seiner Emerald Isle, der Smaragdinsel anrief, verwandelte sich das dräuende Antlitz der Haushälterin urplötzlich in einen Teekessel, so riesengroß, so fürchterlich anzusehen, daß es ein wahrer Hexenkessel zu sein schien.

Und in diesem Hexenkessel siedete es — — — siedete es — — —  
sim — sim — sim — immer heißer wurde das Wasser, immer toller kochte es — — — jetzt kochte es über — — — schäumte heraus — — — der Kessel selbst kam herangewackelt — Höllekräfte schoben ihn näher. — — —

Plötzlich fühlte Konrad, der Teekessel war sein Kopf. Der ging aus allen Fugen; er mußte plagen — — — jetzt plagen — — — auf der Stelle plagen — — — plagen — plagen — — — plagen.



Ihm schwanden die Sinne. — — —

Als er erwachte, war der Doktor wieder an seinem Bett und fühlte seinen Puls. Wieder stellte sich heftiges Erbrechen ein.

„You didn't take that brandy, I see? Sie haben den Brandy nicht genommen?“ fragte er. — —

Konrad berichtete ihm der Wahrheit gemäß, daß er ihn nicht hatte bei sich behalten können. — —

„Well, you 'l have to take quinine! Nun, Sie müssen Chinin nehmen!“ sagte er und wollte davon.

Der Patient bat ihn, sich einmal nach Frau O'Sullivan umzusehen.

Halb getröstet, halb besorgt blickte Konrad ihm nach. Die Irländerin war eine leibesgewaltige Dame und schon in gefunden Tagen schwer zugänglich. Wer wußte, was sie im Wahne anstellte, wenn sie das Fieber gepackt hatte und hin und her schüttelte.

Zum Glück war sie schon als kleines Kind nach Queensland gekommen und hatte nie einen zoologischen Garten gesehen; wer garantierte, daß sie sich sonst nicht am Ende eingebildet hätte, eine Löwin zu sein, die ihre Jungen schützen müsse, oder sonst ein Bierfüßler von unliebenswürdigen Manieren. Konrad selbst verwünschte sie schon längst in die vierte Dimension; allein ihn graute vor dem letzten Duett, das sie bei der Kündigung zusammen anstimmen mußten, und so hatte sich denn Hektors Abschied von Andromache vorläufig noch etwas hinausgeschoben.

Während Konrad noch weniger um die mit dem Fieber ringende Irländerin als um den Knecht des Asklepios sich sorgte und im stillen sich vornahm, seiner Schutzgottheit einen Hahn zu schlachten, falls er aus den Klauen der Harpie ohne Schaden entrinne, kam der Doktor schon lächelnd zurück und befreite ihn aus seinen Ängsten. — — —

„Sie hat kein Fieber,“ sagte er beruhigend, „allein ich will ihr ein wenig Chinin verschreiben, damit sie sich keine Sorgen macht. Ich kann doch einer Dame nicht zumuten, Brandy zu nehmen!“ lächelte er maliziös. —

Klugerweise hatte er von der keuschen Zurückhaltung, die er

Damen gegenüber in Alkoholangelegenheiten anwandte, zu dieser Juno nicht gesprochen, so daß er ohne körperliche Einbrüche und seelische Schädigung aus ihrer Kemenate entwischt war.

Allein um so geängstigter blieb Konrad selbst zurück, da sich der Fieberstrom der getäuschten Dame nun über sein Haupt ergießen mußte. — —

Für alle Fälle hat er den Doktor, bei ein paar näheren Bekannten vorzusprechen und ihnen von seiner Lage Mitteilung zu machen, da es immerhin unsicher war, wann Frau D'Sullivan wieder im Rahmen ihrer Tagespflichten auftauchen würde. — Doch er sollte sich in seinen Vermutungen nicht getäuscht haben. Frau D'Sullivan, die sich in ihrer Hoffnung betrogen sah, einmal der Brandysflasche in vollen Zügen zusprechen zu dürfen, ohne daß ein Makel auf ihre Jungfräulichkeit wenigstens in alcoholicis fiel, rauschte nachmittags bereits wieder mit blühenden Wangen in das Zimmer.

„I feel all right again“, sagte sie, während ihre Gemütsstimmung entschieden all wrong war. „Ich kann übrigens auch das Chinin nicht vertragen, das mir der Doktor verschrieben hat. Erstens einmal schädigt es die Zähne“, betonte sie hoheitsvoll, während Konrad nicht recht begriff, warum sie so ängstlich war, da sie erst vor kurzem neue gekauft hatte; „und zweitens“, fuhr sie fort, „ist Chinin überhaupt für die Gesundheit nicht gut“.

Dagegen ließ sich füglich nichts einwenden.

Während sie noch dräuend vor dem Lager auf und ab wogte, bedachte Konrad verängstigt, eine wie schwache Sicherung der Moskitovorhang eigentlich für das Ventil ihrer Leidenschaft im Ernstfalle bedeutete.

Diesen beklemmenden Betrachtungen entzogen ihn neue Brechanfälle, denen selbst das sonst aller Listhetik abholde Gemüt seines irischen Schutzengels nicht standhielt. Als Konrad sich wieder erholt hatte, war er allein. — — —

Das Chinin linderte das Fieber, wenn es auch seine Kraft noch nicht ganz zu brechen vermochte.

Als es sich abends wieder stärker einstellte, verwirrten sich Konrads Vorstellungen aufs neue.

Er wanderte die ganze Nacht durch schauerliche Einöden und

trostlose Eukalyptenwälder. Seine Lippen brannten, aber er fand nirgends Wasser. Sein Gaumen war völlig eingetrocknet und seine Zunge verdorrt; seine Eingeweide schrumpften im Krampf zusammen. Er war dem Wahnsinn nahe vor Durst.

Dann verschlangen sich mit einem Male sämtliche Känguruschwänze, die ihm à la oxtail in den Restaurants von Sydney und Melbourne je aufgetischt waren, zu einem ungeheuren Rattenschwanz, der allmählich den ganzen Gesichtskreis seiner Linse ausfüllte. Er schrie um Hilfe und ächzte und stöhnte, bis sich plötzlich eine Öffnung in dem Chaos zeigte; aber die Öffnung war zu klein, er konnte nicht hindurch. Er preßte sich zusammen und quetschte sich hinein und kam auch schließlich schweißtriefend glücklich hindurch; aber siehe, er war in ein Opossum verwandelt, kletterte einen Gummibaum hinauf und verschwand in der Nacht eines Astlochs, verfolgt von einem andern Opossum, einem Riesenopossum, dem Vater aller Opossums; immer tiefer kroch er, immer dunkler wurde es um ihn — — — immer tiefer — immer dunkler — — bis ihm wiederum die Sinne schwanden. — —

So ging es vier Tage und vier Nächte fast. Erbrechen — Fieberträume — — — dazwischen als schirmender Genius seines Erdendaseins sein starkknochiger irischer Engel, dessen unweiblichen Instinkten er preisgegeben war. — — —

Ab und zu sprach der eine oder andere Besuch aus der Gemeinde vor. —

Eines Tages hatte Konrad in unruhigem Nachmittagschlummer wieder von allerlei Tieren der Wildnis geträumt. Da verwandelte sich plötzlich das Wallaby, das neckisch vor ihm herjagte, in eine liebliche Fee, die ihn im Traume anlächelte, so daß er entzückt mit beiden Armen nach ihr griff.

Er griff nur in die Moskitovorhänge; aber durch die Moskitovorhänge hindurch leuchtete das freundliche Antlitz Berta Doherrs, der anmutigen Tochter eines seiner Ältesten, die mit ihrem Bruder Ludwig eben gekommen war. Nicht nur mit lieblich dahingleitenden Worten sprach sie ihm Trost zu, sondern auch mit der Tat:

In ihren Armen hielt sie einen großen Krug voll warmen Eierbieres, das ihre Mutter zubereitet hatte. Konrad nahm



und trank und trank, solange etwas im Krüge war, und es war viel darin.

Dann sank er in einen erquickenden Schlummer und wachte neu gestärkt am nächsten Tage auf. —

Um dieselbe Stunde gegen Abend erschien Berta wieder mit ihrem Bruder und ihrem Bierkrüge und stärkte seine Glieder aufs neue.

Sie redete wenig und lachte nur; er trank desto mehr und lachte sich gesund.

Da verließ ihn das Fieber am achten Tage.

## Stefan.

„Sie kennen Stefan noch nicht?“ fragte Perske, der Barrister (Rechtsanwalt), der erst seit kurzem seine Praxis von Brisbane nach Charters Towers verlegt hatte, ganz erstaunt. „Nanu, da sage ich aber gar nichts mehr, Stefan kennt ganz Australien, und ganz Australien kennt Stefan!“

Beschämt mußte Konrad seinen Mangel an Interesse für Australiens berühmte Leute eingestehen.

„Aber richtig,“ unterbrach sich Perske, „Sie können ihn ja noch gar nicht kennen, denn er ist erst seit kurzer Zeit von Neuguinea wieder zurückgekommen, und vorher waren Sie ja noch gar nicht hier. Aber von ihm gehört haben müßten Sie doch eigentlich! Na, das läßt sich ja noch alles nachholen. Gleich heute abend muß ich Sie mit ihm bekanntmachen! Wie spät ist es denn? Wir wollen ja noch sowieso einen Spaziergang durch Mossmanstreet machen.“

Er sah nach der Uhr. „Halb elf schon, Donnerwetter! Das ist allerdings ungünstig. Um diese Stunde dürfte Stefan schon das nötige Quantum verlötet haben. Da ist es denn doch die Frage, ob wir ihn noch in der rechten Verfassung antreffen; gewöhnlich hat er um diese Zeit schon die Buschfahne aufgezogen. Aber wir können ja immerhin einmal einen Versuch machen.“

Sie schlenderten durch die Straßen und freuten sich der zunehmenden Kühle. Heiter blickte der Mond vom sternübersäten Himmel hernieder, als ob es keine Tage von vierzig Grad im Schatten und keine Moskitos auf schlummerlosem Lager gäbe; auf den schwülen Abend folgte eine durstige Nacht. Stefan hatte seinen Durst bereits gestillt. Als die beiden in Billstreet am White Horse Hotel, dem „Weißen Roß“, vorbeikamen, ging der Jünger der Themis hinein, um Stefan herauszulotsen. Er

schleifte ihn auch glücklich an, freilich unter beträchtlichem Kräfteaufwand.

Stefan erschien in bunten Pyjamas und Pantoffeln, ohne Hut. Sein Durst war mehr als gestillt, sein Verlangen aber noch nicht. Er war eine hohe, schlanke Erscheinung, die allerdings jetzt gerade in ihren Akrobatenvindungen, weil sie unfreiwillig waren, noch nicht so recht zur Geltung kam.

Über seinem Antlitz lag der Buschschleier des Alkohols, so daß Konrad seine lustig und listig blinkenden Augenlein, die doch zuweilen einen so ernsten Ausdruck gewinnen konnten, noch nicht zu beurteilen imstande war. Auf die Frage nach seiner engeren Landsmannschaft antwortete er mit einem solchen Schwall von Provinzen, daß Konrad sich nicht klar wurde, ob er aus Hannover oder Sachsen gebürtig war, denn dies schienen die beiden Zentren in der Ellipse seines geographischen Exkurses zu sein.

Nach der ersten Begrüßung wollte Stefan sofort seinen neu entdeckten Seelsorger in das „Weiße Pferd“ abschleppen und das Ereignis nach Gebühr begießen. Da aber mittlerweile das Publikum nicht ohne Schwierigkeit Billstreet passieren konnte, weil Stefan mit seiner sterblichen Hülle überall und nirgends war, mußte man sich für diesmal den Genuß verkneifen. Man setzte daher die wankenden Säulen seines Leibes wieder in der Richtung auf das Schutzdach des „Weißen Pferdes“ an und verabschiedeten sich von ihm.

„Schade um Stefan!“ sagte Perste, während er mit Konrad weiter durch das Nationalitätengewirr der Goldstadt bummelte. „Er ist ein hochbegabter Mensch, eine der genialsten Naturen, die nur je den australischen Boden betreten haben; allein er bringt es dennoch zu nichts. Die Deutschen mögen ihn kaum kennen; aber als Schriftsteller und Dichter hat er sich unter der Englischsprechenden Bevölkerung hierzulande bereits einen solchen Namen gemacht, daß ihn vom Schwanzfluß Westaustraliens bis an die Torresstraße hier oben in Queensland das entlegenste Buschneft kennt. Stefan schreibt nämlich die geistvollsten Artikel und besten englischen Verse für das Leib- und Magenblatt dieses Erdteils, den „Sydney-Bulletin“, und dies Organ spezifisch australischen Humors würde ihn einst schmerzlich vermissen, wenn er in die Heimat zurückkehren sollte. Aber was er verdient, jagt er sich auch durch die Kehle, in Gesellschaft der ersten besten Buschklepper, die



ihm in die Quere laufen; die hält er dann alle frei. Die Stellungen, die er bekommt, behält er nie lange, und wenn er seine Perioden hat, arbeitet er gar nichts. Ehe er nach Britisch-Neuguinea ging, war er hier Redakteur am „Northern Miner“, aber er verkrachte sich und verlor die Stelle; jetzt ist er am Oppositionsblatt, dem „Evening Herald“, tätig.

Einige Wochen später saß Stefan, der sich mittlerweile öfters bei Konrad hatte sehen lassen, auf der Veranda des Pastors und erzählte ihm aus seinem buntbewegten Leben. „Was ich drüben in Papua erlebt habe, ist eigentlich nichts gegen meine australischen Erfahrungen hier auf dem Festlande!“ berichtete er. „Herr du meine Güte, was habe ich nicht alles hier angestellt, wenn ich kein Geld hatte. — Ich bin boundary-rider (Grenzreiter) auf den großen Viehstationen in Westqueensland gewesen und habe wochenlang nichts anderes zu tun gehabt, als die großen Einzäunungen abzureiten und nachzusehen, ob alles in Ordnung war. — Ich bin auf der Zuckerplantage in Ingham angestellt gewesen und habe meine Pflügtalente an den Tag gelegt, daß der mir zugeteilte Kanaker, der Südseeinsulaner, sich auf dem Bauch wälzte vor Lachen. — Ich bin als gewöhnlicher bullockdriver (Ochsentreiber) mit riesigen Viehherden Hunderte von Kilometern durch den Busch gewandert. — Ich habe in Gesellschaft von anderen Goldsuchern als prospector den Busch durchstreift und als einsamer Glücksjäger, als hatter, der auf eigene Faust schürft; kurzum, ich habe alles gemacht, was man in diesem Lande nur anstellen kann. Ich bin in jedem Handwerk ausgebildet; sogar Schafe habe ich scheren helfen, aber darin mußte ich neidlos der schneller arbeitenden Konkurrenz weichen; mein Schäfchen habe ich weder dabei noch sonstwie geschoren.“

Als Stefan diese Erfahrungen im australischen Busch ausframte, ahnte er nicht, was er sonst noch alles lernen würde; aber Konrad merkte ihm bereits an, daß er sich mit gutem Humor in die *dira vitae necessitas* finden würde. „Ich wundere mich, daß Sie gleich bei jeder Arbeit zupacken konnten, Stefan!“ sagte er. „Ich bilde mir ein, auch nicht gerade ungewandt zu sein, aber wenn ich plötzlich zum Beispiel pflügen sollte, so würde ich wahrscheinlich gar nicht in der Lage sein, die Pferde richtig anzuschirren!“

„Genau so erging's mir auch,“ entgegnete er, „ich mußte aber damals irgendeine Anstellung, einen job, wie man hier sagt, haben, denn ich war sehr hard up, gänzlich ohne Mittel. Ich hatte eine wahre Todesangst, daß der Plantagenonkel gleich beim Anschirren mir schon anmerkte, daß ich keinen blauen Dunst hatte. Allein ich gab mit souveräner Stirn gleich dem Kanaker den Befehl, die Tiere einzuspannen, und verbreitete mich dann über ein angeblich von mir erfundenes Mittel, den Tieren das Joch zu erleichtern, das ich irgendwo zufällig einmal beobachtet hatte, so daß der Mann sich, ohne Lunte gerochen zu haben, davonmachte, weil er selbst noch andere Geschäfte zu erledigen hatte. Ich mußte dann dem Kanaker noch gute Worte geben, daß er mir überhaupt den Kram erklärte, denn, wie gesagt, das schwarze Untier wollte sich totlachen, als er sah, wie mir der Pflug himmelhochjauchzend und abgrundtief durch die Schollen ging. Aber gelernt hab ich's doch!“

Stefan tat einen tiefen Zug aus dem „Whisky und Soda“ und seufzte laut auf. „Jetzt habe ich mich gerade mit Frau O'Kane verkracht, der Eigentümerin des „Evening Herald“. Ein verfluchtes Weib, kann ich Ihnen sagen, eine Irlanderin, das will schon genug bedeuten, rote Haare auf den Zähnen. Ein unglaubliches Vieh!“

„Herkules im Dienste der Omphale mag es schlimm genug gehabt haben, obwohl er mit Rosenfesseln gekettet war“, bemerkte Konrad. „Allerdings, Stefan im Dienste der Frau O'Kane ist das non plus ultra!“ Lachend vergegenwärtigte er sich die Situation, da ihm das Mannweib, das er in einzelnen Goldgräberfamilien wiederholt angetroffen, zur Genüge bekannt war.

„Eine Bestie, kann ich nur wiederholen, ein ganz unmöglicher Balken, eine Schrecksschraube, wie sie in allen Wiedergeburt des Buddhismus noch nicht dagewesen ist! Na, ich bin wenigstens nicht schlecht mit ihr abgefahren!“ wetterte Stefan.

„Beim ‚Northern Miner‘ haben Sie bereits früher gewirkt, wie ich gehört habe?“ fragte Konrad. „Eine zweite Gastrolle werden Sie da wohl nicht geben?“

„Nein,“ erwiderte er, „da habe ich abgewirtschaftet. Es war meine eigene Schuld. Ich wurde nach Britisch-Neuguinea als Spezialkorrespondent gesandt, als die ersten Goldfunde gemacht



wurden und der ‚rush‘ einsetzte, die Völkerflut dorthin. Leider traf ich in Cooktown auf dem Wege zum dunklen Eiland gute alte Freunde und blieb zu lange bei ihnen hängen. Ich war etwa zwölf Tage ‚on the booze‘, wie die Miner sagen, d. h. ich wurde die ganze Zeit nicht mehr recht nüchtern. Als ich in Neuguinea ankam, hatte ich auch einen ordentlichen Zacken weg und war die ersten Tage nicht arbeitsfähig. So kam es, daß meine Berichte etwas später eintrafen, als man erwartet hatte, jedenfalls viel später als die der anderen Zeitungskorrespondenten, die man von Australien hingesandt hatte, und mein Schicksal war besiegelt; ich bekam den ‚sack‘, man komplimentierte mich hinaus!“

„Was gedenken Sie nun zu tun, Stefan?“ fragte Konrad neugierig.

„Das wollte ich Sie eben fragen!“ antwortete er. „Ich denke, ich muß mich wieder einmal an regelrechte Arbeit gewöhnen, das ist für Leib und Seele gesund. In diesem Sinne ist es das Beste, ich steige einmal in die Bergwerke hinunter und verdiene mir im Schweiß meines Angesichtes Brot und Brandy!“

Konrad nickte zustimmend, und Stefan fuhr fort: „Es ist augenblicklich nicht so ganz einfach, in den Minen anzukommen, da gerade kein Mangel an ‚hands‘, an Arbeitskräften, ist. Ich dachte deswegen, ob Sie vielleicht einmal die Güte hätten, mit dem einen oder anderen Ihrer Gemeindeglieder zu reden; es wäre ja immerhin möglich, daß ich dadurch etwas schneller zum Ziele käme!“

„Von Herzen gern, Stefan!“ erwiderte Konrad. „Einen Erfolg kann ich Ihnen natürlich nicht garantieren, aber ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht!“ Stefan ergriff das Gefäß der Freude und setzte es auf Konrads Wohl.

Der Presbyter Doherr, bei dem sich der Pastor für ihn verwandt hatte, verschaffte Stefan nach einigen Tagen einen „job“ in der ersten Mine des Goldfeldes, der „Brilliant and St. George“.

Ersreut stürzte Stefan aus dem Hain der Musen in das Grubenhemd und vertauschte den Federhalter mit dem Spaten und der Pickel. Latendurstig stieg er in den Förderkorb und



arbeitete unten in der Erde mit wahrer Berserkerwut. An Kräften stand er dem stärksten Arbeiter nicht nach.

Bei seiner ganzen Art, sich zu geben, konnte es nicht ausbleiben, daß er bald Hahn im Korbe auf der Grube war. Seine Bonmots würzten den einfachen Leuten die Arbeit; dies bunt-scheidige Durcheinander aller Nationen machte ihn zu seinem Gößen. — Pünktlich stellte sich Stefan immer zur Arbeit ein, und der Alkohol schien seine Gewalt über ihn verloren zu haben.

Alles ging gut bis zum nächsten Zahltag. Als nach vierzehntägiger Arbeit endlich der Sonnabend anrückte, an dem das rote Gold in Stefans Händen funkelte — zehn Mark pro Tag hatte auch er als den üblichen Arbeitslohn erhalten —, lud er gleich seine Schicht zu einem besseren Umtrunke ein. Jeder folgte gern der freundlichen Einladung, denn jeder vergötterte ihn, liebte den Brandy und sparte das eigene Geld. Alles trank, bis es trunken war; Stefan aber so lange, bis die anderen wieder nüchtern waren. Infolgedessen war er der einzige Trunkene, als die Arbeit wieder am Montag früh begann, und da er sich nicht mehr gut auf den Beinen halten konnte — seine Gemütsstimmung fuhr ihm immer in die Beine —, wurde er nicht in den Förderkorb eingelassen. Wie seine Haltung, so wurde auch seine Stellung wackelig, zwar nicht bei den Minenarbeitern, aber beim Aufsichtspersonal, und als sich der Vorfall ein paarmal wiederholt hatte, erhielt er auch hier den „sack“.

Längere Zeit traf Konrad seinen neuen Bekannten nicht mehr persönlich. Er hörte, daß Stefan nach einigen Tagen draußen im Busch auf einem der Cyanide Works einen Posten gefunden habe. Ein paar Monate später half er einen riesigen Schornstein auf einer Grube, die mit einer Mühle vereinigt war, bauen.

Da sah Konrad ihn eines Tages im „Weißen Pferd“ wieder. Er hatte gerade nebenher ein paar Pfund verdient, da einige seiner Gedichte über das Goldgräberleben im „Sydney Bulletin“ veröffentlicht waren. Den Erlös verjubelte er eben mit ein paar Ziegelarbeitern, seinen neuen „mates“. „Hallo, alter Freund!“ rief er, als er Konrads ansichtig wurde. „Haben Sie schon gehört, daß ich bei einem neuen Turmbau zu Babel mitwirke? Was werden Sie als Gottesmann wohl dazu sagen?“

Konrad setzte sich zu ihm und seinen neuen Freunden an einen

der kleinen Bartische und war bald gerade so fasziniert von seiner Unterhaltung wie die alten „Bushhands“ um ihn herum. Stefan hatte heute einen ganz besonders glücklichen Tag; so geistreich hatte Konrad ihn noch nie gesehen. Er bat ihn, doch bald einmal wieder das Pfarrhaus aufzusuchen.

Stefan kam bald; doch als er kam, hatte er bereits wieder einen anderen „job“. Ob der Turm von Babel vollendet war, oder ob er vor der Zeit von dem sündigen Unterfangen abgelassen hatte — genug, er war jetzt Redakteur des „Eagle“ (Adler), des Organs der Arbeiterpartei. Es war ein Blatt, das nicht ganz witzlos war, aber hauptsächlich in persönlichen Ausfällen gegen alle im öffentlichen Leben stehenden Leute und jeden Privatmann im besonderen seine Hauptkraft betätigte. Jeder öffnete den „Eagle“ an seinen Ausgabebogen mit Furcht und Zittern, denn er war eine Art Teufel Asmodi, der alle Dächer abzuheben und in das Innerste der Häuser zu schauen verstand. Stefan versuchte, das Blatt auf ein höheres Niveau zu heben, allein es schien gerade nur als Skandalblatt florieren zu können. Vergeblich kämpfte er dagegen an. Er veröffentlichte gediegene Artikel, aber Neid und Mißgunst wanden ihm endlich auch den letzten Redakteurstab der Stadt aus den Händen.

Eines Tages erschien er wieder auf der Veranda der Pfarrei; es war gegen Ende des Jahres. Er war in der letzten Zeit häufiger hier aufgetaucht und hatte seine neuesten Gedichte vorgelesen; er wußte, daß Konrad ihn gerne sah. „Ich ziehe wieder in den Busch, Herr Pastor! Das nächste Jahr werden Sie mich nicht mehr viel sehen. So, wie Sie mich hier vor sich haben, gehe ich stehenden Fußes heute noch dreißig Meilen weit. Ich komme nicht eher wieder, als bis ich einen ordentlichen claim entdeckt habe!“

Konrad fragte, wie er bei Kasse sei, und holte die Whiskyflasche. Stefan lehnte das Geld ab. „Ich habe zwar nur noch einen Schilling bar, aber ich will nicht mehr und brauche auch nicht mehr. Wo ich hinkomme, kennen mich die Leute, und im Busch kann man mit Geld nichts anfangen! Vielen Dank!“

Konrad drang in ihn, doch wenigstens ein paar Pfund anzunehmen, aber er blieb standhaft. „Ich wollte Ihnen übrigens ein Andenken an mich hier lassen!“ sagte er dann und packte ein

Steinbeil der Papuas aus Neuguinea aus und ein paar Photographien eben daher.

Der Pastor dankte ihm bewegt und trank die letzten Abschiedsgläser mit ihm. Dann ging Stefan. Konrad sah ihm lange nach von der Veranda aus und kehrte dann an seinen Schreibtisch zurück. Etwa zehn Minuten mochten vergangen sein, da hörte er jemand über die Veranda kommen. Es war Stefan. In jeder Hand trug er eine der weitbäuchigen Flaschen Towersbier. „Ich habe den letzten Schilling dafür geopfert!“ sagte er. „Sie müssen doch zum Abschied auch ein Glas mit mir trinken!“

Dem Pastor war rauh in der Kehle, und er spülte seine Rührung mit Towersbier hinunter. Dann drückte Stefan ihn herzlich die Hand und ging in den Busch. —

Im nächsten Jahre versuchte er für eine Kupfermine im Wald, die er entdeckt zu haben glaubte, ein Syndikat zu gründen. Er blieb an dem Orte seines Fundes und hütete seinen claim. In die Stadt kam er nur einmal im Oktober auf kurze Stunden. Er fand sich gleich bei seinem Seelsorger ein; er war stiller geworden im Busch. Das Jahr darauf sah Konrad ihn wieder längere Zeit regelmäßig. Sie aßen zusammen im „Weißen Pferd“; er war noch ernster geworden als das Jahr zuvor und sprach davon, nach Europa zurückkehren zu wollen. Er ging aufs Ganze und hoffte, jetzt endlich seine Mine an den Mann bringen zu können. Ob es ihm gelang, erfuhr Konrad nicht, denn bald darauf verließ er Australien für immer. —

Stefan und Queensland sind in Konrads Erinnerung heute noch unzertrennlich. Es war ein Mann von hohem dichterischen Genie, das in der englischen Sprache vielleicht noch mehr zur Geltung kam als in der Muttersprache. Er hatte ein warmes Herz sich mitten im Leben im Busch bewahrt. Er war Edelmetall unter dem vielen wertlosen Fördergestein deutscher Nation auf fremder Erde. Dieses Edelmetall ist leider nur teilweise gehoben worden



## Die Taufe der vier Kluths.

„Ich merke schon, ich werde Sie nicht los, Herr Pastor. Sie haben den Eifer Johannes des Täufers. Mit Ihren vier Vorgängern bin ich fertig geworden; sie haben alle anfänglich mit derselben feurigen Beredsamkeit auf mich eingeredet wie Sie und sind auch ein paarmal nachher noch zu mir herausgeritten; aber dann erlahmten sie, und sie haben mit meinem guten Willen vorliebgenommen. Allein Sie sitzen mir so auf dem Pelz wie keiner vorher; was soll ich bloß machen?“ —

Und der alte Kluth, der einige Meilen draußen vor der Stadt im Busch wohnte, blickte bald verzweifelt auf sein hölzernes Bein, das man ihm im Hospital statt des gesunden eingesezt hatte, bald auf seinen Quälgeist, der nicht locker ließ.

Seine Frau strickte eifrig an einem Strumpf, ohne sich viel am Gespräch zu beteiligen; allein man merkte ihrem nervösen Wesen an, wie sehr sie die Debatte interessierte. —

„Sie sind das verzweifeltste Stück Buschfleisch, das mir in meiner Praxis vorgekommen ist“, entgegnete Konrad. „Das heißt, soweit Ihre Theologie in Betracht kommt. Als Farmer sind Sie ja leidlich zu ertragen. Die Milch, die Sie mir morgens liefern, entspricht dem Lande und meinen Ansprüchen. Wenn ab und zu einige cockeridges (Kakerlatschen) in ihr manövrieren, so ist die Schuld daran wohl mehr auf den langen Transport aus dem Busch als auf Sie zu schieben, und wenn sie manchmal etwas fetter sein könnte, so liegt das auch wohl nicht an Ihnen, vielmehr an dem tropischen Regen, der ja vielleicht durch den dicksten Milchkrugdeckel hindurchgehen mag; was weiß ich davon! Auch was Sie sonst an Süßkartoffeln, Kürbissen und dergleichen liefern, erscheint mir preiswert, wenn es auch teurer ist, als was die chinesischen Gärtner hier dafür nehmen. Doch Sie sind ein

Vertreter der weißen Rasse, der auch seinem Landsmann gegenüber zum mindesten einen gewissen finanziellen Stolz an den Tag legen muß. So ist das alles hinreichend aufgeklärt und spricht zu Ihren Gunsten.

Aber anders ist es mit der Milch Ihrer frommen Denkungsart bestellt! Die scheint mir bei dem heißen Wetter dieses Landes zuweilen zu gerinnen.

Wie soll ich den Widerspruch verstehen, daß Sie auf der einen Seite behaupten, ein guter Christ zu sein, und dann doch Ihre vier Kinder wie die Wilden aufwachsen lassen und von der Taufe nicht einmal etwas wissen wollen?“ —

Kluth, der nur zugehört hatte, soweit seine Produkte in Betracht kamen, lächelte pfiffig und sann eine Weile nach; dann entgegnete er tief aufseufzend:

„Mein Schwager Großmann, Ihr Presbyter, hat mir da eine schöne Sauce eingebrockt, daß er Sie gerade auf mich gehezt hat! Wie viele Kinder laufen hier im Busch herum, die noch nicht getauft sind! Da könnten Sie alt werden wie Methusalem, ehe Sie alle Väter im Busch an Ihren Taufstein geschleppt haben. Möchte wissen, was ich dem Großmann Böses zugesügt habe, daß er mir gerade zuerst die Geistlichkeit auf den Hals geschickt hat! Warum er nur nicht bei seinem Schwager Gerstenberg angefangen hat, dessen Kinder doch auch noch nicht getauft sind!“

Tieffinnig schaute er vor sich hin. —

„Wie die Dinge nun einmal liegen, sind Sie jedenfalls der ‚Dranste‘, Sie alter Patriarch,“ entgegnete Konrad, „und wenn Ihnen erst einmal die Eistrinde um die Männerbrust geschmolzen ist, werden wir auch wohl noch Schwager Gerstenberg breit schlagen. Nun seien Sie aber doch einmal ehrlich und sagen Sie mir offen heraus, warum Sie die Kinder nicht taufen lassen wollen, da Sie doch vorgaben, gegen die Kirche an und für sich keine Einwendungen zu haben!“ —

Von den vier Angriffsobjekten, nach denen sich der Arm der Geistlichkeit verlangend ausstreckte, spielten zwei in der primitiven Buschstube herum und glogten von Zeit zu Zeit verstohlen nach dem Fremdling, indem sie hinter der Schürze der Mutter hervorlugten, während die beiden ältesten im Alter von vierzehn und zwölf Jahren draußen im Garten tätig waren. —

„Ich habe Ihnen doch schon meine Meinung gesagt, Herr Pastor,“ hub Vater Kluth an, indem er kräftig in die Stube spuckte, so daß ein paar große, schwarze Schwaben oder Kakerlatschen, wie sie gemeiniglich genannt wurden, erschreckt flüchteten, „die Verhältnisse sind daran schuld. Wir wohnen zu weit von der Stadt, als daß ich die Kinder in die Schule schicken könnte. Pferde habe ich nicht wie die anderen Farmer, so daß die Jungens hinreiten könnten. Abgesehen davon, brauche ich die Ältesten bei der Arbeit, also Religionsunterricht könnten sie doch nicht haben, und die Taufe allein tut's doch schließlich auch nicht!“

„Und ich habe Ihnen schon soundso oft gesagt, daß ich gern bereit bin, zu regelmäßigen Stunden herauszukommen und den ältesten Kindern wenigstens die Grundlagen des Religionsunterrichts beizubringen, selbstverständlich ohne jede Gegenleistung, da ich Ihre finanzielle Lage ja genau kenne!“ —

„Ja, das können wir doch nicht gut von Ihnen annehmen, Herr Pastor! Wohin sollte das führen, wenn Sie auf jeder einzelnen Farm im Busch so vorgehen wollten! Da hätten Sie ja keine Zeit für wichtigere Dinge übrig. Außerdem bringt die Mutter den Kindern schon die notwendigsten religiösen Begriffe bei, wenigstens alles, was sie im Busch brauchen. Alte, zeig' her, hol' einmal den Katechismus!“ —

Die Frau erhob sich und suchte eine Weile umher, konnte ihn aber gerade nicht finden. Sie kam ihrem Seelsorger zu Hilfe.

„Na, weißt du, Hannes, du könntest doch dem Herrn Pastor den Gefallen schon tun —“

Konrad glaubte, sie spielte auf die Milch an, die sie lieferten, und wollte schon verzweifeln, allein sie fuhr fort:

„Ich habe dich nun schon jahrelang gebeten, die Kinder wenigstens taufen zu lassen, und du könntest es auch meinetwegen endlich tun!“ —

„Schließlich,“ warf Konrad ein, „was nußt es, daß die Kinder den Katechismus lernen, wenn das, was darin steht, nicht befolgt wird. Warum lernen denn die Kinder die Worte von der Einsetzung der heiligen Taufe?“ — — —

Vater Kluth kraute sich hinter den Ohren und spuckte heftiger aus als vorher; die Kakerlatschen wagten sich schon nicht mehr aus ihren Schlupfwinkeln. —



Er fühlte sich augenscheinlich in die Enge getrieben und mußte nicht, was er entgegnen sollte.

Als alter Soldat beschloß Konrad den Sturm auf den weichen Gegner.

„Nun, Vater Kluth, wie wäre es mit nächstem Sonntag?“

„Sachte, sachte,“ gebot er und raffte seine ganze Energie auf, „so weit sind wir noch lange nicht. Da es nun doch einmal heraus muß,“ polterte er in abgerissenen Sätzen, „so will ich's Ihnen nur gleich offen ins Gesicht sagen, warum aus der Sache nichts werden kann. Ich will mit der deutschen Kirche überhaupt nichts mehr zu tun haben. — — — —“

Wir steckt das Bicknick vor zehn Jahren noch in den Gliedern, als die Gründung der Gemeinde eben erfolgt war. Die verdammten Deutschen — — der Kuckuck soll sie holen — — und zumal diesen hochmütigen Einfaltspinsel Hermann Steinberg, den dummen pommerischen Bauern, der als Bettler ins Land kam und nun nicht weiß, wie hoch er die Nase tragen soll, seit er Millionär geworden ist — und wodurch? — — durch Zufall — Zufall — — weiter gar nichts!“ — —

Also da drückte ihn der Schuh! Der alte Krach war's, von dem Konrad schon des öfteren gehört hatte! Das konnte der alte Dickkopf noch nicht vergessen.

Aber so waren sie alle, die guten Landsleute. Irgendeiner war irgendwo einmal von irgendwem auf die Zehen getreten und konnte nicht darüber weg! Und darum mochte er nichts mehr mit dem Beleidiger und nichts mehr mit dessen Familie und nichts mehr mit dessen Freunden zu tun haben! Der eine sagte „Hott“, der andere sagte „Hü“; alle zogen an verschiedenen Enden des Stricks, und so kam es, daß die verfahrenen Zustände der Gemeinde keinen Zusammenschluß aller Deutschen ermöglichten, wie segensreich er auch gewesen wäre. Alle waren einmal beleidigt worden, weil jeder einmal irgendeinen beleidigt hatte.

— — Während Konrad noch darüber nachsann, ob das Schmähwort der Engländer für die Deutschen „german square-head“ (Querkopf) nicht doch eine gewisse Berechtigung habe unter Umständen, wetterte Vater Kluth noch weiter über die Deutschen und Hermann Steinberg im besonderen.

Sie seien alle nichts wert, die Deutschen hier am Platz, schloß er mit Überzeugung.

Also auch er nicht, fragte Konrad bescheiden.

Sein Selbstgefühl verbot Kluth, die Logik der Frage einzusehen.

„Der dumme pommerische Bauer!“ polterte er nochmals über Hermann Steinberg los.

Konrad erkundigte sich, ob die Bauern in Mecklenburg, woher Kluth stammte, klüger seien.

„Na, ein Bauer ist der Kerl jedenfalls!“ sagte er unsicher.

Der Pastor warf die Frage ein, ob die englische Übersetzung farmer ein Sammelbegriff für alle gesehiten Leute sei.

„Unbestreitbar ist er als Bettler ins Land gekommen!“ versicherte er hartnäckig.

„Na, wir sind doch alle nicht gekommen, um hier unsere Millionen zu verzehren, Vater Kluth!“ bemerkte Konrad verschönlich. —

„Der reine Zufall, daß er das Gold gefunden hat!“ beharrte er eigensinnig.

Konrad entgegnete lind, daß sie beide durch ihren Verstand auch noch kein Gold gefunden hätten, was Vater Kluth einleuchtete.

Und daß sie beide nicht böse sein würden, wenn auch sie durch Zufall auf eine Goldmine stießen, fuhr der Pastor fort.

Allmählich schien sich Vater Kluth den Groll gegen Hermann Steinberg von der Seele heruntergeredet zu haben und wurde etwas friedlicher.

Aber in die Kirche wollte er trotzdem nicht mehr kommen, wo er die ihm widerwärtigen Leute sehen und sich zu ihnen auf die Bank setzen müsse.

Konrad konnte ihn nicht auffordern, zu ihm auf die Kanzel zu kommen, und schwieg betrübt. Doch er merkte, das Gespräch hatte immerhin Eindruck auf Kluth gemacht, und zum ersten Male erwog dieser ernstlich die Möglichkeit, die Kirche gelegentlich wieder zu besuchen.

Das Gespräch schleppte sich eine Weile hin; dann sagte Konrad:

„Run, ich sehe, alter guter Kluth, Sie genießen sich vor den

anderen! Sie als alter Soldat! Das wäre mir doch nicht in den Sinn gekommen!“ —

Damit hatte er das Brecheisen eingeseht.

„Was?“ fuhr der Farmer auf. „Ich mich genieren? Vor wem denn? Da irren Sie sich aber sehr! Da kennen Sie mich denn doch flach! Den Beweis will ich Ihnen liefern, daß ich keinen Dampf vor der Bande habe! Nun gut, ich komme!“ sagte er mit aufflammenden Augensternen.

Also endlich! dachte Konrad, leise triumphierend. — — —

Allein er hatte zu früh triumphiert.

Bater Kluth ließ das Haupt wieder trübselig hängen.

„Nein,“ sagte er zögernd, „ich komme doch nicht, das heißt,“ setzte er leise hinzu, „ich kann nicht kommen!“

„Aber zum Kukuck, was ist denn nun wieder los?“ fragte Konrad, unangenehm überrascht, indem er bald ihn, bald seine Frau ansah.

Er redete nichts, und seine bessere Hälfte zeigte, daß sie noch nichts dachte.

Endlich spuckte er aufs neue mit Energie in die Stube, und Konrad merkte, daß er sich wieder ermannet hatte. —

Die Schwaben, die während des Silentiums wieder auf der Bildfläche erschienen waren, verschwanden aufs neue in den Dielenrißen. —

„Sie sprachen da von Genieren, Herr Pastor! In einer Beziehung muß ich Ihnen allerdings zugeben, daß ich mich geniere, in die Kirche zu kommen, und nicht nur geniere, nein, ich muß sagen, daß es ganz und gar unmöglich ist!“ — — —

„Aber wieso denn nur, Herr Kluth?“

„Ich habe kein hochzeitlich Kleid!“ erwiderte er, während trotz seiner augenscheinlichen Verlegenheit ein schelmisches Lachen aus seinen Augenwinkeln bligte, als er den Pastor mit seiner biblischen Beredsamkeit blendete.

„Ich habe keinen Rock,“ fuhr er fort, „mit dem man in die Kirche gehen kann. Wenn ich nun einmal absolut meine Kinder taufen lassen soll, so will ich auch anständig angezogen sein und nicht von allen Leuten als Buschratte angestarrt werden. Aber einen neuen Anzug mir zu leisten, wie zuletzt bei der Kirchenweihe und dem verwünschten Picknick, dazu langt's bei mir



denn doch nicht. — Nun, schließlich kann meine Frau ja die Kinder bringen, und ich bleibe zu Hause!“ schloß er mit einem Gefühl der Erlösung.

„Nein,“ sagte der Pastor, „Vater Kluth, eine Taufe, bei der das Familienoberhaupt nicht in eigener Person dabei ist, wäre in meinen Augen überhaupt keine Taufe. Ohne Sie geht es nun einmal nicht! Allein ich weiß schon Rat! Wissen Sie was? Wir haben ungefähr den gleichen Wuchs. Ich sende Ihnen einen meiner schwarzen Röcke, der Ihnen ganz gut passen wird. Eine Weste trägt ja hier kein Mensch; die meine würde Ihnen zu eng sein. Da handelt sich's also bloß noch um die Hosen! Meine werden Ihnen etwas zu lang sein; aber Sie können sie ja schließlich umschlagen. Hurra, fertig ist die Laube! Was wollen Sie noch mehr? Ein reines Hemd werden Sie ja wohl selbst haben, sonst kann ich Ihnen das gleich mitschicken, sogar ein geblümtes, daß Sie jung aussehen sollen wie ein Freierrmann, fein gestickt ist's; Kragen und Halsbinde stehen ebenfalls zu Ihrer Verfügung!“

Frau Kluth winkte ab und sagte voll Stolz, ihr Mann besitze selbst zwei weiße Hemden, beide noch von der Hochzeit her, die erst vor sechzehn Jahren stattgefunden habe; einen Schlips brauche er nicht, den trügen ja nur die jungen Flapse aus der Stadt, aber kein echter Buschmann.

„Also einschlagen! Die Hand darauf! Die Sache ist fest! Nächsten Sonntag im Hauptgottesdienst taufen wir die vier Heiden!“ — — —

Der Seelsorger erhob sich befriedigt und wollte zur Tür hinaus.

Doch Kluth humpelte auf seinem Stelzfuß und sagte triumphierend: „Es tut mir leid, Herr Pastor, allein ich hatte einen Umstand übersehen. Aus der Taufe kann doch nichts werden! Gegen Ihren Anzug habe ich nichts. Warum soll unsereins nicht einmal in einen Pastorenrock hineinschlüpfen? Entweiht wird er dadurch nicht. Die Schwierigkeit mit der Hose werden wir auch schon überwinden, wenn ich nur bloß hineinpasse; umgekehrt wäre es leichter! Allein aus einem anderen Grunde kann die Taufe nicht stattfinden!“

„Und der wäre?“

„Nun, sehen Sie,“ sprach Vater Kluth, „wie sollen wir den meilenweiten Weg in die Stadt hineinkommen. Meine Frau und ich und die vier Kinder! Etwa auf einem Milchwagen? Auf dem haben höchstens zwei Platz; außerdem wäre der für eine Taufe auch ein allzu jämmerlicher Aufzug; einen Wagen aus der Stadt kann ich nicht bezahlen, und von Ihnen nehme ich das nicht an; Sie haben selbst nicht allzuviel Gehalt! Also verschieben wir die Taufe nur getrost auf bessere Zeiten!“

Da war der Pastor also genau wieder so weit, wie er anfangs gewesen.

Doch er gab seine Sache so leichten Kaufs nicht verloren.

„Ich weiß einen Ausweg, Vater Kluth“, sagte er. „Da geht's weder aus Ihrem noch aus meinem Säckel, und wir kommen doch zu unserem Ziel! Ich garantiere Ihnen hin und zurück die feinste Equipage der Stadt kostenlos!“ —

„Und wie wollen Sie das anstellen?“ fragte der Farmer und sperrte Augen und Ohren weit auf, und mit ihm schauten Frau und Kinder und Kakerlatschen gleich fassungslos in schierem Staunen den Pastor an.

„Ich werde mit Herrn Steinberg reden, daß er Ihnen seinen Wagen für die Hin- und Rückfahrt zur Verfügung stellt!“ —

Vater Kluth ließ vor Lachen beinahe Krücke und Stelzfuß zu gleicher Zeit fallen und sagte grinsend, als er sich erholt hatte: „Na, wenn der hochmütige Einfaltspinsel das tut, dann können Sie die Kinder meinetwegen zweimal taufen!“

Auch Frau Kluth setzte ein ungläubiges Gesicht auf; ebenso hatten die Kinder und die Kakerlatschen die Eröffnung ohne sonderliche Begeisterung angehört und trippelten unbefriedigt davon.

„Verlassen Sie sich darauf, ich seh' das schon durch!“ sagte Konrad, indem er Abschied nahm.

Die Kakerlatschen gingen bis zur Tür mit und blieben dann bescheiden zurück, während die ganze Familie dem Pastor bis zu der Einzäunung das Geleit gab, an der er seinen Gaul angebunden hatte.

„Also ein Mann, ein Wort, Vater Kluth! Wenn der Wagen kommt, gib't kein ‚Zurück‘ mehr!“ — — — — —

Am nächsten Sonntage kamen Vater und Mutter Kluth und

ihre vier Sprößlinge ganz verschüchtert in Hermann Steinbergs eleganter Equipage in die Kirche gefahren; nur die Kakerlatschen hatten daheim bleiben müssen.

Die anderen Gemeindeglieder glaubten zuerst, Kluth habe draußen einen Goldclaim entdeckt, und waren gleich bereit, ihm die nötige Reverenz zu erweisen, die gerade auf den Minenfeldern dem glücklichen Goldgräber untertänigst bezeigt wird.

Dann aber kam der wahre Sachverhalt heraus, und sie begrüßten Kluth wieder vertraulich als einen der Ihren. —

Mitten im Hauptgottesdienste vor der Predigt taufte Konrad nach dem dort herrschenden Brauch die vier Kluths. Sie hatten das Presbyterium in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Der Vorsitzende des Kirchenvorstandes war, da er Pate sein sollte, bereits vor dem Gottesdienste in höchster Aufregung zum Pastor gekommen und hatte gefragt, ob auch die vierzehn- und zwölfjährigen Kinder bei dem Taufakt aufgehoben und gehalten werden müßten. Der Biedere atmete auf, als Konrad ihn von dem Borgefühl seiner Patenlast mit mildem Lächeln befreite. —

Vater Kluth stand seinem Seelsorger ernst und feierlich in dessen bestem Bratenrock gegenüber. Seine würdige Gattin saß in einem schmucken Stadtkleide, das ihr die Schwester für den Tag geliehen; leider waren ihr die Nähte an den Seiten geplagt, da sie etwas stärker beleibt war; doch das sah bloß der Pastor, sonst niemand weiter, da sie glücklicherweise die Arme nach den großen Kindern nicht mehr auszustrecken brauchte, um sie auf den Schoß zu nehmen.

Auch die Kinder prangten in den Röcken, Hosens und Kleidern ihrer Bettern und Cousinen in der Stadt. Sie hätten alle auf die entscheidende Frage bei der Taufe schon selbst ja sagen können, wären sie nicht zu verlegen gewesen. Sie hätten geschrien vor Angst, wie es sonst Säuglinge tun, hätte der feierliche Akt lange gedauert; so aber waren sie dazu noch zu sehr verwundert. —

Die Taufe der vier Kluths war das Ereignis des Jahres für die deutsche Gemeinde des Goldfeldes.



## Unter dem Maulbeerbaum.

Als Konrad das leztmal auf Andrews' Farm vorsprach, war die Stimmung gerade keine besondere gewesen. Nachdem der Schotte in den lezten Tagen allabendlich durch das Geheul der Dingos im Schlaf gestört worden war, schwand vollends alle Gemüthlichkeit dahin, als sie eine Nacht gänzlich verstummt waren. Dafür entdeckte er aber am nächsten Morgen, daß sie alle sieben jungen Schweine auf einmal geholt hatten.

Vater Andrews hatte wutschnaubend am folgenden Abend vergiftetes Fleisch hingelegt, und wieder war eine stille Nacht gekommen. Am nächsten Tage fand er zwar, daß die wilden Hunde das Fleisch geholt hatten, aber den Triumph erlebte er nicht, die Mörder der hoffnungsvollen Jugend tot in der Nähe der Farm aufzufinden.

Bald darauf traf Konrad Frau Andrews in der Stadt. Sie befand sich in großer Aufregung. Gerade war sie aus dem Busch gekommen und im Begriff gewesen, am Erzelsior-Hotel aus dem Wagen zu steigen, als eine schwarze Schlange unter dem Sitz hervorschlüpfte. Das Reptil war augenscheinlich nicht weniger erschreckt als die Dame, denn es verharrte einen Augenblick starr und regungslos, um dann wie der Blitz hinunterzugleiten und im Kürbisblättergewirr an der Umzäunung zu verschwinden. Frau Andrews konnte es kein Mensch verdenken, wenn sie die nächsten Stunden sich noch nicht ganz von ihrem Schreck erholt hatte; denn obwohl sie eine erfahrene Buschfrau war, die mancher Schlange im Laufe der Jahre höchst eigenhändig den Garaus gemacht hatte, so war es immerhin doch keine Kleinigkeit, was sie erlebt hatte. Ihre Nerven griff noch lange hinterher der Gedanke an, mit einem der giftigsten Kriechtiere unter den Rockschößen eine und eine halbe Stunde im engen Wagen durch den Busch gefahren zu sein.

Frau Andrews stammte aus Schottland; ihre engere Heimat war die Hebrideninsel Lewis. Von Australien hatte sie bereits recht viel kennengelernt. Sie war auch nach Neuseeland gekommen und hatte dort nach sechs Jahren zum ersten Male wieder Schnee erblickt, zu einer Zeit, wo die Leute in Queensland noch braten. Für das Schönste, das sie auf der Welt gesehen, hielt sie Hobart, die Hauptstadt Tasmaniens, auf die sie bei jeder Gelegenheit zu sprechen kam.

Aus ihrer Heimat war sie einst fortgegangen, weil sie sich mit ihrem Vater entzweite, der nach ihren Angaben dort viel Grund und Boden besaß. Ihre Geschwister hätten ihr schon oft geschrieben, sie möge doch wiederkommen, allein so gerne sie jetzt auch ginge, sei ihr das bis heute noch nicht möglich gewesen.

Sie stände nicht allzu gut mit ihrem Eheherrn, munkelten die bösen Zungen, und so wäre vielleicht ihre Sehnsucht nach der Heimat ihrer Jugend erklärlich.

Ein Hindernis für ihre Heimkehr war in der Fülle der Jahre auch die Sprache geworden; denn daheim hatte sie nur Gälisch gesprochen, die Sprache der keltischen Ureinwohner, und kein Wort Englisch verstanden. Nachdem sie aber in der Fremde Englisch gelernt, war ihr im Laufe der Jahre die Muttersprache ganz abhanden gekommen, da sie nie Gelegenheit gefunden, sie wieder zu sprechen. So versprach sie sich nicht allzuviel von den Freuden der Wiederkehr und meinte, ihr Grab würde wohl in Australien ihr geschaufelt werden.

Frau Andrews war auf dem Wege zu Frau Sörensen, ihrer ehemaligen Nachbarin, mit der sie eine innige Freundschaft zu verknüpfen schien.

Da auch Konrad die biedere Schleswig-Holsteinerin lange nicht aufgesucht hatte, begleitete er Frau Andrews dahin, und bald saßen sie in traulichem Geplauder unter dem fruchtebeladenen Maulbeerbaum, der den Hof zierte und das Stelldichein der Familie in der erträglichen Jahreszeit bildete.

„Ach,“ meinte Frau Sörensen, als Konrad den schattigen Baum pries, unter dem er selbst schon manche vergnügte Stunde zugebracht hatte, „er ist ja allerdings hier in dem heißen Lande sehr angenehm, aber Sie glauben nicht, wie oft ich den Baum schon verwünscht habe!“

„Was Sie da sagen!“ fuhren die beiden Ankömmlinge auf. „Wie dankbar würden die meisten Ansiedler sein, wenn sie einen solch herrlichen Baum hinter ihrem Hause hätten! Der ist ja mit einer Goldbarre nicht zu bezahlen!“

„Rein,“ meinte Frau Sörensen, „das ist er auch nicht, er kostet mich bedeutend mehr, wenigstens zur Zeit, wenn er die Früchte trägt! Da sollten Sie die Kinder sehen, wie die sich den ganzen Tag die kleinen Mäuler und natürlich auch die Kleider, die schönen, frischgewaschenen, weißen Kleider, vollschmieren; da kommt allerdings während der Saison mein Portemonnaie nicht mit einer Goldbarre davon! Die trägt mir der chinesische Wäscher fort, ganz abgesehen von unseren eigenen Waschtagen, an denen Berta und ich den ganzen Tag am Tub (Waschfaß) sitzen können!“

„Na, was machen die Kleinen, Kurt und Dora?“

„Danke sehr, ich kann nicht klagen. Kurt hat übrigens neulich eine große Freude gehabt, er kam nach Hause und erzählte uns, Sie hätten ihm eins ihrer eigenen Kinderbilder gezeigt. „Mutter,“ sagte er, „Mutter, du kannst dir gar nicht denken, wie fett der Pastor damals war, als er noch auf seiner Mutter Schoß saß, er sah aus wie ein Fußball, so fett!“

Berta, die zweitälteste Tochter des Hauses, trat in diesem Augenblick herzu und begrüßte die Gäste mit dem gewinnenden Lächeln, das ihr eigen war. Auf ihr lastete die Hauptarbeit des Hauses, und sie hatte im großen und ganzen viel zu wenig von ihrer Jugend, aber sie ertrug alles willig und klagte nie.

„Ihr redet von Kurt?“ fragte sie. „Na, Mutter, lobe ihn nur nicht zu sehr, wenn er auch die letzten Tage sich wirklich außerordentlich zusammengenommen hat! Aber heute morgen begann er schon wieder zu zählen, wie lange er bereits gut gewesen ist, und dann hält es meist nicht viele Stunden mehr vor.“

„Rein,“ lachte Frau Sörensen, „wenn er erst zu zählen beginnt, dann steht das Barometer bald wieder auf Sturm. Mutter, kann ich es nicht lange aushalten?“ fragt er in der Regel, über sich selbst erstaunt. „Jetzt habe ich schon vier Tage keine Schelte und keine Prügel bekommen, ist das nicht großartig; wie lange mag es wohl noch dauern, daß ich so gut bin?“ Wenn er so aufzählt, dann ist es der Anfang vom Ende.“

Konrad war gerührt, da ihn der Charakterzug des kleinen



Schelms an seine eigenen Kinderversuche erinnerte, die meist ebenfalls mit einem solchen Fiasko geendet hatten. Auch Frau Andrews wurde weich.

„Sie wissen beide, daß ich persönlich infolge meiner üblen Lebenserfahrungen nicht viel von der Religion halte, das kann mir kein Mensch übelnehmen, aber ich bin sehr dafür, daß die Kinder darin unterwiesen werden. Jeder Mensch muß eine Chance haben, denke ich immer; darum Sorge ich auch dafür, daß die Meinen stets aus dem Busch zum Religionsunterricht in die Stadt reiten. An mir ist freilich Hopfen und Malz verloren, das hat Pastor Crawford, mein Pfarrer, selbst eingesehen, er stellt keine Bekehrungsversuche mehr an. Presbyterianer sind dazu überhaupt viel zu vernünftig!“

Mit einem gewissen Stolz erzählte sie dann von der Lebensklugheit der Presbyterianer im Verhältnis zur Bekehrungswut der Wesleyaner und der Heilsarmee. Es schien, daß Crawford sein Schäflein doch noch nicht ganz verloren hatte, wenn sie auch nach ihrer Gewohnheit wieder lang und breit auseinandersetzte, wie sie ihren Hirten wiederholt hatte gehen lassen, ohne seine Seele mit ihrem Gewicht zu beschweren — sie hatte ein ganz respectables —. Dann aber kam sie wieder auf Kurts Tugendansfälle: „Aber der kleine Kerl hat mich doch sehr gerührt,“ meinte sie, „wie freue ich mich, daß ich ihm heute wenigstens ein paar lollies (Näschereien) mitgebracht habe! Er ist wirklich ein zu netter Junge, namentlich, wenn er in seinem schottischen Kostüm steckt!“

Frau Sörensen, obwohl im Herzen eine gute Deutsche, hatte ihr Nesthäkchen Sonntags in eine Hochländeruniform hineingesteckt, in der sich der kleine Bengel mit seinen bloßen Knien, dem karierten Weiberrock, der Wildledertasche und dem Zwergdudelsack allerdings allerliebste ausnahm.

In diesem Augenblick kam Kurt aus der Schule nach Hause, warf, als er die Gäste sah, sein Ränzle in die Ecke und kam artig zur Begrüßung heran.

„Na, Kurt, was gibt's jetzt?“ fragte Konrad, ihn bei der Hand greifend und auf sein Knie ziehend.

„Mulberries! Maulbeeren!“ antwortete er lachend und suchte sich ihm zu entziehen, um gleich auf den Lieblingsbaum zu klettern.

„Junge, ich rate dir! In dem schönen Anzug, der gerade frisch gewaschen ist? Du denkst wohl, Berta soll deinetwegen den ganzen Tag am Waschfaß stehen? Daß du dich nicht unterstehst!“ drohte die Mutter.

„Laß ihn nur ruhig auf den Baum klettern, Mutter,“ meinte Berta resigniert, auf die Bluse deutend, die voll Mangosflecken war, „an ihm ist doch Hopfen und Malz verloren.“

„By Jove,“ rief Frau Andrews und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, „er sieht allerdings gut aus; man scheint ihn wohl bombardiert zu haben!“

„Was hast du nur angefangen, Kurt, das ist ja unerhört, wie du aussiehst; da werde ich doch wohl einmal den Stock nehmen müssen, das kann nicht so weitergehen, wo soll das hinaus?“ Und die Mutter erhob sich und machte Miene, ins Haus zu gehen und den Stab „Wehe“ herauszuholen. Sie war wirklich erobst, da der Junge den Anzug erst am Morgen mit einer gehörigen Ermahnung frisch bekommen hatte.

„Please, mother, don't hit me, don't please!“ heulte Kurt los, der seine Mutter kannte und genau wußte, was die Uhr geschlagen hatte. „Bitte, nicht, Mutter, es ist nicht meine Schuld, ganz gewiß nicht, Sydney hat mich so vollgeschmiert, und Gustav hat ihm dabei geholfen, we had a fight, wir haben uns gehauen!“ Und er heulte aus Leibeskräften los.

„Und wie kam denn das?“ fragte die Mutter ernst, noch immer unerweicht und auf dem Sprunge nach der Wunschelrute.

„Das ist eine lange Geschichte, Mutter“, stieß Kurt unter Tränen hervor; „es begann am vergangenen Sonntag schon, vor der Sonntagschule!“

„Vor der Sonntagschule?“ fragte auch Konrad interessiert. „Was war denn da nur los?“

„Es handelte sich um unsere Anzüge“, erklärte Kurt, noch immer in tausend Ängsten schwebend und erst befreit aufatmend, als seine Mutter wieder Platz genommen hatte, weil eine lange Geschichte zu erwarten stand.

Und Kurt erzählte.

Er war, wie gewöhnlich, in seinem schottischen Hochländerkostüm zur Sonntagschule gekommen, sich selbst bewundernd und

von allen anderen beneidet. Aber diesmal war er ausgestochen worden.

Konrad erinnerte sich, welches Aufsehen es bei den andern Kindern erregt hatte, als mit einem Male der kleine Sydney auf der Bildfläche erschienen war. So etwas hatte man auf dem Goldfelde denn doch noch nicht erlebt.

Sydney trug eine echte, rechte, preußische Uniform, die sein Vater ihm von Deutschland vor kurzem mitgebracht hatte, eine blaue Husarenuniform und einen richtigen Degen dazu; ganz wunderschön hatte der Bengel, der Kleinste in der ganzen Schule, darin ausgesehen.

Dem Pastor waren die Blicke der anderen Kinder noch in der Erinnerung, die einen solchen Prunk gar nicht für möglich gehalten hätten und bei seinem Anblick geradezu in Verlegenheit geraten waren; ja, die gewöhnlichste Untugend, der Neid, war unter ihnen gar nicht hochgekommen, zu mächtig erwies sich in diesem Fall der Eindruck der Schönheit, und statt des Neides schlug eine helle Flamme der Freude aus aller Augen, und jeder-mann sah Sydney begeistert an.

Selbst Gustav, der Sohn des reichsten Aktionärs des Goldfeldes, war ganz weg, als er Sydney so strahlend sah. Gustav sah selbst reizend aus, der reine Prinz, in seinem zierlichen gelben Jäckchen mit dem feinen Spitzenkragen und den roten Samthöschchen. Aber er hatte nur Augen für Sydney. Konrad selbst sah ihn in der Sonntagsschule mitten im Unterricht auf einmal Sydneys Uniform befühlen und hinten auf dem Rücken betasten, dann auch die Rockschöße Sydneys hinten aufheben und neugierig schauen, wie es darunter ausähe.

Sydney war durch seine Husarenuniform der Held des Tages geworden und hatte Kurt völlig ausgestochen. Letzterer hatte versucht, ihn zu necken, aber das war ihm übel bekommen, denn Sydney war nicht auf den Mund gefallen; seine Mutter war eine Berlinererin und sein Vater aus der Uckermark.

Sydney hatte sich als Preuße und Deutscher gefühlt und dem schottischen Hochländer gegenüber aus seiner Gesinnung kein Hehl gemacht. Wenn Kurt schon einmal Soldatenuniform anziehen wolle, so solle er sich wenigstens etwas Rechtes dazu aussuchen, aber keinen Weiberrock; und kurz und gut, ein deutscher sei einem



fremden Soldaten immer über, sicher aber einem solchen Schürzen-träger; er, Sydney, würde sich schämen, in einem solchen Aufzug als deutscher Junge herumzulaufen. Die anderen Jungen, und namentlich Gustav, hatten Sydney recht gegeben, und man hatte ihn schon damals ausgelacht und verhöhnt; heute aber war es zum regelrechten Kampf gekommen.

„An all dem ist der Pastor schuld!“ schloß Kurt weinend. „Er hat immer soviel von Deutschland und seinen Soldaten erzählt, daß Sydney den Größenwahnsinn bekommen hat; das habe ich ihm auch heute gesagt, und dadurch ist alles entstanden, denn da haben sie mich alle im Park mit faulen Mangos beworfen!“

Er heulte noch eine Weile und sagte dann energisch: „Jedenfalls bekommt ihr mich nicht wieder in die schottische Uniform hinein, ich ziehe sie auf keinen Fall mehr an, da könnt ihr machen, was ihr wollt!“

Frau Andrews war starr. Mochte sie immerhin manches harte Wort über England in ihrem Leben haben hören müssen hier in dem Lande buntester Zusammenwürfelung aller Nationen, das focht sie wenig an; aber Schottland war für sie „Tabu“, und nun erst das Heiligste vom Heiligen, das Hochland und die Hochlandstracht. Lange rang sie nach Fassung. Im stillen mochte sie schon überlegt haben, ob sie ihre Bekereien unter diesen Umständen überhaupt auspacken sollte; schließlich aber siegte in ihr die Erkenntnis, daß sie es mit einem Kinde zu tun habe, und sie zog die lollies aus ihrem Handtäschchen.

„Well, Kurt,“ sagte sie freundlich, „ich habe etwas für dich mitgebracht, das dich in deinem Schmerze trösten wird, du kleiner Hochlandsmärtyrer; schau her, was dir die Hochlandstante mitgebracht hat!“

Kurts Tränen versiegten im Augenblick, als er die mächtige Tüte mit Bonbons sah, und seine Züge hellten sich wieder auf. Seine Mutter aber sagte: „Das wäre noch besser, wenn du dummer Junge dich schämtest, in dem schönen Anzug in die Schule zu gehen; da werden wir beide noch ein Wörtchen unter vier Augen miteinander sprechen; die Grillen werde ich dir austreiben.“

Kurt verzog sich, als er die unheilverkündenden Worte hörte, Frau Sörensen aber wandte sich an Konrad und meinte: „Schließlich hat der Junge so unrecht nicht, wenn er sagt, Sie seien an

allem schuld, Herr Pastor. Wenn Sie den Kindern immer nur von Deutschland sprechen und von deutschen Soldaten, so muß das natürlich zu Streitigkeiten zwischen den Jungen führen, und nicht nur zu Konflikten zwischen unseren deutschen Kindern, von denen doch manche englische Väter oder Mütter haben, wenn sie sich auch zu unserer Kirche und Schule halten. Es wird damit enden, daß auch Unfriede zwischen den rein deutschen und rein englischen Kindern entsteht, und das wäre doch zu beklagen.“

Die Unterhaltung wurde in englischer Sprache geführt, da Frau Andrews kein Deutsch verstand; um so peinlicher war Konrad das Thema.

„Ja, aber beste Frau Sörensen, was erwarten Sie denn eigentlich von mir als deutschem Pfarrer anders, als daß ich den vaterländischen Gesichtspunkt vertrete; ich muß doch in erster Linie das Deutschtum unter der Jugend hochhalten und den deutschen Gedanken pflegen!“

„Das Deutschtum und den deutschen Gedanken pflegen Sie gerade genug, wenn Sie den Kindern die deutschen Lieder einpausen und die deutschen Gottesdienste beibehalten; was darüber ist, das ist vom Übel! Halten Sie sich an die Lieder, die haben die Kinder alle ohne Unterschied gern; selbst die englischen Kinder lieben die deutschen Lieder; auch wir Erwachsenen haben Freude daran; alles andere ist überflüssig und gefährlich!“

„Daß die Kinder die deutschen Lieder sehr gern haben,“ meinte Frau Andrews, „kann ich selbst bezeugen, denn Mr. McClaren und Mrs. McDonald, deren Kinder ja auch in Ihrer Schule Deutsch lernen, erzählten mir neulich selbst, daß ihre Mädchen und Jungen abends im Bett und morgens beim Aufstehen die deutschen Lieder singen; so gern haben sie die.“

„Ja,“ lobte Frau Sörensen, „da sollten sie unsern Kurt und die Dora hören! Den ganzen Tag singen sie ‚An den Rhein, an den Rhein‘ oder ‚Am Brunnen vor dem Tore‘ oder ‚Sah ein Knab‘ ein Röslein stehn‘ und dergleichen! Bei Dora ist das ja sehr angenehm, aber wenn Kurt anstimmt, möchte man sich beide Ohren zuhalten, so falsch singt er; der Junge hat leider kein musikalisches Ohr, und das ist schrecklich, ein Erbfehler von meinem Mann her, denn ich bin sehr musikalisch.“

Daß Herr Sörensen von Natur gegen alle Musik war, hatte



seine guten Gründe, wie die bösen Zungen klatschten; denn die Musik, die ihm seine treue Ehehälfte machte, wenn er sich einmal Sonnabends bei einem Schoppen in der Stadt verspätet hatte, sollte die längsten Wagnerschen Opern an Dauer übertreffen und in einem anhaltenden Crescendo ihre Hauptstärke haben. Herr Sörensen zeigte sich diesen Talentausbrüchen seiner lungenkräftigeren Gattin nicht gewachsen und blieb im Laufe der Zeit lieber ergebungsvoll zu Hause. Diese freiwillige Enthaltksamkeit dauerte so lange, bis das Bedauern seiner Freunde zu einer mannhafien Tat führte. Bei einer passenden Veranlassung wurden der sittigen Hausfrau die Gardinenpredigten einer berühmten Ehefrau aus Deutschland verschrieben und feierlichst überreicht, was sie so in den Harnisch brachte, daß sie von Stund' ab selbst ihren Mann Sonnabends aus dem Hause trieb; zur Vorsicht ging sie allerdings von jetzt ab selbst mit.

„Also, wie gesagt,“ fuhr Frau Sörensen fort, „die Lieder sind gut, aber darauf sollten Sie sich beschränken; das Deutschtum selbst hat hier keinen Boden, denn wir kommen nie mehr nach Deutschland zurück, und unsere Kinder werden Australier, was wollen Sie da weiter? Australien wird ja doch nie deutsch, da ist alle Liebesmüh' verloren!“

„Ob Ihre Kinder nie nach Deutschland zurückkommen werden, das wissen Sie nicht, aber, davon ganz abgesehen, ist es unsere Pflicht, sie Deutschland über alles in der Welt lieben zu lehren. Deutschland ist unser aller Mutter. genau so gut, wie Sie die Mutter Ihrer Familie sind, und wer das vergißt, der hat keine Ehre mehr im Leibe. Das Blut in unseren Adern ist deutsch, der Leib aus deutschem Stamm, unser Denken und Fühlen ist deutsch, und da wollen Sie alle Zusammenhänge durchschneiden und Ihr Blut verleugnen und wegen der Zufälligkeit, daß Sie jetzt unter einem fremden Dach wohnen, eine fremde Gesinnung annehmen? Ich halte Sie dessen nicht für fähig, da ich Sie bisher anders beurteilt habe, Frau Sörensen! Aber leider haben wir schwache Elemente genug unter uns, die in der Fremde ihren Namen ändern und ihre Sprache und ihre Gesinnung.“

Der Pastor redete lange und entwickelte ihr seine Gesichtspunkte; sie unterbrach ihn zuweilen mit Einwänden aller Art, während die Schottin beharrlich vor sich hinschaute und eine



Handarbeit vollendete, die sie mitgebracht; sie schien an dem Verlauf des Gespräches keinen weiteren Anteil zu nehmen.

Zu Konrads Erstaunen hob sie plötzlich das Haupt, als beide geendet und zu einem anderen Gesprächsstoff überzugehen im Begriff standen; sie schaute Frau Sörensen ernst an und sagte:

„Ich bin eine Schottin, liebe Frau Sörensen, und kann mich in anderer Leute Hirn und Herz nicht so leicht hineindenken; aber eins möchte ich Ihnen doch sagen, und ich hoffe, Sie werden mir das nicht übelnehmen. Ich habe mit großem Interesse den Ausführungen Ihres Pastors zugehört, und Sie wissen beide, daß ich mir von keinem Pastor über irgend etwas Sand in die Augen streuen lasse. Nicht in der Religion, am allerwenigsten in der Politit. Aber in dem, was Ihnen der Pastor sagte, empfinde ich als Schottin genau so wie er. Ich habe Ihnen, als ich kam, von dem unangenehmen Erlebnis mit der Schlange erzählt, und ich möchte dies Vorkommnis für einen Vergleich verwenden. Ich ahnte nichts und fand mit einem Male die Giftvipser unter meinem Sitz. Wir Engländer und Schotten sehen die Deutschen unter uns wohnen, und wenn sie uns sagen, sie seien Deutsche, so wissen wir, es sind keine Briten, aber ehrenwerte andere Völker, die wir respektieren, wenn sie unter uns nach unseren Gesetzen leben. Aber wenn da jemand kommt, der als Deutscher in unser Land einwanderte und nachher sagt, er sei kein Deutscher, so wissen wir nicht, was wir von ihm zu halten haben; denn ein Brite kann er nicht werden, da er kein britisches Blut in seinen Adern hat; das bekommt er nicht, und wenn er sein ganzes Leben unter uns verbrächte. Wenn er nun von seinem eigenen Volke sich lossagt, wird er von seinem eigenen Volke verachtet; wir aber können ihm auch nicht trauen, denn wir wissen nicht, ob er nicht uns auch eines Tages verläßt und sich dann als eine Schlange entpuppt, die plötzlich unter unserem Sitz hervorschnellt und uns in die Ferse sticht. Es ist schon so, liebe Frau Sörensen, wie Ihnen der Pastor sagte, ein jeder soll seinem eigenen Volk und Vaterland treu bleiben, auch wenn er vom Schicksal an einen fremden Strand geworfen ward.“

Frau Sörensen wurde rot und schwieg; Frau Andrews aber schlug vor, einmal einen Spaziergang durch den Garten zu machen.

An dem frisch gepflanzten Bambusgebüsch vorbei, das den Schatten des Maulbeerbaums zu verlängern bestimmt war, schlenderten die Gäste in den kleinen Gemüsegarten, den Vater Sörensen, der vom Lande stammte, liebevoll hegte.

\* \* \*

Als sie den Weißkohl der Hausfrau, der friedlich neben den eben gesetzten neun jungen Kaffeebäumen des Hausvaters gedieh, nach Gebühr gewürdigt hatten, mußte sich Frau Andrews empfehlen.

„Noch eins,“ meinte sie, als sie wieder am Maulbeerbaum vorüberkam, in dessen Zweigen Kurt gerade die letzten weißen Spuren seiner Bluse mit Purpur färbte, „den Jungen lassen Sie nur laufen, wenn er die Hochlandstracht nicht tragen will; ich nehme es ihm nicht übel, an seiner Stelle täte ich es auch nicht, denn er ist nun einmal kein Schotte! Den Jungen verstehe ich sehr gut, aber wen ich nicht verstehe, das sind Sie, liebe Frau Sörensen! Die Hochländertracht ist schön, viel schöner nach meiner Meinung als irgendeine andere Tracht der Erde; aber wem sie stehen soll, der muß ein Hochländer sein! Doch seien Sie versichert, wenn auch die Husarenuniform der Deutschen, von der der Pastor sprach, hundertmal schöner wäre, ich käme nie auf den Gedanken, sie für meine Jungen zu kaufen, dazu wäre ich viel zu stolz, und alles Fremde bleibt mir innerlich ewig fremd. Ich wundere mich, daß Sie nicht so denken, Frau Sörensen, Sie sind doch sonst eine so vernünftige Frau! Allein, wie gesagt, ich kann mich als Schottin nicht in anderer Leute Gedanken hineinsetzen, dazu bin ich zu einfach, nehmen Sie es mir, bitte, nicht übel, Frau Sörensen.“

Und die stolze gälische Hochländerin schritt, freundlich grüßend, davon, ihrem einsamen fernen Busche zu; die Deutsche aber blickte ihr schweigend nach, aus allen Himmeln gestürzt.

\* \* \*

Kurt trug den schottischen Hochlandsanzug nur noch einmal, und das war am Faschingstage. Mit Sydney und Gustav war er schon am nächsten Sonntage wieder ein Herz und eine Seele.

## Der Farmer von Urunda.

Konrad schritt mit seinem Gastfreund am Saume eines Süßkartoffelfeldes durch die Pflanzung. Er war auf Besuch in Süddeutschland.

„Wenn mir der Rücken krumm geworden ist vor der Zeit, so ist das kein Wunder“, sagte Grabowski. „Ich habe mein ganzes Leben hart arbeiten müssen. Gleich nach unserer Ankunft in Queensland traf meinen Vater ein schwerer Unfall. Wir rodeten den Wald hier. Ein Baum, den wir fällten, stürzte unglücklich und schlug meinem Vater mit einem seiner Äste ein Auge aus. Seitdem war es mit seiner Sehkraft überhaupt nicht mehr weit her. Die ganze Arbeit hier im Busch und die Sorge für die vielköpfige Familie ruhten auf mir. Ich war damals erst ein sechzehnjähriger Bursche. Heute bin ich zweiundvierzig Jahre alt, aber mein Haar ist bereits ergraut und meine beste Kraft dahin. Ich habe eine schwere Zeit hinter mir, aber Gott ist mir gnädig gewesen. Ich habe eine gute Frau und gesunde Kinder. Der Boden hier herum ist vorzüglich; der Mais gedeiht prächtig. Endlich darf ich die Früchte meines Schweißes schauen, ich bin am Ziel — — ich habe — —“

Hier stieß Grabowski einen lauten Schmerzensschrei aus und taumelte zurück. Blitzschnell glitt eine Schlange aus dem Gestrüpp, in das er getreten, und verschwand in dem dichten Blätterwerk der Süßkartoffeln. „Es war eine black snake, eine schwarze Schlange,“ flüsterte er tonlos, „ich bin verloren!“ —

Neben der Todesotter und der Tigerschlange ist die schwarze Schlange das giftigste Reptil Australiens und vielleicht das gefährlichste, jedenfalls das am häufigsten vorkommende; auf dem Rücken ist sie kohlschwarz, auf dem Bauche rot gefärbt.

Von einer Eukalypte flog ein Kakadu krächzend in die Lüfte und strich langsam weiter durch den Busch; dann wurde es wieder



totenstill. Die Sonne lag wie ein Feuerball in den Feldern und sog das Mark aus den Knochen.

„Wo sind Sie gebissen, Grabowski?“ fragte Konrad schreckensbleich.

Stumm wies der Farmer auf den rechten Fuß. Er trug niedrige Schuhe, aber keine Strümpfe. Oberhalb der Ferse waren zwei kleine Punkte nebeneinander sichtbar, aus denen nicht einmal mehr als ein Tropfen Blut floß. Es schien kaum denkbar, daß da die gefährlichen Giftzähne sich eingebohrt hatten. „Mir war, als ob der Bliß in mich gefahren sei“, stammelte Grabowski; „der Schmerz ging mir durch Mark und Bein!“

Leichenblaß schwankte er. Hier tat rascher Entschluß not. Die Minuten waren kostbar. Es galt vor allen Dingen, sofort das gebissene Bein zu isolieren. Im Handumdrehen hatte Konrad ihm etwas oberhalb der Wunde sein Taschentuch zu einem festen Knoten um das Bein geschlungen, sein eigenes wickelte er unterhalb des Knies und schnürte es mit Aufgebot aller Kräfte fest zu, so daß jede Blutzirkulation gehemmt war. Gerade schickte Konrad sich an, mit dem Taschenmesser die zwei Bißpunkte aufzuschneiden und zu erweitern, um das Blut herausspritzen zu lassen und die Wunde auszusaugen, als Grabowski ihm Einhalt tat.

„Lassen Sie das nur, bitte! Ich danke Ihnen sehr, aber ich habe mich bereits vom ersten Schreck erholt und weiß nun selbst, wie ich am besten die Gefahr abwende!“

Er sah in der Tat ganz gefaßt aus; um seinen Mund spielte ein eigenartiger Zug ernster Entschlossenheit, der jede Widerrede unmöglich machte. Konrad hielt seine Abwehr für unvernünftig, da Erweiterung der Wunde und Ausaugen den ersten Schritt der Hilfe bei derartigen Fällen bedeutet; indessen hauste Grabowski lange genug im australischen Busch, um selbst zu wissen, was er wollte, und so ließ er ihn denn gewähren.

„Schnell nach Hause,“ bat er, „am Creek entlang ist der nächste Weg!“

Rechts sah Konrad in einiger Entfernung die tiefe Einsenkung des Flußbettes. Bald eilten sie an seinem hohen Ufer der nahen Farm zu. Dreißig bis vierzig Fuß tief zog sich ein ausgedehnter Sandstreifen dahin, durch den zur Regenzeit das Wasser oft unversehens haushoch angeschossen kam. Daß der Creek oft banker

werde, daß die Flut nämlich bis zum Ufer emporsteigen könne, wie Grabowski vorher erzählt, hätte Konrad für ausgeschlossen gehalten, wenn ihm nicht die plötzlichen Überraschungen der australischen Wildnis bekannt gewesen wären. Rizinusbäume wuchsen jetzt freilich friedlich im Flußbett und wucherten an den Hängen; hier und da ragte ein schattiger, wilder Pflaumenbaum einsam am Ufer empor.

Aus der Richtung der Farm her erscholl der langgezogene Ku-u-Ruf der australischen Eingeborenen, den die weißen Ansiedler von den Ureinwohnern übernommen haben. Gleich darauf tauchte hinter hohen Bananenbüschen Jim O'Kane auf, der jüngste Sohn eines irischen Nachbarn Grabowskis. Er war mit seinem Vater auf dem Wege nach Fairfield und wollte auf der Farm eine kurze Rast machen. In aller Hast teilte Konrad ihm und seinem Vater, der ihm auf dem Fuße folgte, mit, was geschehen war.

„For God's sake, I hope you have a bottle of first-class brandy at home! You' il have to fire it down at once! Um Gottes willen, ich hoffe, Sie haben eine Flasche guten Brandy da; Sie müssen sie sofort herunterstürzen!“ sagte der Ire entsetzt. „But damn it, I forgot you are a teetotaler. Aber verdammt nochmal, Sie sind ja Temperänzler!“ rief er verzweifelt aus.

Grabowski schüttelte den Kopf. Er wäre selbst jetzt eher gestorben, als daß er Alkohol angerührt hätte; natürlich hatte er auch keinen im Hause.

„Sie wollen ihn nicht einmal als Medizin nehmen?“ fragte O'Kane und erbot sich, sofort nach Hause zu galoppieren und eine Flasche zu holen. Aber Grabowski lehnte dankend ab.

Mittlerweile hatte man sich seinem Wohnhause genähert. Konrad sprang voraus und bereitete die Hausfrau schonend auf den Unfall ihres Gatten vor. Frau Grabowski, eine wackere, tatkräftige Frau, verfärbte sich, als sie das verhängnisvolle black snake hörte, raffte sich aber sofort zusammen und eilte ihrem Mann entgegen.

„Willst du es nicht doch einmal mit Brandy versuchen?“ vereinte sie ihre Bitten mit denen des alten Irlands und Konrads eigenen. „Es mag doch helfen am Ende!“

In ganz Australien gilt als elftes Gebot zu dem Zehntafelgesetz des Moses der Gebrauch von Brandy im allgemeinen für die Gesundheit und als Medizin bei Schlangenbissen; es soll das beste Gegengift sein, bis der Arzt da ist und die rechte Behandlung der Wunde einleiten kann. Aber Grabowski war nicht zu bewegen, obwohl alle seine Weigerung ihm als Eigensinn, ja als Verbrechen auslegten.

„Well then, Jim, get on your horse at once and be off to town for the doctor! Na, dann, Jim, spring in den Sattel und hole sofort den Doktor aus der Stadt. Ich selbst habe zu Hause noch etwas Salmiakgeist und will ihn gleich besorgen. Es ist wenigstens eine erste Hilfe!“

Jim wollte in den Steigbügel springen, allein Grabowski hielt ihn zurück. „Besten Dank, O'Kane,“ sagte er, „aber ich will keinen Doktor und keinen Salmiak, ich werde mir schon zu helfen wissen!“

Alle sahen sich an und waren starr.

„Jakob!“ rief er. Sein etwa fünfzehnjähriger Sohn kam gerade über den Hof aus dem Pferdestall und eilte auf den Vater zu. „Komm mal mit, Junge!“ sagte er und ging etwas abseits mit ihm. Er mußte ihm wohl irgendeinen Auftrag ins Ohr geflüstert haben, denn Jakob ging sofort in den Hof und sattelte seinen Fuchs. Gleich darauf hörte man Hufgeklapper in der Richtung auf Marywood. Der Doktor wohnte in der entgegengesetzten Richtung.

Frau Grabowski hatte das übliche Lieblingsgericht der Queensländer aufgetischt, den pie, eine mächtige Fleischpastete, allein keiner rührte einen Finger. In bleiernem Schweigen saßen sie da und hingen ihren Gedanken nach. Im nahen Busche erscholl das unheimliche Gelächter des Riesenfischers oder Jägerlieses, des Todfeindes aller Schlangen; fern aus dem Walde antworteten ihm die Stimmen seiner Gefährten. Alles Leben ist vogelfrei im australischen Busch; aber eine Strafe von fünf Pfund steht auf der Tötung des seltsamen Vogels, der mit Vorliebe die Schlangen aufsucht und schonungslos unter ihnen aufräumt. Wie der Blitz schießt er vom Baume herunter und stößt mit dem dicken Schnabel auf das Reptil, das ihm ohne Widerstand erliegt. Frohlockend schwingt er sich nach Bezwingung seines Gegners wieder



in die Eufalyptusäfte und schmettert triumphierend sein Siegeslied in den Busch hinein. Die grelle, wilde Lache übertönt alle anderen Stimmen im Urwald. Den Neuling erschreckt das satanische Gelächter; allein der Farmer, der Squatter, der Jäger, der einsame Goldgräber im Busch, sie alle betrachten den laughing jack als ihren treuesten Kameraden im Walde, als den besten Freund des Menschen; denn ihm allein gelingt, was sonst nur dem Feuer gelingt, wenn es, alles verzehrend, durch den trockenen Busch jagt, der Kampf gegen den ewigen Todfeind des Menschen, der Sieg über die Schlange.

Jedoch heute klang das Lachen des Riesensfishers wie Hohn- gelächter der Hölle. Für diesmal kam der laughing jack zu spät. Frau Grabowski hatte wohl dasselbe gedacht beim Schrei des Vogels; sie seufzte tief auf. Grabowski erhob sich nach einer Weile und ging ins Haus; seine Frau folgte ihm; die anderen blieben schweigend zurück.

„Ich begreife nicht,“ begann O'Kane, „daß er nicht wenigstens den Doktor holen läßt. Jedermann weiß, daß eine Strychnininjektion, zur rechten Zeit angewandt, die Lebensgefahr so gut wie beseitigt. Es hilft ja nicht immer, aber doch in den meisten Fällen. Ein mate von mir in Crondon wurde fünf Stunden nach dem Biß einer schwarzen Schlange in die Stadt gebracht. Der ganze Leib war schon geschwollen, und die Augen wurden starr; doch Doktor Kortum gab ihm eine schwere Dosis Strychnin, und er kam wieder zu sich und wurde gerettet. Aber was wollen Sie mit diesen Abstinenzlern anfangen? Ganz normal sind sie auf keinen Fall. Ihr Deutschen seid von Natur schon square heads (Dickköpfe), wie wir scherzweise sagen, und wenn nun da sich auch noch die Abstinenz festsetzt, ist der Fall hoffnungslos.“

„Schade um Grabowski,“ fuhr der Irländer fort, „er ist ein prächtiger Kerl; ich kenne ihn schon viele Jahre. Er hat Pech gehabt in seinem Leben. Früher wohnte er vier Meilen von hier entfernt im fruchtbaren Skrubland. Raum hatte er den Busch gerodet, sein Haus erbaut, das Feld bestellt und einen gewissen Wohlstand erreicht, da ging das Unglück los. Hundertzwei Acres hatte er da, fünfunddreißig davon mit Mais bepflanzt. 300 Sack lieferten die, den Sack zu vier bushels

(Scheffel). Da stieg drei Jahre hintereinander der Creek über die Ufer und zerstörte die Ernte, schwemmte den fruchtbaren Boden fort und riß Löcher in die Felder. Fünfzehn Jahre hatte er dort gewohnt. Siebenhundert Pfund waren ihm für die Farm geboten worden; nach der Flut war er froh, sie für zweihundertfünfzig verkaufen zu können. Da zog er hierher an diesen Platz, der geschützt liegt, wenn auch der Creek dort drüben gelegentlich banker wird. Jetzt hat er zweiundvierzig Acres, dreißig davon unter Kultur. In sechs Jahren hat er das blühende Anwesen hier aus dem Boden gezaubert.“

„Sie bauen wohl alle hier in der Gegend hauptsächlich Mais?“ fragte Konrad.

„Ja,“ sagte O’Kane, „heutzutage lohnt es sich am meisten, das Land mit Mais zu bestellen. Vor zwei Jahren erhielt man bloß achteinhalb Pence (75 Pf.) für den Scheffel; jetzt sind die Preise besser, man bekommt drei Schilling. Viel Arbeit erfordert der Mais aber auch, da er fünfmal durch die Hand geht. Die Kolben werden einzeln abgepflückt; erst später werden die Halme abgeschnitten und verbrannt. Sechs Monate rechnen wir hier bis zur Maisernte. Von August bis Mitte Dezember sät man ihn; was später kommt, erfriert hier in Südqueensland. Sie kennen natürlich keinen Frost da oben im Norden; aber wir haben hier im Winter eine ganz gehörige Kälte. Ananas wächst auch hier, muß aber gegen die Kälte geschützt werden. Wo das Land höher liegt, wird auch Baumwolle gebaut. Luzerne, Pumpkins (eßbare Kürbisse) und Süßkartoffeln bauen wir hier bloß für eigenen Bedarf. Die Viehzucht lohnt sich hier nicht recht, vierzig Acres nähren bloß zwanzig Stück Vieh.“

Konrad dachte über das Stück Mannesarbeit nach, das hier geleistet worden war, und blickte mit Behmut auf die prangenden Maisfelder.

In diesem Augenblick kam Grabowski zurück. Die Wirkung des Giftes machte sich bei ihm bereits bemerkbar. Er klagte über Schwere in allen Gliedern und überhandnehmende Müdigkeit. Der Irländer und Konrad sprangen auf und nahmen ihn in die Mitte; draußen vor dem Hause gingen sie mit ihm auf und ab. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der von einer Giftschlange Gebissene von unbezwingbarer Müdigkeit ergriffen



wird, der Ohnmachtsanfalle folgen. Wer sich ihr willenlos hingibt, ist unrettbar verloren. Darum zwingt man das Opfer mit Gewalt, in Bewegung zu bleiben, und schleppt es beständig auf und ab, solange noch Leben im Körper ist.

Grabowski besaß eine starke Konstitution und kämpfte gegen die wachsende Erschlaffung mit aller Macht an. Die Freunde ließen ihn ihre Angst nicht merken und sprachen ihm Mut zu. Er horchte wenig auf das, was sie sagten, blieb aber von Zeit zu Zeit stehen und lauschte gespannt nach Süden hin; es war die Richtung, in der Jakob fortgeritten war. Die anderen zerbrachen sich den Kopf darüber, was für ein Mittel er sich wohl habe holen lassen. Aus ihm selbst war nichts herauszubekommen, und seine Frau schien ebenso im unklaren zu sein wie die Freunde.

Je weiter der Nachmittag vorrückte, um so mehr nahmen seine Kräfte ab. Schwindelanfälle stellten sich ein, denen ein beklemmendes Angstgefühl folgte. Ab und zu durchzitterte augenscheinlich ein Krampf seinen Körper, er atmete schwächer und mehr stoßweise. Immer noch gingen die beiden unermüdetlich mit ihm auf und ab und stützten die steif sich nachschleppenden Glieder mit starkem Arm. Die ganze Zeit war er, wenn er die Schwindelanfälle überwunden hatte, bei voller Besinnung. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn.

D'Kane fluchte im stillen bei allen Heiligen seiner Heimat, daß er nicht doch den Doktor habe holen lassen, und dachte daran, noch jetzt dem Kranken eine Flasche Irish brandy wider seinen Willen in die Kehle zu gießen. Konrad selbst verwünschte den Eigensinn des Farmers, der jedes erprobte Mittel zu seiner Rettung zurückgewiesen.

Aus der Küche des Hauses drang das laute Weinen der dreizehnjährigen Tochter Grabowskis, die allmählich wohl begriffen hatte, was ihrem Hause bevorstand. In der Ecke der Veranda saß Frau Grabowski mit gefalteten Händen und starrte lautlos vor sich hin.

Kreischend flog ein Schwarm Rosellapapageien über das Haus dahin in der Richtung auf die duftenden Blüten ihres Lieblingsbaumes, dessen Zuckersaft sie als Abendkost begehrt.

Bergeblich zerbrachen sich alle den Kopf, wo wohl Jakob blieb, der noch immer nicht zurückgekommen war. Ob er auf rasen-



dem Gaul dahingaloppiert und gestürzt war, allzu eifrig, dem Vater Hilfe zu bringen? Konrad schnürte sich das Herz zusammen. Mit einem Male drang aus weiter Ferne auf den Schwingen des Abendwindes Glockenton zu ihnen herüber. Er kam aus Marywood. Grabowski, der schon ganz zusammengesunken war, hob den Kopf und lauschte gespannt. Die Angst schien sich aus seinem Antlitz zu verlieren, ein Strahl der Hoffnung blitzte in seinen Augen auf. Alle wunderten sich, warum wohl die Glocken läuteten; es war weder Sonntag noch sonst ein Festtag heute . . .

Grabowski sprach kein Wort mehr; allein seine Lippen bewegten sich leise, und er blickte verklärt nach Süden, woher die Glockentöne kamen.

Blutrot sank die Sonne über Grabowskis Maisfeldern. Die Rosellas kehrten aus dem Busch zurück und nahmen ihren Nachttrunk am nahen Creek; die letzten Vogelstimmen des Tages verflangen. Um die Stunde, da alles Lebende sich anschiebt, zur Ruhe zu gehen, schienen Grabowskis Kräfte wiederzukehren. Die Schwindelanfälle verloren sich, seine Müdigkeit wich, kein Krampf ließ mehr die kräftige Gestalt erzittern. Draußen ertönte gerade durch den Busch der klagende Ruf des Curlew (des Brachvogels); die Melancholie der australischen Waldnacht begann. Da hörte man Pferdegetrappel in der Ferne. Es kam näher. Bald darauf wurde die Türe des Wohnzimmers, in das man sich gerade begeben hatte, aufgerissen, und Jakob stürzte herein, hinter ihm her zwei Freunde Grabowskis, Älteste einer zwar etwas engherzigen, aber tiefgläubigen christlichen Gemeinschaft in Marywood.

„Du lebst, Jan? Gott sei gelobt! Der Herr hat geholfen!“ Sie fielen ihm um den Hals und küßten ihn.

„Der Vorsteher ließ sofort die Glocken läuten, als Jakob die Kunde brachte, und alle Freunde kamen, knieten nieder und baten Gott um Hilfe. Underthalb Stunden lagen sie auf den Knien und flehten um dein Leben!“

Wieder sanken sie auf ihre Knie: Grabowski kniete ebenfalls mit Frau und Kindern. Das also war's gewesen! Halb zweifelnd, halb gerührt, schauten der Ire und Konrad auf die betenden Gläubigen. Grabowski war gerettet, darüber war kein Zweifel!

Am Morgen wurden Blutegel an die Wundmale gelegt; sie sogon sich voll und sanken dann tot in die Schüssel.

„Sie haben einen starken Glauben, Grabowski!“ äußerte Konrad beim Scheiden zu dem genesenen Farmer von Urunda.

Tiefbewegt blickte er den Gast an. „Als ich die Glocken hörte,“ erwiderte er, „fühlte ich, wie das Gift, das mir die Oberschenkel bereits steif gemacht, wieder zurückging!“

„Ich hätte den Mut nicht gehabt“, sagte Konrad bewundernd.

„Ob ich aber ein zweites Mal den Mut hätte, weiß ich auch nicht!“ stammelte der Farmer. Konrad ritt davon. Draußen im Walde lachte gerade wieder übermütig der Riesenfischer, der laughing jack.

## Das beste Zugpferd.

Konrad wurde wach durch einen Schuß, der im Maisfelde gefallen war.

Unwirsch fuhr er aus seinem Mittagsschlummer, den er im Schatten einiger dichten Bananenstauden unmittelbar vor dem Baumrindenhaus gehalten.

Gleichzeitig hielt er sich die Ohren zu vor dem betäubenden Getreische des zahmen Kakadus, der in seiner Nähe geschlafen und sich nun erschreckt hatte. Es war ein prächtiger, großer Vogel, dem das schneeweiße Gefieder mit den stolzen, gelben Skalpfedern etwas Majestätisches verlieh; ganz besonders angenehm wirkten die klugen Augen. Mit seinen Sprachkenntnissen war es nicht weit her; er konnte bloß „Papa“ schreien; aber sie genügten, einem auf die Nerven zu fallen.

Konrad griff nach seiner „Geschichte Australiens und Neuseelands“, die ihm während des Einschlummerns entglitten war; gerade bei dem spannendsten Kapitel aus den Maorikriegen hatte ihn der Schlaf übermannt. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er das funkelnagelneue Buch, das er eben erst in der Stadt erstanden, in die Hand nahm und den ganzen starken Einbanddeckel buchstäblich zersezt fand! Der dicke Krummschnabel neben ihm hatte aus purem Mutwillen die Lächer hineingehackt und den Band verunstaltet!

Eben kam sein Gastfreund Stürmann um die Ecke des Maisfeldes geschritten.

„Entschuldigen Sie die Störung über Mittag,“ rief er schon von weitem, „allein die Kakadus werden zu frech! Eben mußte ich wieder einen fortblaten; wenn ich nicht etwas unter ihnen aufräume, fressen sie mir den ganzen Mais fort!“

„Na,“ sagte Konrad, „dann tun Sie mir den Gefallen und



pusten Sie schleunigst auch Ihrem zahmen Bokko hier das Lebenslicht aus. Sehen Sie bloß, was das Luder angestellt hat, während ich eingekickt war!" Und er hielt ihm die traurigen Überbleibsel seines Einbanddeckels vor Augen.

"Das ist allerdings stark," meinte Stürmann, "wenn er bloß die traurigen Kapitel der Deportiertenzeit Australiens herausgerissen hätte! Aber gleich so vollständig aufzuräumen, ist denn doch ein bißchen zu toll! Warte, Schelm!" drohte er.

"Papa!" kreischte der Papagei seelenvergnügt und hüpfte ins Haus hinein. — —

Stürmann ließ sich neben Konrad nieder.

"Heute sind es gerade dreizehn Jahre," sagte er, "seit ich in Australien landete."

Mit 886 Auswanderern kam ich durch die Torresstraße an Bord der „Warronga“ nach Townsville.

Die ganze Schiffsmannschaft mit Ausnahme der Offiziere bestand aus Schwarzen.

Donnerwetter, war das eine elende Zeit! Das Essen war immer so knapp, daß man gerade eben das Leben fristen konnte! Erst von Batavia ab wurde es besser. Dort blieben wir vierzehn Tage. Leider kam keiner in Java an Land, wahrscheinlich weil man befürchtete, einige der Auswanderer würden auskneifen, denn Java soll ja die Perle aller Inseln der Erde sein.

So sind wir denn hier im Lande der Känguruhs angekommen.

Es ist merkwürdig, wie hier eine Familie immer eine ganze Menge anderer aus der Heimat nach sich zieht. Man geht hier zum police magistrate (Polizeibehörde), kauft ein Billett für drei Pfund und schickt das nach Deutschland. Die Verwandten oder Freunde senden es von dort an die Londoner Auswandereragentur und erfahren da, wo sie sich für die Einschiffung einzustellen haben.

Auch ich habe seither ein paar verwandte Familien herauskommen lassen; leider hat sich aber keine hier angesiedelt. Als sie hier waren, hat sie das Goldfieber gepackt, und sie sind nach den Minenfeldern gezogen.

Nun, jeder ist seines Glückes Schmied! Bis heute haben sie alle noch nicht mehr erreicht, als daß sie das nackte Leben fristen.

Wären sie bei der Landwirtschaft geblieben oder zu ihr zurückgekehrt wie ich, so könnten sie es jetzt schon zu einigem Wohlstand gebracht haben. Allein des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

So bin ich allein geblieben hier in meinem Tackessel; aber ein schönes Fleckchen Erde ist es, das müssen Sie doch zu geben!“

Und ob Konrad es zugab!

Hohe Felswände rahmten ein natürliches Amphitheater von der Länge einer englischen Meile ein, das an der offenen Seite von einem breiten Flußbett begrenzt wurde. Eine schmale Bergpforte führte nördlich durch fruchtbares Acker- und Weideland nach dem nur einige Meilen entfernten Schienenstrang, der Nordqueensland auf mehrere hundert Kilometer durchschneidet. Der Boden des Buschlandes war außerordentlich fett; üppiges Gras bedeckte in solcher Höhe weithin den Wald, daß die Viehherden vollständig in ihm verschwanden; eine Übersicht war gar nicht möglich.

Das Amphitheater selbst war in ein Paradies verwandelt worden; Weintrauben, Melonen, Guaven, Granadillas, Custard apples (Ochsenäpfel), Tomaten, Apfelsinen, Zitronen, Bananen und Süßkartoffeln reiften neben prangenden Maisfeldern in einer Fruchtbarkeit, wie Konrad sie nur hier unten im fetten Küstenlande, aber nie in den hochgelegenen Binnendistrikten kennengelernt hatte.

„Zwölf Jahre habe ich gebraucht, um alles so weit zu bringen,“ sagte Stürmann stolz, „im ersten Jahr meines Hierseins war ich auch oben in den Goldminen, aber dann habe ich es mir allerdings sauer werden lassen!“

Und doch, ich stände noch ganz anders da, ich hätte den dreifachen Ertrag und noch viel mehr Land unter Kultur, wenn ich meinen Ältesten hier hätte!“ seufzte er, und Wolken überschatteten seine Stirn.

„Wo ist er denn jetzt, Stürmann?“ fragte Konrad.

„Er ging von mir fort im Zorn, es mag drei Jahre jetzt her sein! Ein Arbeiter, wie ich für Gold keinen wieder bekomme in diesem Erdteil. Aber er war schwer zu behandeln, er hatte einen harten Kopf, trotz seiner zwanzig Jahre!“

Des Vaters Kopf! dachte Konrad im stillen.

„Wie das so hier ist in diesem Lande, in dem die Jugend keine Pietät kennt!“ fuhr er fort. „Wir konnten nicht mehr miteinander fertig werden. Er fügte sich meiner väterlichen Autorität nicht mehr. Da gab es eines Tages einen heftigen Auftritt. Und er ging, ohne ein Wort zu sagen, und kam nicht wieder. Die Schuld lag an uns beiden!“

Er mußte große Reue über seinen Zwist mit dem Sohne empfinden, wenn er das so offen eingestand, der alte Eisenkopf!

Hier stand das Vaterhaus weit offen für den verschollenen Sohn, darüber war kein Zweifel! Wenn er bloß käme!

Aber wie der Alte, so wohl auch der Sohn! Keiner würde zuerst den begangenen Fehler eingestehen! Darüber konnten sie beide ins Grab sinken! —

„Ersatz für den Sohn, wie gesagt, bekomme ich nicht wieder. Allein eine ganz vorzügliche Hilfskraft habe ich an Ah Sin, dem Chinesen, den Sie wohl vorher hier irgendwo im Garten haben arbeiten sehen.

Sie werden erstaunt sein, daß ich einen von den Gelben beschäftige, da man die sich sonst gewöhnlich vom Leibe hält wie die Pest! Es ist ja wohl richtig, daß man eigentlich nichts mit den Bezopften zu schaffen haben soll, schon allein wegen der Gefahr des Ausfahes, den sie so leicht herüberschleppen. Aber der Wahrheit die Ehre! Einen Lohnarbeiter wie meinen Ah Sin gibt's nicht mehr!

Frühmorgens, ehe die Sonne aufgeht, ist er schon im Felde tätig, und abends, wenn sie sinkt, ist er noch draußen. Das geht so Tag für Tag und Monat für Monat ohne jeden Wechsel. Ich habe ihn nun schon ein paar Jahre und immer gleich treu gefunden. Dabei arbeitet er für ein Spottgeld, wenn man die Arbeitslöhne in diesem Lande bedenkt, in dem man unter zehn Schilling pro Tag keinen Menschen bekommt. Ah Sin ist mit einem Pfund die Woche zufrieden. Ich brauche auch keine Angst zu haben, daß er in seine Heimat zurückgeht, wie sie es eigentlich alle tun, die Gelben, sobald sie etwas auf die hohe Kante gelegt haben. Er hat sich den Zopf abgeschnitten, und das ist ein Beweis, daß er nicht mehr nach China zurückgeht.



Aber ich muß Ihnen mein Prachtexemplar doch einmal näher vorstellen! — Doch, wo steckt er denn eigentlich? Ah Sin! Ah Sin!" rief er durch das Tal.

„Aber halt! Ich habe ihn ja auf die andere Seite des Flusses geschickt, auf der ich mir einen kleinen Paddock (umzäunte Busch-wiese) für die Pferde angelegt habe. Er soll mir ‚Tom‘ holen, mein bestes Zugpferd, mit dem ich morgen nach der Station fahren will, um ein paar angekommene Güter abzuholen.

Übrigens den ‚Tom‘ müssen Sie sich auch einmal ansehen! Ich habe ihn vor drei Jahren in Townsville für zehn Pfund erstanden, aber ich gebe ihn für keine fünfzig Pfund wieder her!"

„Na, hören Sie,“ sagte Konrad, „das würden Sie sich doch wohl überlegen! Die Pferde sind billig hierzulande, und für fünfzig Pfund können Sie am Ende fünf junge ‚Toms‘ wieder kaufen!“ —

„Sie irren,“ entgegnete Stürmann, „der steht einzig in seiner Art da. Gäule gib's allerdings genug in Queensland, und für ein Pfund können Sie überall ein leidliches Sattelpferd bekommen. Aber ‚Tom‘ ist das beste Zugpferd zwischen Burdetin und Barron, darauf können Sie Gift nehmen!"

Konrad war auf Ah Sin und „Tom“ gespannt und beglückwünschte den Landsmann zu so bewährten Arbeitskräften.

„Wollen wir nicht noch einmal durch die Anpflanzungen gehen?“ fragte er.

„Gern“, antwortete Stürmann und schritt voran durch die hochwipfligen, langgeblätterten Bananen, die Nationalfrucht Queenslands, das ob seines Reichtums an diesen Produkten den Beinamen „Bananenland“ erhalten hat.

„Wenn Sie bedenken, daß dies alles ‚Scrubland‘ war, also nicht Eukalyptenbusch, sondern verschlungenstes, unzugängliches Urwald Dickicht, dann werden Sie die Fruchtbarkeit des Bodens verstehen. Gerade weil es ‚Scrub‘ war, wollten die Engländer nicht gern an die Urbarmachung heran, da die Arbeit gar zu mühselig ist; aber der reichste und beste Boden ist es nun doch einmal!"

„Eine Schattenseite hat dieses Tal freilich“, sagte Stürmann nach einer Weile ernst.

„Und die wäre?“ fragte Konrad, wohligh neben ihm herschlenndernd und voll Bewunderung für die Manneskraft, die hier ihr Bestes eingesetzt hatte.

„Das ist die Menge der Todesottern, die es hier gibt. Sie glauben gar nicht, wie zahlreich die fürchterlichen Tiere in dieser Gegend sind. Hier scheint so richtig der Boden für sie zu sein. Es gibt fast gar keine anderen Schlangen hier als die. Aber seltsamerweise beißen sie nicht leicht los. Wir haben sie schon in der Küche gehabt und im Wohnzimmer unter dem Tisch, wohin sie im Dunkeln gekrochen waren, allein bis jetzt ist immer alles gut gegangen. Dabei sind sie so gefährlich, weil sie so klein sind, die kleinsten unter allen Schlangen. Neulich wollte ich im Schlafzimmer ein Band aufheben; ich merkte noch gerade im letzten Augenblick, daß es sich bewegte, natürlich eine Todesotter! Sie können sich meinen Schreck vorstellen. Übrigens haben wir immer ein Gegengift im Hause, das auch gegen den Biß der death adder helfen soll, nämlich eine Strychninlösung, ‚Dr. Meyers patent cure‘, deren sich viele Farmer hier bedienen; inwieweit sie hilft, kann ich natürlich nicht beurteilen.“

„Und nie ist jemand gebissen? Das ist doch erstaunlich!“ rief Konrad.

„Ich selbst bin einmal in den Süßkartoffeln, in deren niedrigem und schattigem Kraut alle Schlangen ohne Unterschied am liebsten sitzen, von einem Reptil in die Hand gebissen worden,“ versetzte Stürmann, „allein es war merkwürdigerweise eine von den schwarzen Schlangen, die hier seltener sind. Damals habe ich auch sofort die oben erwähnte Strychninlösung eingespritzt, wodurch die erste Gefahr beseitigt wurde. Im Hospital in Townsville, wohin ich gleich fuhr, habe ich mich in ärztliche Behandlung begeben und weiter keinen Schaden davongetragen!“

„Aus Ihrer Erzählung, Stürmann, habe ich wieder einmal ersehen, wie alle Angaben über die Schlangen hier im Lande sich doch außerordentlich widersprechen!“ sagte Konrad. „Andere behaupten, die Todesotter sei die gefährlichste Schlange, weil sie nie aus dem Wege gehe, weswegen sie auch deaf adder (taube Otter) genannt wird, so daß also alles in ihrem Bereich verloren sei, und Sie behaupten das Gegenteil!“

„Ja, was wollen Sie? Jeder geht nach seiner Erfahrung!“  
lachte Stürmann.

„Übrigens, da kommt Ah Sin mit meinem braven ‚Tom‘ an!“  
sagte er, indem er auf das jenseitige Ufer des Flusses wies, an  
dessen Böschung sie mittlerweile angelangt waren. „Es ist augen-  
blicklich eine ganze Menge Wasser da, weil es ein paar Tage  
hintereinander hier an der Küste stark geregnet hat, was um  
diese Zeit eigentlich eine Seltenheit ist. Gewöhnlich ist das Bett  
in diesem Monat fast ausgetrocknet!“

„Das ist in der Tat ein ganz ordentlicher river (Fluß) und  
kein Creek mehr, wie Sie sagen,“ meinte Konrad, „er ist doch  
mindestens seine dreißig bis vierzig Meter breit!“

„Jawohl,“ sagte der Farmer, „er ist fast fünfzig Meter breit  
und ein Nebenfluß des Burdekin. Wir können ihn aber das  
ganze Jahr hindurch bequem durchschreiten und durchfahren; dort,  
wo Ah Sin ankommt, ist er selbst bei hohem Wasser selten mehr  
als 3—4 Fuß tief, während er weiter nach links etwas fällt und  
nur bei niederem Wasserstande passiert werden kann!“

Mittlerweile war der Chinese, der auf „Tom“ ohne Sattel saß  
und ihn an der Trense leitete, an das Ufer herangekommen und  
schickte sich an, das Wasser zu durchreiten.

Schon von weitem sah Konrad, daß „Tom“ in der Tat auch  
schon äußerlich den Lobeserhebungen seines Herrn entsprach, denn  
er war ein schwerer, wohlgebauter, prächtiger Brauner, der für  
die Arbeit, die hier von ihm verlangt wurde, wie geschaffen schien.

Genau so braun wie der Gaul sah der Chinese aus, dessen Fell  
den letzten Rest der gelben Rassefarbe verloren hatte und von der  
sengenden Sonne zu schokoladenfarbenem Tamulenzpelz umge-  
wandelt worden war.

Zwei Riesenvögel strichen in diesem Augenblick hinter den  
Felsen des Tales hervor über den Fluß hin und bogen mit  
schwerem Flügelschlag etwas weiter waldeinwärts aus.

„Ei der Tausend, was sind denn das für Vertreter?“ fragte  
Konrad überrascht, da es keine wilden Schwäne sein konnten.

„Native companions! Riesenfranchise!“ erwiderte Stürmann.  
„Kennen Sie die noch nicht?“

„Ich kenne sie zwar wohl, habe sie aber bis jetzt noch nicht



fliegen, sondern bloß an Sümpfen stehen sehen. Was sind es doch für kolossale Vögel!"

„Doch schauen Sie an!“ unterbrach er sich. „Was macht Ihr ‚Tom‘ denn nur für Geschichten?“

Der Chineser mochte mittlerweile etwa bis in die Mitte des Flußbettes geritten sein, wo „Tom“ plötzlich gestrauchelt und gestürzt war. Ah Sin lag schreiend und gestikulierend im Wasser und schien sich verletzt zu haben, denn er konnte sich offenbar nur mit Mühe wieder aufrichten. Konrad hatte den Sturz des Tieres im Augenblick nicht mit angesehen, da er den *native companions* nachblifte.

„Hilf Himmel, was ist denn da los?“ rief er, als er sah, daß der Gaul nicht mehr auf die Füße kam, vielmehr gleich wieder zusammenknickte und dann flußabwärts trieb, wo das Wasser zurzeit, wie Stürmann gesagt, eine beträchtliche Tiefe besaß, in der er nur schwimmend das Ufer gewinnen konnte.

Stürmann erbleichte.

„Der Gaul kann sich doch unmöglich hier in dem seichten Wasser die Beine gebrochen haben! Sollte er am Ende plötzlich vom Schläge getroffen und tot hingestürzt sein? — Aber nein! Sehen Sie da!“

Und ein Schrei des Entsetzens entfuhr Konrad.

Der Chineser, der sich wieder mühsam ausgerichtet hatte, schlug wie toll im Wasser herum und schrie laut um Hilfe, während der Kopf eines Alligators sichtbar wurde, der ihn an der Hüfte gepackt hatte.

Gleichzeitig sahen sie, wie weiter unterhalb im tiefen Wasser der Körper des armen „Tom“ von der Oberfläche verschwand, augenscheinlich von einem oder mehreren anderen Alligatoren in die Tiefe hinabgezogen.

Mit einem Male wurde ihnen die ganze Situation klar. Einer der Saurier hatte in der Mitte des Flusses das Pferd gefaßt und nach dem tieferen Wasser hingezogen, während ein anderer den gestürzten Chinesen gepackt haben mußte!

Stürmann stand zuerst da, wie zu Stein erstarrt, um dann mit wilden Flüchen ins Wasser zu springen.

Aber bereits, ehe er in dem seichten Flußbett ein paar Schritte getan, glückte es dem Chinesen, der es mit einem ganz

jungen Alligator von nur 6—7 Fuß zu tun gehabt und wie verzweifelt mit einem starken Knüppel, den er selbst bei dem Sturze nicht verloren, auf das Untier losgeschlagen hatte, sich loszureißen und eine Sandbank zu erreichen.

Der Alligator verschwand im Tiefwasser, und der Sohn des Reiches der Mitte kam, an allen Gliedern zitternd, heran. Seine Kleider waren zerrissen, und er war am ganzen Körper blutig geschlagen; wie sich später herausstellte, waren ihm noch oben-drein zwei Rippen gebrochen. Die Kraft der Saurier in ihren Schwänzen, mit denen sie furchtbar um sich schlagen, ist so gewaltig, daß sie allein auf diese Weise unter Umständen einen Menschen töten können.

„How makee?“ fragte Stürmann.

„Him devil catchee Tommy by feet, two piece devil catchee Tommy! Dieser Teufel da packte ‚Tom‘ am Fuß, zwei Stück Teufel packen ‚Tom‘!“ erwiderte Ah Sin in Pidjin-Englisch, der Umgangssprache der Ostasiaten mit den Europäern, einem Flickjargon.

Fortwährend zitterte er noch wie Espenlaub, und seine braune Haut war bleich wie die eines Weißen, aber er hielt sich noch wacker auf den Füßen.

Von „Tom“ war keine Spur mehr zu sehen, ebensowenig von den Alligatoren.

Stürmann war ganz gebrochen.

Einen „Tom“ fände er in ganz Australien nie wieder, jammerte er.

Immerhin gewährte es ihm einen gewissen Trost, daß er seinen Ah Sin nicht auch eingebüßt hatte.

Daß Alligatoren vom Burdekin her in den Fluß kamen, hatte er zwar wohl gewußt, und auch dann und wann einmal ein Stück Vieh durch sie verloren; aber auf die leichte Stelle, die Ah Sin durchritten, hatten sie sich noch nie gewagt. Bei hohem Wasserstande würde er auch durch die Furt nicht mehr reiten, soviel stand fest!

Es war kein Trost für Stürmann, daß auch die Alligatoren des unteren Burdekin „Tom“ für das beste Zugpferd gehalten hatten. Er kam lange nicht darüber hinweg.

## Der schwarze Fährtenfucher.

„Sie müssen sofort nach Hause kommen, Jansen! Ihre Frau ist in großer Aufregung, da der kleine Georg verschwunden ist. Wir haben bereits überall herumgefragt, allein man hat ihn nirgends gesehen. Er muß in den Busch gelaufen sein. Kommen Sie sofort mit, damit wir die ganze Umgegend absuchen, denn der Tag ist heiß, und es könnte ihm doch etwas zustoßen! Na, vorläufig brauchen wir uns keine unnötige Angst zu machen; wir werden ihn schon finden. Kopf hoch, Jansen!“

Dem Fuhrmann trat der kalte Schweiß auf die Stirn, als er den Bericht des Unglücksboten anhörte. Er sprach mit dem Aufseher der Goldmühle ein paar Worte; sofort gab dieser die nötigen Anweisungen, die Pferde auszuspannen und das Holz abzuladen, das Jansen aus dem Busch gebracht. Der Fuhrmann folgte dem Nachbarn und schritt eilend seiner Wohnung zu.

Es stellte sich heraus, daß der kleine Georg am Morgen, wie gewöhnlich, mit seiner kleinen Ziege, die ihm die Eltern geschenkt, draußen gespielt hatte. Er war auf das Tierchen wie veressen und wurde nicht müde, den ganzen Tag mit ihm herumzutollen. Die Mutter hatte das Kind ein paar Stunden gar nicht vermißt, bis dann später die kleine Ziege allein nach Hause gekommen war. Erst da wurde die Frau ängstlich, zumal der kleine Kerl, wie gewöhnlich, ohne Hut mit bloßen Füßen draußen herum lief, nur mit einem bunten Hemdchen und kurzen Höschen bekleidet. Da keiner der Nachbarn ihn gesehen hatte, war wohl anzunehmen, daß die kleine Ziege mit ihm den nahen Busch aufgesucht hatte, um sich am Grase gütlich zu tun. Höchstwahrscheinlich war sie dann nach einiger Zeit durstig geworden und nach Hause gesprungen, während der Kleine sie aus den Augen verloren und sich im Busch verirrt hatte.



Es war Mitte Dezember, also Hochsommer, und ein ungewöhnlich heißer Tag. Das Thermometer wies 105 Grad Fahrenheit (32 Grad Reaumur, 40 Grad Celsius) im Schatten.

„Biel Zeit haben wir nicht zu verlieren, Jansen!“ sagte Müller, der Nachbar. „Bei dieser furchtbaren Hitze hält es kein Erwachsener lange im Busch aus, geschweige denn ein kleiner Bengel in seinem Alter.“

Jansen biß die Zähne zusammen und schritt in finsterem Schweigen neben seinem Begleiter her. Wenn dem kleinen Georg etwas zugestoßen wäre! Er wagte den Gedanken gar nicht auszu denken. Zwei Jahre und acht Monate zählte das Bübchen erst, aber welche Freude hatte es ihm nicht schon bereitet! Der kleine Kerl war der Sonnenschein seines Hauses!

Was würde seine arme Frau sagen, die gerade einem Mädchen das Leben geschenkt und ihr Wochenbett noch nicht hinter sich hatte. Die Geburt war schwer vonstatten gegangen und die Mutter voraussichtlich noch längere Zeit ans Bett gefesselt. Wie mochte sie die Nachricht von dem unerklärlichen Verschwinden des kleinen Georg aufgeregt haben! Wenn sie nur nicht zuviel von dem Schreck bekommen hatte!

Im schnellsten Tempo schritten die beiden dahin. In einer halben Stunde langten sie an der Wohnung des Fuhrmanns an, einem der gewöhnlichen Holzhäuser mit Wellblechdach, wie sie für Nordqueensland charakteristisch sind. Es lag ziemlich am Ende der Niederlassung, nur einige Minuten vom Buschrande entfernt.

Bernhard Jansen trat in die armselige Schlafstube, die außer dem einfachen Ehebett und der Wiege des Kleinen nur noch einige umgestülpte Kisten aufwies, die als Stühle dienten und das ganze Mobiliar des Ehegemachs darstellten. Die glühende Temperatur des Tages, die das Wellblechdach natürlich noch steigerte, schlug ihm wie sengende Lohe entgegen.

„O Bernhard!“ schrie ihm das arme Weib entgegen, das einige mitleidige Nachbarsfrauen vergeblich zu beruhigen suchten, unser armer, kleiner Liebling! Ich fühle es, ich werde ihn nie wiedersehen!“

Sie schluchzte herzerreißend.

Ihr Mann schlug die Moskitovorhänge zurück und beugte sich über sie. Die Tränen, die ihm verräterisch in die Augen steigen

wollten, hielt er mit Gewalt zurück und sprach anscheinend scherzend:

„Aber um Gottes willen, Marie, wie kann man sich nur gleich so aufregen! Wir werden den kleinen Kerl schon gleich wieder haben! So weit kann er ja gar nicht gelaufen sein! Mut, Marie! Ich bringe dir unseren Liebling schon gesund und munter wieder, verlaß dich darauf! Aber tu mir den Gefallen und beruhige dich, denke an das Jüngste und an mich! Du bedarfst so dringend der Schonung!“

Er drückte einen Kuß auf die fiebernde Stirn seines Weibes und stürzte hinaus in der Richtung auf den Busch, wohin ihm schon die Nachbarn, die gerade keine Tagschicht hatten, vorangegangen waren.

„Es ist aus,“ schluchzte sein Weib, „es ist aus! Ich fühle, ich bekomme mein Kind nicht lebend wieder!“

Weinträmpfe erstickten ihre Stimme.

Jansen suchte den ganzen Buschrand ab, allein vergeblich. Keine Spur des verlorenen Kindes fand sich, wiewohl die halbe Nachbarschaft mit auf den Beinen war.

Gleich nach seiner Rückkehr hatte der unglückliche Vater einen Boten nach der Polizeistation gesandt. Zwei berittene Konstabler und ein im Dienste des Postens stehender schwarzer tracker (Fährtenfucher) wurden ihm zur Hilfe geschickt. Bereits vorher hatte sich eine Anzahl Schwarzer, die in der Nachbarschaft kampierte, den Weißen auf der Suche angeschlossen.

Da der Sonnenbrand ungeschwächt anhielt, schien es klar, daß der Kleine verloren war, wenn er nicht bald gefunden wurde. Wenn er nicht bereits dem Sonnenstich erlegen war, mußte der Durst ihn töten. So wurde denn die Suche den ganzen Tag hindurch fortgesetzt.

Er gelang Grant, dem schwarzen Spürer, die Irrfahrt des Kindes bis zu einem Punkt im Busch zu verfolgen, der etwa drei englische Meilen, drei Viertelstunden, von Jansens Wohnung entfernt war, in der Richtung auf einen Minenschacht, den „Welcome“.

Allein hier scheiterten alle Versuche, die Spur weiter aufzufinden; der „tracker“ wurde unsicher, und die Dämmerung brach herein, ehe des Kindes Verbleib entdeckt war.

Weitere Bemühungen schienen vor Sonnenaufgang zwecklos. Es war eine mondlose Nacht, und so kehrten die Streifpartien wieder in die Stadt zurück, um am nächsten Morgen die Suche fortzusetzen.

Vorsichtig wurde die letzte Spur des Kindes mit Büschen zugedeckt, damit bei Tagesanbruch von diesem Punkte aus die Bemühungen wieder aufgenommen werden konnten.

Nur Bernhard Jansen selbst, der unglückliche Vater, ließ sich nicht bewegen, bis zum nächsten Tage zu warten.

Er dachte nicht an die Stacheln des *lawyer vine*, die ihm die Kleider zerrissen, er dachte nicht an das kriechende Giftgewürm, auf das sein Fuß in der Dunkelheit treten könnte; er dachte auch nicht an das verzweifelte Weib daheim, an die fiebergeschüttelte Gattin in ihrem fürchterlichen Wochenbett; er hatte längst aufgehört, an etwas zu denken.

Selbst halb von Sinnen vor rasendem Schmerz, sah er nur ein einziges Bild vor Augen, das immer wieder von neuem den müden Fuß beflügelte.

Er sah sein wanderndes Kind in dem Labyrinth des sengenden Busches, er sah die bloßen, wunden, von Dornen und spitzen Steinen zerstochnen Füßchen voll Blut, die vertrockneten, blau angelaufenen Lippen, die vor stechendem Kopfschmerz aus den Höhlen tretenden Augen, er hörte bald das laute Angstgeschrei des armen Georg, bald das stille Weinen, das die Steine rühren mußte.

Er jagte hinter einem Phantom her, dem Phantom einer wahnsinnigen Hoffnung, der Hoffnung, nach diesem markausdörrenden Tropentage, nach dem Schrecken dieser fürchterlichen Nacht im Walde sein Kind lebendig vorzufinden, sein Kind von zwei Jahren acht Monaten.

Die in die Stadt zurückgekehrten Konstabler und ihr schwarzer Gefährte sowie die Nachbarn hatten von der Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen inzwischen berichtet. Neue Streifpatrouillen mitleidiger Menschen brachen zur Unterstützung des unglücklichen Vaters auf, die ganze Nacht hindurch rufend und schreiend, dann wieder gespannt laufend, ob sie ein Seufzen vernähmen, einen letzten Lebenshauch, ein Wimmern, das Wimmern eines ein-



samen, nicht dreijährigen Kindes, verirrt in der furchtbaren Wildnis des australischen Eukalyptenwaldes.

In der Stadt selbst war mittlerweile der „bellman“ (öffentlicher Ausrufer) durch die Straßen geschickt worden. Er machte bekannt, daß ein Kind im Busch verirrt sei, und forderte alle, die über die Zeit verfügten, auf, sich an einer systematischen Durchsuchung des Waldes früh am nächsten Morgen zu beteiligen.

Später am Abend wurde die Aufforderung noch einmal gelegentlich des Straßenkonzerts bekanntgemacht, das jeden Donnerstag gegen 9 Uhr von der Freiwilligen Feuerwehr gegeben wurde.

Hier hörten manche zuerst von dem Unglück, das Jansen und seine Frau betroffen hatte, unter anderen auch ein alter Schotte, namens McCliney.

Dieser brachte am nächsten Morgen einen ihm bekannten eingeborenen Schwarzen mit, der aus Neusüdwales gebürtig war und dort, wie Grant, der Polizeitruppe als „tracker“ angehört hatte. Seit geraumer Zeit war er bereits aus dem Dienst geschieden und hatte Stellungen in Privathäusern der Weißen angenommen; augenblicklich war er in einem Gasthause tätig.

Der schwarze Fährtenjucher namens Larry hatte gleich, als er von der Sache hörte, gesagt:

„Zeigt mir bloß eine Spur, und ich will das Kind finden!“

Als McCliney und Larry bei Tagesanbruch unter einem großen Haufen von Leuten, die teils die Neugier, teils die Hilfsbereitschaft herbeigeführt hatte, in den Busch gekommen waren, konnten sie zunächst die Stelle nicht finden, die tags zuvor durch die Buschzweige festgelegt worden war. Sie hatten bloß vernommen, die Spur sei in der Nähe des „Welcome“-Schachtes verlorengegangen.

Der Zufall wollte, daß sie einen Engländer trafen, der ebenfalls auf der Suche nach dem Kinde war und genau den Punkt kannte, an dem man am vergangenen Abend die Bemühungen eingestellt hatte, da er selbst an den Nachforschungen beteiligt gewesen war.

Dieser führte McCliney und den Schwarzen an den Platz, den sie suchten.

Der Punkt lag links vom „Welcome“-Schacht, auf einem Riespfad, der nach dem „Egzelstior“-Schacht führte.

Am Abend vorher hatte man angenommen, das Kind habe aller Wahrscheinlichkeit nach an dieser Stelle die Dampfpfeife der „Enterprise Co.“ gehört und sich dann links gewandt.

Allein Larry verwarf diese Ansicht nach kurzer Prüfung. Ohne große Schwierigkeit deckte er den Pfad auf, den der kleine Wandersmann genommen haben mußte.

Mittlerweile hatten Bernhard Jansen, der Vater des verirrtten Kindes, und Koffer, ein Soldat der Heilsarmee, sich wieder an der Stelle eingefunden.

Jansen, der die ganze Nacht und den halben vorhergehenden Tag ununterbrochen auf den Beinen gewesen war, machte den Eindruck eines Wahnsinnigen. Die Angst um sein Kind hatte den sonst so lebensfrohen Mann ganz gebrochen. In seinen Augen flackerte es von Zeit zu Zeit auf wie ein Irrlicht; im nächsten Augenblick stierte er wieder stumpf und starr vor sich hin; sein Körper bewegte sich nur noch automatisch, und er folgte dem Tracker, ohne einen Laut von sich zu geben. Es schien, als sei er selbst tagelang im Busch umhergeirrt und dem Tod durch Verdursten so nahe, daß ihn bereits Trugvorstellungen umnachtet hatten. Selbst der Anblick des Schwarzen ließ keinen Hoffnungs-schimmer in seinem Auge aufleuchten, da auch tags zuvor trotz des im Ruf eines ausgezeichneten Fährtenfinders stehenden Polizeitrackers Grant die Nachforschungen resultatlos verlaufen waren.

Je mehr man von einzelnen, geradezu unglaublich erscheinenden Leistungen der Spürnase der Schwarzen gehört hat, die vollständig auf Tatsachen beruhen und keineswegs übertrieben sind, um so mehr fällt natürlich im Gegensatz dazu die große Menge derer ab, die zwar auch „trackers“ genannt werden, aber vom Aufspüren so viel Ahnung haben wie der Normalalligator Queenslands von einer Logarithmentabelle.

Indessen ging Larry weiter.

Zuweilen rutschte er auf den Knien voran, dann wieder legte er sich platt auf den Bauch und betrachtete den Boden; hin und wieder beschattete er die Spur mit seinem Hute.

Langsam, aber sicher folgte er den Fußstapfen des verlorenen Kindes. Wie ein Bluthund schnüffelte er den steinigen Pfad ent-

lang. Er sah Spuren und deutete sie seinen weißen Gefährten aus, wo sie nicht das geringste Merkmal, nicht einen oberflächlichen Eindruck wahrnehmen konnten.

Irgendwo unterwegs führte die Spur zu einem Wasserschacht. Wenn man sich über den Rand beugte, konnte man unten die glitzernde Fläche in einer Tiefe von 25 Fuß sehen.

Das Kind hatte sich hier aufgehalten und augenscheinlich durstig auf das lockende Raß hinabgeschaut. Vielleicht hatte es daran gedacht, hinabzuspringen, denn um diese Zeit mußte es schon halb wahnsinnig vor Durst geworden sein.

„Sollte es da unten sich befinden?“ fragte einer der Umstehenden.

Larry blickte ängstlich über den Rand und prüfte die Brüstung des Schachtes sorgfältig. Dann deutete er nach vorn: Weiter ging die Suche.

Nach einer Weile rief Larry plötzlich in dem gebrochenen Englisch der Ureinwohner:

„Him been sit down here! Er hier gesiht!“

Dies mußte der Fall gewesen sein, kurz bevor das Kind sich angeschickt hatte, einen Hang zu erklettern.

Die untrügliche Sicherheit, mit der der „tracker“ bisher vorgegangen war, die ganze Art seines Auftretens und die Siegesgewißheit, die aus seinen Mienen leuchtete, hatten auf alle den größten Eindruck gemacht.

Selbst Jansen war allmählich aus seiner Lethargie erwacht und verfolgte längst jede Bewegung des Schwarzen mit dem Adlerauge wieder auflebender Hoffnung, wiewohl er sich in der Stille selbst sagen mußte, daß sein Kind die Gluthitze, die stechende Sonne und den quälenden Durst unmöglich überstanden haben konnte.

Jansen hoffte, denn er liebte, und weil jeder sah, wie er liebte, mochte keiner ihm die Hoffnung nehmen, keiner ihn auf die schreckliche Eventualität vorbereiten.

Man folgte den Spuren über den Hang hin.

Plötzlich hörte man einen Schrei.

Rosser, der Mann von der Heilsarmee, der mit den übrigen Berittenen vorgesprengt war, hatte ihn ausgestoßen.

Er stand an dem Körper des Kindes.



Der Knabe hatte den Pfad ungefähr 150 Schritt links liegenlassen und versucht, eine steinige Erhebung emporzuklettern.

Hierbei mußte er hingefallen und ohne weiteren Todestampf erlegen sein, soweit sich das beurteilen ließ.

Der kleine Körper sah schrecklich entstellt aus. Die Beine waren von den Knien abwärts vollständig blau, die Stirn fast schwarz. Unter den Augen waren einzelne Stellen wie Schwielen geschwollen, wahrscheinlich infolge der Einwirkung der brennenden Sonnenstrahlen auf die Tränen, die das Kind vergossen haben mußte, ehe das dem Verdurstungstode stets vorangehende Delirium ihm Erlösung von dem schrecklichen Leiden brachte.

Es war ungefähr elf Uhr vormittags, als die Leiche des Knaben gefunden wurde.

Das Kind war im ganzen fünf und eine halbe englische Meilen von Hause fortgeirrt, einen Weg von anderthalb Stunden.

Larry hatte die Spur in einer Entfernung von drei Meilen aufgenommen und in wenigen Stunden seine Arbeit vollendet, ohne sich ein einziges Mal geirrt zu haben.

Jansen sprach kein Wort. Er sank stumm an der Leiche seines Kindes nieder und barg sein Gesicht in seinen Händen.

Jetzt erst dachte er an seine Frau im Wochenbett.

Larry, der schwarze Fährtenfucher, war zu spät gekommen!

## Das Eiserne Kreuz.

Es hatte eine Ewigkeit nicht mehr geregnet, und der Busch lag da wie eine ausgestorbene Welt. Weit und breit bleichten die Knochen verhungelter und verdursteter Viehherden in der grellen Sonne. Neben den grinsenden Schädeln lag ab und zu ein Tier, das sich eben erst zum Sterben hingelegt zu haben schien; blickte man aber genauer hin, so sah man, daß die Ameisen bereits ihre Arbeit besorgt hatten; es war nur noch das bunte Fell, das sie übriggelassen, unter dem jeder Fleischsehn längst verschwunden war. Was noch lebte, schlich wie ein Schatten daher, gleichgültig gegen das Leben, da jeder weitere Schritt nur eine Verlängerung der Qual bedeutete.

Hart und abweisend wie immer brütete der Eukalyptenwald in finsternem Schweigen. Die grauen Stämme mit ihren bleifarbenen Blättern machten den Eindruck einer verwunschenen Geisterlandschaft. Der Natur schien der Odem ausgegangen zu sein, das Leben hier kein Heimatsrecht mehr zu besitzen.

Zwei Reiter zogen langsam durch den toten Wald und ließen nachdenklich die Köpfe hängen.

„Es ist doch in Wahrheit ein Never-never-Land, wie die ersten Pioniere es nannten, als sie von Neusüdwaies heraufkamen!“ begann der Ältere der beiden, ein graubärtiger Irländer. „Es fehlt nun einmal das Wasser, und da auf den Regen kein Verlaß ist, so beginnt eigentlich jeder Ansiedler, der sich hier niederläßt, ein Hasardspiel. Die paar guten Jahre, die mit unterlaufen, sind kein Gegenbeweis. Die große Viehsterbe ist an der Tagesordnung; mich wundert nur, daß sich immer noch Leute finden, die in dieser verfluchten Wildnis ihren Wigwam aufschlagen!“

„Recht hast du schon, Bob,“ entgegnete Ben May Farlane, ein Sohn des Landes, dessen Familie aus Schottland einge-

wandert war, „aber was soll man machen? An der Küste kann nicht jeder hocken bleiben, da ist jeder Streifen guten Landes bereits aufgenommen, und in den Städten herumzuvagabundieren, würde nach meinem Geschmack wenigstens nicht sein. Jeder hat im Leben seine Chance, und wie es fällt, muß man es eben nehmen!“

Bob D'Hara nickte, und schweigend ritten sie weiter. Eintönig klapperten die Hufe der müden Tiere auf dem steiniger werdenden Boden dahin. Ab und zu knackte ein trockener Ast in hartem Laute; sonst war alles geisterhaft still. Nicht einmal das neugierigste Tier des Busches, die Elster, ließ sich sehen. In grimmer Eintönigkeit starrten nur die bleichen Gummibäume auf die Eindringlinge und streckten ihre welken Arme zum bleiernen Firmament empor. Die Beuteltiere rührten sich nicht aus ihren Schlupfwinkeln heraus, und selbst die sonst so fleißigen Ameisen zogen es vor, während der ärgsten Sonnenglut ihre Siesta zu halten.

„Diese verdammten ewigen Gummibäume machen mich noch toll!“ begann der Sohn der Grünen Insel nach einigen Meilen. „Weiß der Teufel, ich bin weit genug durch die Welt gegendelt und habe manches verwünschte Stück Erdreich gesehen, allein eine solche Kirchhofslandschaft wie hier in Australien gibt's glücklicherweise doch bloß einmal auf der Erde. Und dabei überall daselbe Bild, ob man von Adelaide aus nordwärts wandert oder über die blauen Berge von Neusüdwales in die großen Ebenen steigt oder hier oben in der Nähe des Golfes von Carpentaria sich herumtreibt. Überall dieselbe Sauce; alles grau in grau. Kein Wunder, daß da selbst das Federvieh der Stumpfsinn packt und alles den Schnabel nur zum Kreischen aufstut; wenigstens habe ich noch keinen Vogel gehört, der singt. Blumen gibt's hier überhaupt nicht, und wenn mal eine durch Zufall das Licht der Welt erblickt, so kannst du sicher sein, sie duftet nicht!“

Ben zuckte die Achseln und wußte offenbar nicht, was er auf den naturphilosophischen Erguß seines Freundes erwidern sollte.

„Rindsvieh und Schafe, Schafe und Rindsvieh“, fuhr Bob mit melancholischem Kopfschütteln fort. „Damit ist Australiens Kapitel halb erschöpft. Aber selbst dem Vieh ist der Kram hier oft zu bunt, und es macht nicht mehr mit, wie die Gerippe



offenbaren. Bleibt also bloß das Gold. Na, ich bin auf deine Mine gespannt, Ben; soll mich wundern, was dran ist!"

"Ich habe dir ja schon gesagt, Bob, daß ich blutwenig davon verstehe. Ich bin Farmer und habe mich in den Minendistrikten nicht lange herumgetrieben. Allein die Quarzschrift, von der ich dir sprach, erinnerte mich an Gestein, das ich auf den Towers einmal gelegentlich in einer Grube gesehen, und so nahm ich damals vor acht Jahren, als ich zuletzt hier in der Gegend war, eigentlich mehr aus Zufall und Laune die paar Steine mit, die dein Interesse so sehr erregt haben. Glaube mir, ganz allein dir zuliebe habe ich den Ritt in diese verdammte Wildnis gemacht. Nun, du wirst dich ja bald überzeugt haben, ob hier wirklich eine Ader ist oder nicht!"

Sie mochten noch etwa eine Stunde weitergeritten sein, als Ben sich wieder an seinen Freund wandte.

"Es ist hier wirklich eine ganz gottverlassene Gegend, in die sich nur selten ein Lebewesen verirrt. Wie du bemerkt haben wirst, haben wir die letzten zwanzig Meilen auch keine Viehspuren mehr angetroffen. Ich selbst bin damals eigentlich nur durch Zufall auf der Suche nach durchgegangenen Pferden in diese Einöde gekommen. Wir mögen hier etwa hundert Meilen vom Flindersfluß entfernt sein. Siehst du übrigens das Steinmeer dort vor uns links? Wir sind gleich am Ziel! Dahinter birgt sich die Quarzader. Ein paar Minuten weiter liegt im Felsgeröll ein Creek, der natürlich kein Wasser führt, da es jahrelang in unserer Gegend nicht geregnet hat. Aber wenn man den Creek eine Meile abwärts verfolgt, stößt man auf eine versteckte Lagune, die beständig Wasser zu haben scheint, das einzige, das hier im weiten Umkreise zu finden ist. Dort wollen wir unser Lager aufschlagen!"

Die beiden Reiter waren mittlerweile an den Steinblöcken angekommen.

"Wenn du diese trostlose Wüstenei betrachtest," sagte Ben, "so wirst du dir selbst darüber klar werden, daß unsere Ader noch nicht entdeckt werden konnte. Seit meinem Hiersein dürfte kaum jemand hier durchgekommen sein!"

Mit diesen Worten sprang er ab und band seinen Gaul an den Stamm einer Iron bark (Eisenrinde) an. Bob folgte seinem

Beispiel, und beide schritten über die Blöcke weiter in den Wald hinein.

„Sieh da, ein Emuapfelbaum!“ rief Ben erfreut und wies auf ein kleines Bäumchen, das mit winzigen Früchtchen beladen war. Es stellte sich heraus, daß sie bereits reif waren, und Ben und Bob füllten sich die Taschen mit den wohlschmeckenden Lipfelchen.

„Es muß doch Grundwasser hier im Boden sein, sonst käme das Bäumchen nicht fort!“ meinte Ben. „Übrigens, hier ist der out crop, das an die Oberfläche stoßende Quarzaderende,“ rief er, indem er weiter vorwärts auf eine braune Gesteinsmasse im Boden wies, „hier habe ich die Stücke aufgelesen, die dein Interesse erregten!“

„Allein, pogtausend, was ist das?“ rief er erstaunt aus, indem er auf eine am Boden liegende Pide wies. „Hier scheinen sich inzwischen schon andere Gäste eingemistet zu haben. Wir kommen zu spät. Schau da!“ Er wies auf ein metertiefes Loch, das ausgehauen war. „Als ich damals zufällig den Ort auffand, war die Stätte noch ganz unberührt. Ich selbst habe bloß die Steine aufgelesen, aber nicht weiter hier gebuddelt. Es wird schon ein erfahrener Goldsucher am Werke sein, der sicher den Claim bereits abgesteckt hat und uns nichts mehr zu tun übrigläßt!“

„Wahrhaftig, sieh mal da, Ben!“ rief Bob und deutete auf ein paar alte Konservenbüchsen, neben denen die Gerätschaften, die zum Stampfen der Quarzproben dienen, zerstreut umherlagen. „Hier scheint einer der einsamen Goldsucher, die auf der Jagd nach einem neuen Dorado den Busch durchstreifen, ein hatter, zu hausen.“

„Das heißt,“ unterbrach er sich, „die Sachen sehen nicht aus, als ob sie gerade in Gebrauch gewesen seien; schau mal her!“ Und er wies auf den Rost, der alles überzogen hatte.

„Allerdings,“ meinte Ben, „wir werden den Eigentümer wohl kaum antreffen. Da scheint in der Tat geraume Zeit vergangen zu sein, seit diese Dinge hier benutzt wurden. Auch sehe ich hier nirgends die Spuren eines Lagerfeuers! Aber seltsam, er wird doch nicht auf und davon gegangen sein mit Hinterlassung seiner ganzen Habe! Das ist sehr merkwürdig!“

Sie sahen sich noch eine Weile auf der Fundstelle um, entdeckten aber nichts weiter, das ihnen über den Eigentümer hätte Aufschluß geben können.

„Was mir ganz unbegreiflich scheint,“ fuhr Ben fort, „ist der Umstand, daß jemand in diesen weltverlorenen Winkel überhaupt hineingeraten konnte, ohne meine Farm zu berühren, die doch sonst jeder aufsucht, der nach Westen zieht, denn sie ist weit und breit die einzige hier im Busch! Aber Jahre sind's her, daß der Letzte vorsprach, der aus den Diggings kam! Wie konnte nur jemand in diese Einöde überhaupt hineingelangen, so weit ab vom Flinders?“

„Na, ich werde jedenfalls zunächst einmal nachsehen, wie es mit der Mine bestellt ist“, sagte Bob und begann die Ader zu untersuchen und Quarzproben aufzulesen, die er in ein Säckchen steckte, während Ben zu den Pferden zurückging, um sie etwas näher heranzuholen.

Als er wieder zurückkam und gerade abfattern wollte, um die Tiere gekoppelt laufen zu lassen, wehrte ihm Bob ab.

„Nicht hier!“ rief er. „Du sagtest doch, wir würden hier in der Nähe eine Lagune antreffen, an der wir kampieren könnten, denn ohne Wasser können wir hier nicht bleiben. Da will ich denn auch gleich mal die Goldprobe machen!“

Und mit gedämpfter Stimme fügte er hinzu:

„Ich glaube, wir können uns gratulieren, Ben; schau her!“ Und er wies ihm ein paar Steine, in denen selbst Bens ungeübtes Auge auf den ersten Blick an den schmalen gelben Streifen, die sie durchzogen, erkannte, daß er den richtigen Riecher gehabt hatte. Da er wußte, daß man nur in den allersehrsten Fällen das Gold mit bloßem Auge im Gestein sieht, vielmehr meist erst durch Stampfen und Wasserspülung erkennt, ob der Quarz goldhaltig ist, schloß er mit Recht, daß die Steine ein beträchtliches Quantum des edlen Metalls enthielten.

„Übrigens scheint der Mann, der vor uns hier war, genau dieselbe Entdeckung gemacht zu haben,“ sagte Bob, „denn ich fand die wertvollsten dieser Steine dort neben den alten Konservendbüchsen in einem Haufen zusammengetürmt. Es ist zu seltsam, daß der Entdecker der Mine die sämtlichen Gesteinsproben hiergelassen hat!“



Sagtest du übrigens nicht, Ben, daß ein Creek hier gleich in der Nähe sei? Da könnte ich ja gleich einmal eine gewöhnliche Probe der ganz unscheinbaren Steine, die hier herumliegen, durch Stampfen und Waschen vornehmen!"

"Allerdings ist der Creek gleich dort drüben hinter den Felsen," entgegnete Ben, "allein es ist ganz aussichtslos, dort Wasser zu erwarten. Selbst wenn wir ein tiefes Loch graben, dürfte kaum etwas herausfindern, da es, wie ich dir bereits sagte, mindestens drei Jahre keinen Tropfen geregnet hat. Wir werden wohl bis zur Lagune mit der Gesteinsprobe warten müssen. Aber, wie du willst; versuchen können wir es ja immerhin."

Sie kletterten über das Geröll dem Creek zu. Es war, wie Ben prophezeit hatte; auch nicht die Spur eines Rinnsals zeigte sich in dem sandigen Flußbett, das von felsigen Ufern eingerahmt war.

Plötzlich stieß Ben einen Schrei der Überraschung aus und stuzte.

"Da haben wir des Rätsels Lösung, Bob!" rief er. Als dieser herankam, sah er ein Skelett, halb im Flußbett vergraben, leicht vom Flugsand überweht. Neben dem rechten Arm des Gerippes ragte ein pannikin (ein blecherner Trinkbecher) aus dem Sande. Ein paar Schritte weiter lag ein billy-can (ein Koch- und Wassergeschirr), ebenfalls halb zugeschüttet. Unmittelbar vor dem Skelett war ein tiefes Loch ausgegraben, aus dem noch das Ende eines Spatens hervorlugte.

"Er hat hier Wasser graben wollen und keins gefunden", unterbrach Ben die Stille. "Er ist verdurstet, da er die Lagune weiter unterhalb nicht kannte. Wer weiß, wie viele Jahre er hier schon gelegen haben mag!"

"Keine Spur von Kleidung ist mehr an dem Gerippe zu sehen!" sagte Bob. "Die Ameisen werden schnell genug mit dem Toten selbst aufgeräumt haben; aber daß die Kleidung bis auf die letzte Spur dahin ist, erscheint mir doch etwas unverständlich, da er nach dem letzten Regen verunglückt sein muß, denn sonst wäre das Skelett fortgeschwemmt oder auch schon zerfallen!"

"Wie mag er nur gerade hier erlegen sein? Das ist's, was ich nicht begreife. Er hätte doch die ganze Gegend absuchen und so auf die Lagune stoßen müssen!"

„Ich nehme an,“ sagte Bob, „er hat sich im Busch verirrt und ist schon ziemlich ermattet dort oben durch Zufall auf die Ader gestoßen. Alter Gewohnheit gemäß hat er wohl mit der Riesenkraft der Hoffnung den Boden aufgehackt und festgestellt, daß er auf eine neue Ader geraten. Dann wird er, neubelebt durch seinen Fund, hier herunter ans Flußbett getaumelt sein in der Meinung, in ein paar Meter Tiefe etwas Grundwasser sich ergraben zu können. Hier müssen ihn die Kräfte verlassen haben. So ist er unmittelbar am Ziel seiner Wünsche dem Durst erlegen. Wer zählt die Unglücklichen alle, die wie er im Busch verschmachtet sind! Er ist der Letzte nicht!“

„Welch tragisches Schicksal, die Goldmine zu entdecken und dann sterben zu müssen“, sagte Ben. „Schade, daß jede Spur seiner Persönlichkeit verloren ging, denn außer dem Skelett und den Werkzeugen scheint sich nichts erhalten zu haben! Was mag's für ein Landsmann gewesen sein? Einer der unseren? Oder einer der vielen Ausländer, ein Russe oder Italiener oder Deutscher oder Amerikaner? Oder gar einer der Gelben, die zu Tausenden das Land durchstreifen auf der Suche nach Gold? Wer soll da je hinterkommen! Zwar nach der Größe des Skeletts zu urteilen, dürfte er wohl ein Europäer sein oder ein Sohn des star-spangled banner!“

„Ja,“ sagte Bob, „es scheint ein ungewöhnlich großer Mann gewesen zu sein, der hier den Tod gefunden hat. „Wer weiß, ob nicht auf dieser oder jener Seite des Äquators noch eine Braut seiner harrt oder eine alte Mutter. Jammer schade, daß man so gar keinen Anhalt hat! Doch hallo, was ist das?“

Bob bückte sich; ihm war, als ob im Sande etwas Helles geschimmert hätte, dort, wo an der Seite des Skeletts einst die Tasche gewesen sein mußte. Sein scharfes Auge hatte ihn nicht getäuscht. Ein Zweischillingstück kam zum Vorschein und gleich darauf, als er den Sand noch einmal durchwühlte hatte, noch einige lose Schillingstücke und ein blinkendes Etwas, das Bob aufmerksam betrachtete.

„Was kann es sein?“ fragte Ben neugierig.

„Das Rätsel ist gelöst,“ sagte Bob, „der Tote war ein Deutscher!“

„Woher weißt du?“ fragte Ben.

„Well, it is a German war-medal. Es ist eine deutsche Kriegsmedaille!“ sagte der alte Irländer.

„Sie hat die Form eines Kreuzes, nicht wahr?“ bemerkte Ben.

„Yes, it is what they call the iron cross, their order for bravery in war! Es ist das Eisene Kreuz, wie sie es nennen, ihre höchste Kriegsauszeichnung für Tapferkeit!“ erklärte Bob. Ich erinnere mich noch genau, wo ich es zuerst gesehen habe; es war in Kimberley in Westaustralien, wo ich eine Zeitlang auf dem Goldfelde gearbeitet habe. Ich hatte einen deutschen Kameraden, der diese Medaille besaß. Er zeigte sie mir eines Tages, als ich ihn danach fragte; sie wurde im Kriege gegen die Franzosen 1870 den tapfersten Soldaten verliehen!“

Ben nahm das Kreuz aus Bobs Hand und betrachtete abwechselnd den Orden und das Skelett.

„Well, I am damned if I care a straw for the wars of the French and the Germans. Ich schere mich verdammt wenig um die Kriege der Franzosen und Deutschen! Sie mögen sich untereinander soviel verhauen, wie sie wollen, wenn sie uns bloß in Ruhe lassen. Aber ich denke, Ben, der Tote war ein braver Mann, der seine Schuldigkeit im Kriege für sein Land getan hat. Man kann nicht jedes Skelett im australischen Busch beerdigen, damned if I do, aber ich denke, der Mann da hat ein ehrliches christliches Begräbnis verdient. Ich meine, wir graben ihm hier sein Grab, wo er seinen Tod gefunden hat!“

Ein eigenartig weicher Ton zitterte durch die Stimme des alten Irländers, den Ben sonst gar nicht als Gefühlsmenschen kennengelernt hatte. Gern stimmte Ben dem Alten bei und versuchte gleich, das Wasserloch, das der Tote noch selbst gegraben, für die letzte Ruhestätte in Angriff zu nehmen. Allein der Spaten war der Aufgabe nicht mehr gewachsen und der Boden selbst hier im Flußbett hart und steinig. Ben sprang nach der Pique, und mit vereinten Kräften gruben sie dem alten Krieger sein Grab.

Als es ihnen tief genug schien, ließen sie das Skelett hinunter und legten das Kreuz ihm ins Grab.

„I am not one of the church people, but I think we ought to say a prayer.“

„Ich bin kein kirchlicher Mann“, sagte Bob mit stoßender



Stimme, halb verlegen, als ob er sich schäme, sich von der Rührung übermannen zu lassen; dabei wurde er rot wie ein Schulknabe. „Doch, denke ich, es ist nicht mehr als recht, daß wir ein Gebet sprechen!“

Ben nickte, und beide nahmen die breiten Buschhüte ab. Bob sprach leise ein Vaterunser. Dann schaufelten sie still und ernst das Grab zu. Das Eiserne Kreuz hatte die eisernen Herzen der Australier weich gemacht.

Der Tote hatte seine letzte Ehre.

Dann kehrten sie nach der Quarzader zurück, nahmen die Gesteinproben und schwangen sich in die Sättel. Bald lag der blühende Spiegel der nahen Lagune vor ihnen, die der Krieger von 1870 nicht hatte finden können.

Bob zerstampfte die Steine und wusch sie; er fand den Goldgehalt über Erwarten reich.

Als das Lagerfeuer emporflammte, dachten sie, in tiefes Schweigen versunken, an den verdursteten Goldgräber und sein altes Kriegerkreuz, an die Schlachten der Deutschen und Franzosen im Siebziger Krieg und an all die Toten im australischen Walde, die verschmachtet sind vor Durst.

Die Mine, die sie entdeckt hatten, machte sie zu wohlhabenden Leuten.

Sie nannten sie „the Reef of the Iron Cross“ (die Ader des Eisernen Kreuzes).

## In der Serpentinlagune.

Die Leute auf der Farm, in deren Nähe Konrad mit einem Freunde sein Camp aufgeschlagen hatte, waren ihnen nach australischer Art gastlich entgegengekommen; sie hatten ohne weiteres sieben Pfund gutes Rindsfleisch hergeschickt, das an einem munteren Feuer zum Teil gekocht, zum Teil gebraten wurde.

Die Farmersleute waren gerade in ziemlicher Aufregung über einen Stamm der Schwarzen, der in der Nachbarschaft lagerte. Er hatte vor ein paar Tagen ein großes Fest gefeiert, bei dem ein uraltes Weib, das eine Art Stammesgroßmutter zu sein schien, gebraten und aufgefressen worden war. Der Farmer meinte, es sei nicht sicher, daß die alte Frau wirklich gestorben sei, wie die Schwarzen ausgesagt hätten, da die Dame trotz ihres hohen Alters noch recht munter gewesen. Schließlich sei die ganze Sache ja eine interne Angelegenheit der Schwarzen; indessen solle Menschenfleisch doch eigentlich nicht mehr auf den Speisezettel kommen in unserer aufgeklärten Zeit; und kurz und gut, das Vorkommnis sei ein Skandal, möge die Großmutter nun eines natürlichen Todes gestorben oder geschlachtet worden sein. Konrad war derselben Ansicht und fand die Sache shocking.

Dann warnten ihn die Leute vor der Lagune, auf der er Enten schießen wollte, um etwas Abwechslung in die Kost hereinzubringen; denn er konnte nicht darauf rechnen, eine Farm anzutreffen, und wollte auch sowieso nicht immer die Gastfreundschaft des Busches in Anspruch nehmen: das Salzfleisch aber hatte er sich übergegessen. Die Leute sagten, sie trauten dem Waldfrieden der Lagune nicht recht, da sie Alligatoren in ihr vermuteten; es sei auf jeden Fall besser, nicht in das Wasser hineinzugehen. „Wie sollen aber Alligatoren hier in diese abgeschlossene Lagune geraten. Mr. Guthrie?“ fragte Konrad ungläubig. „Sie

kommen doch wohl nur in den Flüssen vor, und in der Regel auch da nur so weit, wie das Salzwasser des Meeres mit der Flut heraufsteigt!“

„Well,“ antwortete der Farmer, „was Sie da sagen, stimmt ja wohl. Indessen haben wir hier in der Regel während der Regenzeit Hochwasser; dann tritt der Burdekin oft meilenweit über die Ufer, und die Alligatoren kommen mit. Sie bleiben sehr häufig später zurück oder wandern von Lagune zu Lagune langsam in der Nacht weiter, wenn die Flut sich verläuft. Take my word upon it, zu trauen ist dem Frieden hier in der Nähe der Küste und des Lower Burdekin überhaupt nicht!“

Es war eine bitterkalte Nacht. Die Jäger froren am Lagerfeuer, obgleich sie sich in Decken gehüllt hatten und ein mächtiges Feuer unterhielten. Es war der 18. Juli, also Mittwinter. Trotzdem die Gegend wegen der Giftschlangen besonders verrufen war, lagerten sie ganz unbesorgt; in der kalten Jahreszeit verfrachten sich die Reptile in hohle Baumstümpfe und Erdrißen und kommen selbst an warmen Tagen nie zum Vorschein; der späteste Termin, an dem Konrad sie, allerdings schon steif und träge, noch angetroffen hatte, war der Mai. Es brauchte also von der Seite her nichts befürchtet zu werden.

Walter, Konrads Freund, konnte so wenig einschlafen wie er selbst, da die Kälte zu stark war. Es fällt zwar in diesen Breiten im Winter selten ein Tropfen Regen, und die Möglichkeit der Schneebildung ist gänzlich ausgeschlossen; allein es kommt doch sehr häufig vor, daß des Morgens das Wasser im billy-can eine leichte Eisdecke aufweist. Bei wärmerem Wetter fällt in den ersten Frühstunden des Tages ein starker Tau, der die dürstende Erde erfrischt. Die Tage sind infolge der Äquatornähe meist wieder so heiß wie in Europa im Sommer; aber gerade diese Temperaturunterschiede sind sehr unangenehm. In den ersten Jahren merkt der Europäer die Winterkälte kaum; allein sobald er sich mit seinem Blut dem Tropenklima einigermaßen angepaßt hatte, fühlt er dort eine Kälte, die er in der Heimat gar nicht erst beachten würde, ganz intensiv.

Wie die Jäger, so schienen auch die Ureinwohner in ihrem Lager vor Kälte nicht schlafen zu können. Das Totengeheul,



das sie allabendlich anzustimmen pflegten, wie der Farmer berichtet hatte, erscholl die ganze Nacht hindurch in den stillen Wald hinein. Ob sie wirklich trauerten, oder ob ihnen bloß die Großmutter zu schwer im Magen lag, ließ sich nicht entscheiden; jedenfalls verlieh die Kälte ihrem Geheul eine besonders starke Note, und ihr Klagegesang ließ auch ohne die niedere Temperatur wegen seiner zeitweise gellend schrillen Akkorde den Gedanken an Schlaf gar nicht aufkommen. Die anscheinend unverdauliche Urahne fiel den Jägern noch während ihrer Seelenwanderung auf die Nerven. Sie wünschten die ganze Kannibalenhorde in den Magen eines Nachbarstammes hinein, obwohl sie sie am liebsten vor Wut selbst aufgefressen hätten. Es schien erwiesen, daß keine Alligatoren in der Lagune hausten, da die nächtlischerweise gerne am Lande umherschweifenden Saurier wohl sonst das Konzert als eine Tafelmusik angesehen hätten. Wenn die alte Stammesmutter sich auch zweifelsohne lieber im Magen ihrer Blutsverwandten zur letzten Ruhe gebettet hatte, so würde Konrad in unchristlicher Gesinnung doch nichts dagegen eingewendet haben, wenn sie zum zweiten Male mit samt ihren lebendigen Särgen verschlungen worden wäre und in einem Alligatorenmagen ein endgültiges Mausoleum gefunden hätte.

Der letzte Rest der Nacht schwand dahin, ohne daß der Schlummer die zerschlagenen Glieder erquidte hätte; sie unterhielten das Lagerfeuer und tranken ab und zu einen Schluck Tee zur Erwärmung. Endlich stand am Himmel das Kreuz auf dem Kopfe, und der Morgen dämmerte heran. Als die Sonne nach der kurzen Zwiellichtspanne wieder leuchtend am Firmament stand und der Queensländer Busch sich aufs neue in einen Bratofen verwandelte, brieten sie gerne; wie schwer auch die Hitze dem Menschen zusetzt, der mit Bestimmtheit zu erwartende blaue Himmel tröstet ihn wieder über die Kälte und die Schrecken der Nacht hinweg. Sie wärmten ein Stück des gebratenen Fleisches auf und machten frischen Tee. Nach dem Frühstück schulterten sie ihre Büchsen und trennten sich, um in verschiedener Richtung die Gegend zu durchstreifen.

Die Lagune zog sich in unregelmäßiger Breite in Schlangenumwindungen durch den Busch, weswegen sie unter den Ansiedlern kurzweg die Serpentine genannt wurde. Das Wasser war durch-

weg kaum sichtbar, da ein wahrer Teppich von Sumpfpflanzen es fast in seiner ganzen Ausdehnung verdeckt und in einen schwimmenden Garten verwandelt hatte. Infolgedessen war die Gegend ein wahres Dorado für die Enten, die hier die günstigsten Fischplätze hatten, ohne im Grünen sich allzusehr Gefahren auszusetzen. Von Enten sah Konrad zunächst nichts, als er beutelustig unter den zum Teil schattigen Uferbäumen dahinschlich; nur das Geschrei der Papageien störte die Morgenruhe der Natur, sonst war alles still.

Er mochte etwa eine Viertelstunde auf dem Kriegspfade gewesen sein, als er in einer kleinen Lichtung etwas abseits von der Serpentine, deren Bogen er gerade abgeschnitten hatte, einen ganzen Schwarm langschnäbeliger Vögel mit hohen Ständern am Boden sah, die ihn ein wenig an Schnepfen erinnerten, wenn er sie auch nicht genau zu klassifizieren wußte. Mochte es nun ein letzter Instinktüberrest aus der Urzeit des prähistorischen Jägermenschen sein, der ihm noch im Blute stak, oder eine glückliche Eingebung des Augenblicks, genug, in seinem Magen regten sich mit einem Male zärtliche Gefühle, die in seinem Flintenlauf ihr naturgemäßes Ventil fanden.

Die in ihrem Morgenfrieden grausam gestörte Ratsversammlung der Vögel löste sich zunächst noch keineswegs auf, sah Konrad vielmehr eine Weile in starrem Staunen an. Man soll sich über nichts wundern, sagte der alte Römer, eine Lebenslosung, die nicht nur für den Menschen, sondern auch für das gefühlvollste Tier die einzig richtige ist; denn die Verwunderung bekam den menschenunkundigen Vögeln sehr übel, indem Konrad zum zweiten Male Gelegenheit fand, seine Doppelflinte abzuschließen. Nunmehr löste sich denn doch die Versammlung, stark dezimiert, in ziemlicher Verwirrung auf; die Vögel liefen nach den verschiedensten Richtungen auseinander und suchten unter den umliegenden Büschen Schutz, nicht ohne daß es Konrad gelungen wäre, noch ein paar allzu saumselige Nachzügler fortzublasen. Seelenvergnügt sammelte er die erlegten Vögel, etwa ein Duzend an der Zahl, und steckte sie in seine Jagdtasche; das Gewicht war nicht allzu schwer. Das Echo der Schüsse hatte den Busch mobil gemacht. Scharen von Katadus und Papageien kreischten los. Über der Lagune gingen Entenschwärme hoch. Kraniche

und Reiber fühlten sich in ihrer Verdauung gestört und flatterten mißvergnügt ein paar hundert Schritte weiter. Hoch in den Lüften segelte ein Zug wilder Gänse dahin, leider unerreichbar für jede Büchse.

Konrad zog weiter am Becken der Lagune entlang und sann über den eigenartigen Reiz des Waldlebens im australischen Busch nach. Wie oft er auch die Tropen mit ihrem ganzen Zauber verwünscht hatte, wenn ihm die Sonne allen Lebenssaft aus den Gliedern sog und die weltferne Einsamkeit und Verlassenheit seiner Lage über ihn kam, dennoch gab es immer wieder Stunden, in denen das Leben in der Wildnis ihm das Herz vor Freude höher schlagen ließ. Es war doch ein ganz besonderer Zauber, wenn einem hier im Walde und an den Seen und Flüssen alle Augenblicke ein zuvor nie Gesehener, vielleicht von Brehm nicht einmal katalogisierter Vogel entgegenflog oder ein Wild über den Weg lief, das man im ersten Augenblick nicht unterbringen konnte. Freilich, an Bierjählern ist Australien arm, aber desto reicher ist seine Vogelwelt, wohl ohne Frage die großartigste von allen Erdteilen. Was man als Knabe sich so heiß ersehnt, das Leben eines Robinson Krusoe im wilden Walde unter schwarzen Ureinwohnern in einer seltsamen Flora und Fauna zu führen: das hatte Konrad alles unerwartet in Erfüllung gehen sehen. Die Freiheit konnte er in vollen Zügen schlürfen, und dieser höchste Lebensgenuß war es wohl wert, daß man die Entbehrungen und Strapazen mit in den Kauf nahm. Es war das „große Atmen“, das er kennengelernt hatte, nach dem er sich — das fühlte er jetzt schon — einst immer wieder zurücksehnen würde, mochte er später auch in den glänzendsten europäischen Verhältnissen alle Vorzüge der Zivilisation wieder genießen. Glückselig wanderte er durch den Wald.

An einer weiteren Krümmung der Serpentine, wo sich das Becken etwas verengte, sah er Enten einfallen. Als er sich herangeschlichen und sie gerade im Teppich der Wasserpflanzen ausfindig gemacht hatte, fiel weit unten in der Richtung, aus der er hergekommen war, ein Schuß. Die Enten vor ihm in der Lagune gingen hoch, und er kam günstig zu Schuß; er feuerte beide Läufe ab und sah zwei Enten unmittelbar darauf in der Richtung, wo sich das Becken wieder erweiterte, in die



Lagune schlagen und eine dritte etwas weiter nach der Mitte zu plumpfen. Jetzt war guter Rat teuer. Zum ersten Male bedauerte er, keinen Jagdhund bei sich zu haben, der hier vorzügliche Dienste hätte leisten können. Im oberen Burdekin und auf den Seen des höher gelegenen Plateaus hatte er sich stets selbst die Beute schwimmend aus dem Wasser geholt; dort gab es keine Alligatoren, die im Fluß bloß bis an den großen Stromfall kamen, oberhalb dessen sie nie gesichtet worden waren. Hier unten aber wollte er sich doch hüten, in das Wasser hineinzugehen. Er dachte an die Warnung des Farmers, der überzeugt war, es seien Alligatoren in der Lagune, und hatte keine Lust, um ein paar Enten willen sich einem so unwürdigen Begräbnis auszusetzen. Er hatte gehofft, Enten über dem Ufer zu Schuß zu bekommen, wie es ihm anderswo häufig geglückt war, oder sie doch etwas näher am Rande der Lagune zu erlegen, wo er sie sich mit einem langen Rste hätte herausfischen können.

In ziemlich übler Laune schritt er am Ufer auf und ab und überlegte, was zu tun sei. Sollte er es nicht schließlich doch einmal darauf ankommen lassen, ob wirklich Alligatoren in der Lagune waren? Dies schien ihm ganz unwahrscheinlich, da längere Zeit kein Hochwasser gewesen war und eine ziemlich große Dürre im letzten Jahre geherrscht hatte, die wohl die Saurier aus allen Lagunen und Schlammröhren wieder vertrieben und in die Flußläufe in der Nähe des Meeres zurückgeschleucht hatte. Außerdem war er überzeugt, daß sich die Enten nicht so ruhig mitten in der Serpentine niederließen, wenn sie plötzlich in dem Rachen eines der Ungeheuer zu verschwinden fürchteten.

Während er noch hin und her überlegte, wie er in den Besitz seiner Beute gelangen könnte, fiel ihm ein, daß er ein paar hundert Meter zurück ein umgekipptes Boot am Rande der Lagune gesichtet hatte, mit dem vor Zeiten irgendeiner der Farmer hier die Jagd betrieben haben mochte. Er merkte sich die Gegend, in der die Enten ins Wasser geschlagen waren, und ging auf den Rekognoszierungsmarsch nach dem Boote. Als er hier angekommen war, zeigte ihm eine oberflächliche Untersuchung bereits, daß er es allein nicht flottmachen könne. Zwar fehlten auch die Ruder, allein mit irgendeinem starken Baumast hätte

er es schon an die Stelle lenken können, an der die Enten sich befanden. Indessen wie sehr er sich auch bemühte, den Kahn umzudrehen, es gelang ihm nicht; er stat tief im Schlamme der Lagune.

Gerade als er verdrießlich von seinen Versuchen absteigen wollte, fiel dichter hinter ihm an einer Krümmung der Serpentine wieder ein Schuß. Gleich darauf kam sein Freund Walter um die Ecke; er hatte einem Riesenkranich das Lebenslicht ausgeblasen, bloß aus Ärger, wie sich herausstellte, weil er noch nichts Eßbares bisher geschossen hatte, denn Kraniche stehen selbst in Australien nicht auf dem Menü.

„Hallo!“ rief er, als er Konrad sah. „Sie haben ja Dufel gehabt! Posttausend nochmal!“ Bergnügt deutete er auf die Vögel, die zum Teil aus der Jagdtasche herausbaumelten. „Daß Sie so viele Curlews erlegen würden, hätte ich mir allerdings nicht träumen lassen, denn weiter oben in dieser Gegend sind die Vögel sehr scheu. Na, wir haben jedenfalls eine ordentliche Delikatesse für unser Camp heute abend.“

Also Brachvögel waren es, die Konrad erlegt hatte, deren Ruf als Leckerbissen im australischen Busch ihm bereits bekannt war. Gehört hatte er den klagenden Ruf des Curlew im nächtlichen Walde allerdings oft genug, aber gesehen hatte er sie noch nie. Da war er ja einmal unerwartet ein Glückspilz gewesen. Indessen mochte er die Enten, die er geschossen, nicht ohne weiteres im Stich lassen. Er erzählte Walter von seiner Beute und bat ihn, mit ihm vereint das Boot flottzumachen. Ihren gemeinsamen Kräften gelang es zwar mit vieler Mühe, den Kahn aus dem Schlamm herauszuziehen, allein als sie ihn schweißgebadet schon so weit hatten, zeigten sich mehrere Lecke, die sich beim besten Willen nicht mehr verstopfen ließen; nach wenigen Stößen würde er untergegangen sein.

Konrad packte die But, und er begann sich zu entkleiden. Walter glaubte augenscheinlich, er habe einen Sonnenstich von der Anstrengung bekommen, und sah ihn an, als sei er plötzlich in ein Iguana verwandelt worden.

„What next?“ fragte er ironisch.

„Ein Bad tut mir gut nach der Anstrengung!“ entgegnete Konrad. „Außerdem hole ich die Enten.“

„Und die Alligatoren?“

„Gibt's nicht,“ sagte Konrad triumphierend, „oder glauben Sie vielleicht, die Enten würden sonst so ruhig herumrudern? Ich wenigstens bin überzeugt, daß die Alligatoren sie herunterschlingen würden, selbst wenn sie sie für ausgestopftes Federvieh hielten. Glauben Sie, die Enten wären sich nicht darüber klar?“

Mittlerweile war er entkleidet wieder eine Strecke zurückgegangen, bis er etwa in der Höhe der Enten war. Als Walter sah, daß er ernst machte, ließ er ihn in Ruhe, denn er glaubte, er müsse entschieden seine guten Gründe haben, der Mitwelt Adieu zu sagen, und einen Reisenden soll man nicht aufhalten! Das war auch sein Prinzip. Er drang nicht weiter in Konrad, als er sah, daß er ins Wasser ging, wenn er auch die Art seiner Verfrachtung ins Paradies zum mindesten für eine Geschmacksverirrung und die Bestattung selbst für unchristlich hielt. Er hatte sich zum Beispiel auch oft gegen die Feuerbestattung ausgesprochen und legte großen Wert auf ein ehrliches, christliches Begräbniß, wie er betonte, wenn er von der Stunde seines Abschiedes redete, was er mit Vorliebe tat. Der natürliche Abscheu gegen Wasserleichen kam in diesem Falle ja nicht in Betracht, wenn Konrad in einem Alligatorenmagen sein Skelett verstaute; wenigstens brauchte er keine Totenklage zu befürchten, wie sie in der vergangenen Nacht ihnen die Nerven gefoltert hatte.

Während Walter tiefsinnig an dem Ufer zurückblieb und an dem Prometheusfunken in der Menschheit im allgemeinen und in des Freundes Leibe im besonderen verzweifelte, schwamm dieser entschlossen in die Lagune. Zufällig befand sich an dieser Stelle ein breiter Saum durchsichtigen Wassers, das ihn auch wohl zu dem Wagnis geführt hatte. Bald indessen kam er in das Gewirr der Sumpfpflanzen und mußte sich mühsam hindurcharbeiten; er fing an, seinen Entschluß wieder zu bereuen. Indessen pflegte er durchzusehen, was er sich einmal vorgenommen hatte; anderseits schämte er sich auch vor Walter, unverrichteterdinge wieder umzukehren. Wasser war nicht mehr zu sehen; rings dehnte sich eine Lotosdecke auf der Lagune aus. Nur am Körper fühlte er, daß er tatsächlich nicht durch eine



üppige Vegetation dahinschritt, vielmehr in einem Schilfmeer schwamm. Als er an die Stelle kam, an der sich die Enten befinden mußten, schaute er sich vergeblich nach ihnen um; enttäuscht durchsuchte er rings das Blattgewinde und schwamm im Kreise einher. An die Alligatoren dachte er in seinem Eifer, die Beute aufzufinden, gar nicht mehr.

Endlich entdeckte er beide Enten, nur wenige Meter weit voneinander, hinter Tang und Blattgewinde versteckt. Noch im letzten Lebensstrib hatten sie sich, ihrer Gewohnheit gemäß, zu verbergen gesucht; der Umstand, das Konrad nur mit dem Kopf aus dem Wasser herausah, hatte ihm nur einen Umblitz auf wenige Meter ermöglicht. Auf die dritte Ente, die eine bedeutende Strecke weiter nach der Mitte der Lagune zu ins Wasser gestürzt war, verzichtete er; angesichts der Mühe, diese beiden aufzufinden, hielt er es für ausgeschlossen, sie im grünen Blattlabyrinth zu entdecken. So flink es ging, schnellte er auf die zweite Ente los, während er die erste an einem Ständer hielt, packte auch die andere und wollte dann in einem jähen Bogen eilends mit seinem Raube wieder dem sicheren Ufer zu steuern — erst jetzt, da er seine Jagdtrophäen in Sicherheit gebracht hatte, kehrte die Besorgnis vor den Alligatoren wieder —, als ihm mit einem Male alles Blut nach dem Herzen schoß: er fühlte sich festgehalten.

„Schluß!“ dachte er und hatte im ersten Augenblick trotz des furchtbaren Schreckens nur das eine, alle anderen Gedanken verdrängende Gefühl der Bewunderung, wie überraschend schnell das ganze Leben nun abgeschlossen sei. Rasend schnell, viel zu schnell, kam ihm der Schluß vor. Weiter dachte er nichts. Als er sich vom ersten Schreck erholte, merkte er, daß ihn jedenfalls kein Alligator am Bein gepackt hatte, da der ihm wohl keine Zeit zur Überlegung gegeben, vielmehr gleich zugebissen und ihn unter Wasser gezogen haben würde. Allein das Gefühl der Erleichterung, das diese Erkenntnis ihm gewährte, wich doch sofort wieder einem beklemmenden Drucke. Beide Beine waren ihm wie von hundert Armen umschlungen. Als habe eins der riesigen Ungeheuer der Tieffee, einer der Tintenfische oder Meerpolypen ihn mit seinen Zangen umklammert, konnte er sich nicht von der Stelle rühren. Als er eine heftige Be-

wegung machte, um zu entkommen, und mit dem rechten Arm den Gegner abzustreifen sich bemühte, war auch sein rechter Arm gefangen. Das Herz schnürte sich ihm wieder vor Angst zu.

Was ihn festhielt, waren die an die Lianen des Urwaldes erinnernden Bastseile der tropischen Wasserpest, die schon manchem europäischen Neuling zum Verderben geworden sind, dessen Skelett man in besonders trockenen Jahren in solch unauflöslicher Verschnürung der Wasserpflanzen je und je antrifft. Er hatte selbst die Gefahr noch nicht recht kennengelernt und sie darum unterschätzt. Indessen war er in seinem Leben schon in so mancher üblen Lage gewesen, daß er wenigstens die Überlegung nicht verlor. Er wußte, daß jede ungestüme Bewegung ihm sofort den Untergang brächte. Die Ruhe und das kalte Blut kehrten zurück. Kein Laut verriet dem des Schwimmens unkundigen Gefährten am Ufer seine Todesnot. Jeder Schrei wäre unnötig und Kraftvergeudung gewesen. Er wußte, daß er sich eine Zeitlang still über Wasser halten konnte, ohne zu schwimmen. Langsam, unglaublich langsam — wie ebenso viele Stunden kamen ihm die Minuten vor — gelang es ihm, mit dem linken Arm den rechten freizumachen. Ebenso langsam, unendlich langsam gelang ihm die Befreiung erst des rechten, dann des linken Beines. Er dachte an nichts, an keinen Alligator — an keine Lagune — an kein Boot — an keine Enten. Er dachte bloß an die langsame Abwicklung der Bastseile, an die zeitraubende, verwickelte, kräfteverzehrende, schier unmögliche Jongleurarbeit der Befreiung aus dem Knäuel.

Endlich atmete er tief auf! Er war los, frei, glücklich! Er war gerettet! Noch einmal winkte ihm die Heimat, das Wiedersehen mit seinen Lieben! Langsam, unsäglich langsam, aber — mit beiden Enten vor sich, schwamm er ans Ufer zurück, wo Walter noch immer in Tiefsinn versunken saß. Da dieser keine Alligatoren auftauchen sah, mochte er wohl geglaubt haben, Konrad sei mittlerweile in eine Wassernixe verwandelt worden, geistesabwesend starrte er ihn an. Konrad aber sank am Ufer erschöpft ins hohe Gras und blickte lange schweigend auf den Totosteppeich der Serpentine. Es war das erste und letztemal in Australien, daß er einen Schwimmversuch anstellte in einer Lagune!

## MacMillans schwerste Prüfung.

Konrad und seine Gefährten hatten ihr Lager am Broughton aufgeschlagen, einem Nebenfluß des Burdekin. Es war eine wundervolle Mondnacht. Sie hatten noch lange am Feuer gegessen und sich allerlei Abenteuer erzählt, ehe sie der Schummer übermannte. Längst war das Getreisch der Kakadus verstummt, und tiefer Urwaldfriede herrschte ringsum. Die Pferde, die an den Borderläufen gekoppelt waren, hatten zu grasen aufgehört und schienen eingnickt zu sein, wenigstens hörte man die Glocken nicht mehr, die ihnen um den Hals gebunden waren. Nur in einem Gummibaume, nicht weit vom Lager, raschelte es noch zuweilen; ein Opossum war aus seinem Bau geklettert und nagte das junge Laub der Eukalypten ab. Sonst hörte man keinen Laut außer dem Schrei eines Käuzchens, der aus der Ferne von Zeit zu Zeit herüberdrang. Still neigte sich das Kreuz des Südens am Firmament hernieder, und langsam schlich die Nacht vorbei.

Das Lagerfeuer war nicht ganz verglüht und der Busch noch völlig im Bann der Nacht, als sich Bill und Harry bereits aus dem Camp stahlen, um vor Sonnenaufgang am Stelldichein der Enten zu sein. Während die beiden flußaufwärts gegangen waren, wandte sich Konrad mit MacMillan der entgegengesetzten Richtung zu, in der ihm der Schotte eine Quarzader zeigen wollte, von deren Inangriffnahme er sich viel zu versprechen schien.

Sie mochten etwa eine Stunde gegangen sein, als sie an die Stelle kamen, wo der Fluß in einem jähen Bogen sich nach Süden wendete. Der Morgen dämmerte heran, und auf dem Wasser wiegten sich bereits munter einige Pelikane, die mit ihren Riesenschnäbeln aussahen, als ob sie die Mutter Natur



mit einem Regenschirm statt des Fischwerkzeuges bedacht hätte. Sie ließen sich nicht stören, während ein paar Löffelreihher, die am Ufer standen, mit lautem Geschrei Reißaus nahmen.

Hier verließen sie den Fluß und wandten sich waldeinwärts gen Westen. „Seien Sie vorsichtig,“ mahnte MacMillan, „denn hier in der Gegend ist bereits vielfach gebuddelt worden. Es sind da einige Löcher an die fünfzehn bis zwanzig Fuß tief ausgeworfen. Indessen hat kein Schacht irgendeinen nennenswerten Prozentsatz Gold beim Stampfen ergeben, und so haben sich die Goldsucher wieder verzogen. Allein ich habe den Eindruck, daß sie nicht tief genug waren; ich glaube bestimmt, hier eine Ader vermuten zu dürfen, die an die Oberfläche steigt.“

Die Sonne ging auf, und sofort machte sich die Hitze bemerkbar. Sie mochten etwa noch eine halbe Stunde marschiert sein, als Konrad mit einem Male einen Schrei hörte, der ihm durch Mark und Bein ging. Gerade war er einen Augenblick zurückgeblieben, um sich die Samaschen fester zu binden, die sich gelockert hatten. MacMillan konnte etwa hundert Schritte vorgegangen sein. Als Konrad aufblickte, war er vom Erdboden verschwunden.

Schreiend strichen ein paar Elstern vorüber, die weiter vorn auf einem abgestorbenen Brotbaum gefessen hatten. Dann wurde es wieder mäuschenstill im Busch; nichts Lebendiges regte sich. Um ihm herum schien die Welt gestorben. Schweigend reckten sich die Eukalypten in ewigem Grau in die Lüfte. Die überwältigende Melancholie, die im australischen Walde das Herz beklemmt, lag auch heute wie ein Alpdruck auf Konrad, es war, als betraure die Natur ihre verschwundene Jugend. Rings verstreut im Busch ragten die braunen, spitz zulaufenden Termitenhügel wie Grabmäler zu Füßen der trauernden Eukalypten empor; wie ein ungeheurer Campo santo der Natur lag der Busch da, wie eine Landschaft auf einem erkaltenden Planeten kurz vor dem letzten Verglimmen seiner Lebenskraft.

Behutsam ging Konrad in der Richtung vor, in der Mac Millan verschwunden war, jeden Augenblick einer fürchterlichen Entdeckung gewärtig. Er brauchte nicht lange zu suchen. Nicht weit von dem abgestorbenen Brotbaum, von dem die Elstern geslüchtet waren, erregte ein verlassener Schacht dicht

vor ihm seine Aufmerksamkeit und erinnerte ihn an MacMillans Warnung. Er wandte sich etwas nach links, um ihn zu umgehen, als plötzlich dicht vor seinen Füßen eine von Gras und Gestrüpp überwucherte zweite Auswuchtung auftauchte, in die er um ein Haar bei seiner jähen Wendung hineingestürzt wäre.

Instinktiv wich er zurück, ehe ihm die Gefahr noch recht zum Bewußtsein gekommen war. Allein der Blick, den er in das Loch geworfen, hatte genügt, um MacMillans plötzliches Verschwinden zu erklären. Noch ein Schritt nach vorn, und er wäre in den Schacht getaumelt und auf dem Kopf seines Gefährten gelandet. Er war glücklicher gewesen als der Schotte, den trotz seiner charakteristischen Umsicht dieses Mal das Geschick erreicht hatte. Das Loch, in das er gestürzt war, mochte etwa zwanzig Fuß tief sein. Als Konrad den ersten Schrecken überwunden hatte, beugte er sich vorsichtig über den Rand und sah zu seiner Freude, daß MacMillan augenscheinlich keinen Schaden genommen hatte, denn er stand aufrecht im Boden des Schachtes. Merkwürdigerweise drehte er sich trotz des Geräusches, das die Schritte verursacht haben mußten, und trotz der unter den Füßen losbröckelnden Erdklümpchen nicht nach ihm um.

„Du hast dich doch nicht verletzt, Tom?“ rief Konrad ihm zu.

Keine Antwort erfolgte; nicht einmal eine Bewegung in seinem Körper deutete an, daß er verstanden hatte.

Konrad überließ es kalt; sollte ihm doch etwas zugestoßen sein? Aber er lebte ja, darüber war kein Zweifel! So wie er da stand, konnte kein Toter oder Ohnmächtiger stehen, ohne auf die Seite zu fallen oder umzuschlagen. Aber wie, wenn — der Angstschweiß brach Konrad aus den Poren, als er daran dachte! Sollte er am Ende durch den Anprall unten eine Gehirnerschütterung erlitten haben? War er zwar imstande gewesen, sich wieder vom Boden aufzurichten, aber nur, um mit umnachtetem Geiste in das Leben zurückzukehren? Dem Freunde grauste. Doch er schüttelte den Gedanken ab.

„Was ist los, Tom?“ rief er bestürzt. „Kannst du nicht sprechen?“ —

Wiederum keine Antwort. — Totenstille!

Konrad sah sich ratlos um und überlegte, wie er in die Grube gelangen könnte, um nach ihm zu sehen. Das Loch mochte etwa

drei Quadratmeter breit sein. Als er es näher in Augenschein nahm, wurde ihm MacMillans Schweigen klar. Das Blut gefror ihm zu Eis.

Gerade seinem Gefährten gegenüber lag in der entgegengesetzten Ecke des Schachtes ein Gegenstand, den er im ersten Augenblick für einen Hosengurt angesehen hatte, der ihm wohl beim Sturz entglitten sein mochte. Als er genauer hinblickte, merkte er, daß der Gürtel sich bewegte. Eine kaum zwei Fuß lange Schlange lag da in der Ecke. Allein diese kleine Schlange war dick und plump und völlig ausgewachsen.

Armer MacMillan! fuhr es Konrad wie ein Dolch durch die Seele. Die kleine, unscheinbare Schlange dort in der Ecke, die zusammengeringt dorthin, nur der Kopf in der Richtung nach MacMillan einige Zoll erhoben, war die Todesnatter, die gefährlichste Giftschlange Australiens. MacMillan wandte kein Auge von dem Reptil, während die estampfbereite ihm gegenüber ruhig in seiner Lage verharrte.

Das Bild, das sich Konrads entsetzten Blicken bot, war Mac Millan und der Tod! Auge in Auge sahen sich die beiden da unten in dem engen Schachtloch unverwandt an.

Der erste Gedanke, der Konrad blitzschnell durchs Hirn fuhr, war seine Martini-Henry, die er für alle Fälle mitgenommen hatte, da er sich im Busch selbst auf kurze Augenblicke nur ungern von ihr trennte. Sie von der Schulter herunterreißen und schußbereit machen, war das Werk eines Augenblicks. Allein kraftlos entsank das Gewehr seinen Händen. Es wäre heller Wahnsinn gewesen, der Kugel das Leben des Gefährten anzuvertrauen. Fehlte er, so war MacMillan verloren, denn die Schlange wäre, verwundet oder unverwundet blitzschnell auf ihn zugesprungen, und gegen ihren Giftzahn hilft selbst das Strychnin nicht in allen Fällen, das Konrad überdies gar nicht mit sich führte.

Verzweifelt zermarterte er sein Hirn, wie er dem Gefährten beistehen könnte. Sein nächster Gedanke war, einen Ast von einem der Bäume in der Nähe abzubrechen und MacMillan aus der Grube an ihm herauszuziehen. Es wäre zwar keine einfache Sache gewesen, allein die Kräfte hierfür traute sich Konrad schon zu; indessen schien auch der Plan nicht durchführbar, denn bei der geringsten Bewegung würde wohl die Schlange, die wahr-



scheinlich nur durch MacMillans Sturz im ersten Augenblick betäubt gewesen war, zum Angriff vorgeschossen sein.

Das unter diesen Umständen Beste schien immer noch, einen großen Stein von der Schachtausschüttung zu suchen, den er von oben auf das Reptil fallen lassen konnte. Traf er es nur irgendwo, wenn auch nicht gerade auf den Kopf, so konnte es sich wenigstens nicht mehr vom Fleck rühren, und MacMillan war gerettet; ein einfacher Schlag auf das Rückgrat einer Schlange genügt selbst mit dem bescheidensten Stecken, um das gefährlichste Tier unschädlich zu machen. Allein Konrad fand weder hier noch am nächsten Schacht einen geeigneten Stein, der ihm die rechte Zuversicht für das Gelingen seines Planes einflößte; zudem erschien es fraglich, selbst wenn er richtig zielte, ob nicht die Schlange dennoch schneller sein würde.

Was sollte er tun? Es blieb nichts anderes übrig, als die anderthalb Stunden zum Lager zurückzugehen und die Schrotflinte eines der Gefährten zu holen. Die Haare sträubten sich Konrad bei dem Gedanken, den Freund in dieser furchtbaren Lage so lange allein zu lassen; aber jeder andere Weg der Rettung erschien ausgeschlossen.

„Ich muß nach dem Lager zurück und die Flinte holen, Tom!“ brachte Konrad mühsam hervor. „Mut, es wird alles gut gehen!“

Kein Laut verriet, ob MacMillan ihn verstanden; wie in Stein verwandelt stand er noch immer regungslos seinem Todfeinde gegenüber.

„Mut!“ hatte Konrad ihm zugerufen. Wie blutiger Hohn kam ihm selbst sein Zuspruch vor, als er den Armsten in dieser entsetzlichen Lage zurücklassen mußte. Mit schlotternden Knien setzte er sich in Marsch nach dem Lager, steif in allen Gliedern, als habe er selbst den tödlichen Biß bekommen.

Von einem der grauen Gespensterbäume flatterte ein „Schlachtervogel“ (butcherbird) hoch, wie man im Busch den großen Bürger getauft hat; neugierig hatte er zugehört und flüchtete nun ängstlich, als er sah, daß Konrad sich in Galopp setzte. Zum Glück hatte er in Erinnerung, daß die Sonne jenseits des Flusses hinter seinem Rücken aufgegangen war; so floh er denn wie ein gehektes Wallaroo durch das hohe Stachelgras, das ihm seine kleine Stacheln durch die Kleider bohrte, genau der

Sonne zu. Mehrere Male wäre er beinahe über Känguruhratten gestolpert. Bis zum letzten Augenblick bleiben die trägen Beuteltiere auf ihrem Ruheplatz, oft dicht unter den Hufen der Pferde, um dann allerdings wie der Blitz im Grase zu verschwinden. Einmal fauste ihm ein Iguana, eine der Rieseneidechsen, die fast die Größe junger Krokodile erreichen, unmittelbar an den Füßen vorbei.

Schweißbedeckt kam er am Flusse an, wo die Pelikane noch immer in majestätischer Ruhe umhersegelten, während Hunderte von Enten diesmal entsezt aufflogen, als sie den Jäger in rasender Eile heranstürzen sahen. Er trank in gierigen Zügen und setzte erfrischt seinen Lauf fort.

Aus dem vielverschlungenen Geäst der weidenähnlichen Tibäume, die den Fluß umsäumten, höhnte in gellenden Akkorden der Lachvogel hinter ihm her, und wie immer gab seine Stimme das Signal zu einer wahren Revolution in der friedlichen Morgenstimmung der Landschaft. Von nah und fern stimmten die übrigen, im Busch verstreuten Jägerlieste in das nervenaufwühlende Gelächter mit ein. Wütend über den Höllenspektakel, schimpfte der alte Griesgram des australischen Waldes, der ewig verschnupfte weiße Riesentakadu, in ohrenzerreißenden Trompetentönen los, außer sich darüber, daß es noch ein Wesen im Busche gab, das über größere Lungenkraft verfügte als er selbst; lustig pfeifend, stimmte ein Schwarm Papageien der Blauen Berge in das Konzert ein.

Unterdessen war Konrad den Fluß entlang weitergerast, bis ihm das Herz vom schnellen Lauf zu stocken drohte und er ganz erschöpft sich zu einer ruhigeren Ganganart bequemen mußte.

MacMillans prächtige Frau fiel ihm ein und seine zum Teil noch unversorgten Kinder. Was würde die Ärmste sagen, wenn man ihr den Ernährer tot ins Haus brächte! Sie hatte Sorgen genug die letzte Zeit hindurch gehabt; ihr Mann war lange außer Arbeit gewesen und hatte gerade aus dem Grunde die Quarzader zeigen wollen, um eventuell ein neues Syndikat zu gründen und so sein Glück zu erjagen. Er erhoffte soviel vom heutigen Tage, der darüber entscheiden sollte, ob die Quarzschicht in Angriff genommen würde oder nicht. Ja, ob er wirklich diesmal Glück

haben würde? Ob sich genügend Gold in dem Gestein barg, genug, wenigstens vorerst, um die Kosten zu decken?

Aber was der Teufel! Gold? Was fragten sie nach Gold? Hier stand das Leben auf dem Spiel, und ganz von selbst fiel Konrad wieder in seinen schnellsten Lauf zurück.

„Hallo, schon wieder da? Und allein?“ rief ihm Bill Brown entgegen, als er atemlos am Lagerplatz ankam. „Und in mächtiger Eile dazu! Struck the gold? Habt ihr Gold in der Ader gefunden?“ Triumphierend wies er auf seine Jagdbeute, vier stattliche Stockenten.

Konrad sank erschöpft ins Gras und berichtete in abgerissenen Sätzen. Mit wildem Fluch fuhren die beiden auf und sprangen nach den Pferden, die noch in ihren Koppelseisen umher weideten. Hastig nahm Konrad einen Schluck aus dem billy-can, dem Koch- und Teegeschirr, das noch halb gefüllt war; dann eilte auch er zu seinem Braunen und sattelte.

Wie der Sturmwind segelten die drei bald darauf durch den Busch dahin. Harry, der Schwager MacMillans, allen voran. „Gerade aus nach der Krümmung des Flusses, Harry!“ rief Konrad ihm nach.

Kein Wort fiel mehr; jeder hing demselben Gedanken nach. Ob MacMillan noch lebte? Ob er die Kraft gehabt hatte, auszuhalten? Ob seine Nerven ihn nicht verlassen hatten? Die Angst schnürte allen die Kehle zu.

Diesmal verloren auch die Pelikane ihre majestätische Ruhe, als die Reiter zum Flußbogen hinraften; allein die Hufe donnerten bereits den Hang hinauf, waldein, ehe sie die Schwingen recht entfaltet hatten. Von hier ab übernahm Konrad die Führung. Je näher sie der Unglücksstätte kamen, um so größere Angst packte alle. Unwillkürlich bohrten sie die Sporen den schäumenden Rossen tiefer in die Flanken, daß sie pfeilschnell dahinglitten. Bills Gaul stürzte an einem halb verborgenen Termitenbau, und hoch im Bogen schoß der Reiter ins Gras; als die anderen ihre Pferde zum Stehen brachten, saß er indessen schon wieder im Sattel und jagte hinter ihnen her; weder Roß noch Reiter schienen einen Schaden erlitten zu haben.

Als der Brotfruchtbaum in Sicht kam, stiegen sie ab und banden



die Pferde am Strauchwerk fest. Konrad nahm die Halfterleine vom Halse seines Braunen und schritt den Gefährten behutsam voran. Bleich wie der Tod folgten sie dicht in seinen Fußstapfen. Das Herz ging allen in Sprüngen; je näher sie dem Ziele kamen, um so zaghafter wurden sie.

Da lag er schon, der verlassene Claim, der Konrad aus der Richtung gebracht hatte, wie vor ihm MacMillan. Links mußte das türkische Loch sein. — Vorsichtig schlich er heran; schußbereit folgten die anderen. Richtig, da war der Schacht. Gottlob! Mac Millan stand noch da, regungslos wie ein Marmorbild; ihm gegenüber ringelte sich die Todesotter, den Kopf leicht emporgerichtet.

Harry und Bill hoben gleichzeitig die blitzenden Läufe. Keiner sprach ein Wort. Konrad zitterte am ganzen Leibe vor Erregung, während er wartete. Doch er wußte, daß Harry jedenfalls unfehlbar treffen würde.

Fast zu gleicher Zeit gingen die Schüsse los. Konrad hatte die Augen geschlossen und wagte fast nicht, sie aufzuschlagen. „Well done!“ rief Bill, und Konrad blickte hin.

Kopf und Nacken der Schlange waren nicht mehr zu sehen, buchstäblich in Fetzen geschossen.

„Wie sollen wir ihn herausbringen?“ fragte Harry.

Triumphierend wies Konrad auf seine Halfterleine.

MacMillan warf ihnen einen Blick zu, den niemand vergessen würde. Er konnte die Leine erst ergreifen, als man ihm einen Schluck Hennessy heruntergelassen hatte. Als er endlich oben anlangte, war er mehr tot als lebendig. Zwei Stunden hatte er der Todesotter, die vor ihm in das Loch gefallen, ins Auge geblickt.

## Der Gast aus Neufaledonien.

Der alte Evert war ein Pommer aus der Nähe von Stettin und im Jahre 1872 nach Queensland gekommen. Er landete bei Bowen, da Townsville damals keine Bedeutung hatte, weil die Bahn noch nicht gebaut war. Quer durch den Busch zog er mit seiner Familie auf eine große Viehstation, die in der Nähe von Georgetown lag.

Seine Frau mußte noch immer mit den Tränen kämpfen, wenn sie an ihren Ältesten dachte. Der war damals bei Bowen erkrankt und mußte, aufs Pferd gebunden, weitertransportiert werden. Was er unterwegs gelitten, hatte er nie verraten; aber als man an Ort und Stelle ankam, starb er.

Als der Kontrakt auf der Station abgelaufen war, hatten Everts zuerst ihr Glück auf den Goldfeldern versucht, die damals den Magnet für alle Auswanderer bildeten. Da ihnen das Glück nicht hold war, zogen sie später von Croydon in die Nähe der Küste und übernahmen die Farm eines Mr. Plant, der Australien lebwohl sagte und nach England zurückkehrte. Als Konrad sie kennenlernte, hatten sie sich durch ihre zähe Willenskraft und Ausdauer in die Höhe gearbeitet und ihr Besitztum schuldenfrei gemacht. Er lernte auch hier einmal wieder die deutsche Arbeitskraft und Unverdorfenheit schätzen und sah seine Erfahrung bestätigt, daß, wenn einer auf australischer Erde, dann der deutsche Bauer es verdient, daß man den Hut vor ihm zieht. Noch steckt der zähe Geist der Väter in den Söhnen; noch bezeugt auch auf fremder Erde der stille, stete Schaffensdrang des deutschen Farmers der Welt, daß die Eisenrasse nicht ausgestorben ist, die den ewig von fremden Rassen zertretenen Boden Zentraleuropas immer aufs neue mit unverwüstlicher Zähigkeit anbaut und zur höchsten Kultur emporhob. Von den Völkern Europas ist viel-

leicht keines im Laufe seiner Geschichte so oft und so schwer geprüft worden wie das deutsche; keines aber hat auch eine solche unzerstörbare, aus tausend geheimnisvollen Quellen stets neu sprudelnde Lebenskraft an den Tag gelegt.

Dieser Wille zum Leben und der Glaube an den Sieg waren auch der Schlüssel zum Verständnis für den Erfolg der Familie Evert. „Arbeiten und nicht verzweifeln!“ war die Losung ihres Lebens gewesen, und diese Losung hatte ihnen recht gegeben.

\* \* \*

„Mein Gott,“ sagte Frau Evert zu ihrem Manne, der gerade vor dem Hause ein Schwein geschlachtet hatte und es eben mit heißem Wasser begoß, um die Borsten abzuschaben, „was ist es doch für ein einförmiges Leben, das wir beiden alten Leute im einsamen Busch führen; wenn wir die Kinder nicht hätten, wäre ich schon längst hier unter den grauen Bäumen begraben!“

„Hast du einmal wieder dein Tränenregister aufgezogen, Alte?“ rief lachend ihr Mann, rittlings auf seinem Borstenvieh sitzend, das er in aller Gemütsruhe barbierte. „Ich dünkte, nachdem du nun über 25 Jahre hier unter den Känguruhs gehaust, wäre dir allmählich der Katzenjammer vergangen; aber ihr Weiber seid nun einmal nicht zu kurieren!“

„Wie roh du wieder redest, Heinrich! Wahrhaftig, wenn ich könnte, ich wäre dir schon längst davongelaufen; aber nun sitze ich hier in diesem ewigen Gefängnis, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt! Ach, wäre ich dir doch nie hierher gefolgt!“

„Aber, zum Teufel, was hast du denn nur eigentlich heute, Anna? Was ist dir in die Krone gefahren? Du bist doch sonst leidlich vernünftig! Tut es dir leid um das gute Schwein? Ich weiß ja, wie du an deinen lieben Haustieren hängst! Am Ende hast du dich noch nicht über den alten Puck beruhigt, den ich neulich erschießen mußte, weil es wirklich nicht mehr mit ihm so weiterging! Ist es das, sprich?“

„Ach, Heinrich, was faselst du! Du solltest mich doch nachgerade kennen! Dem Puck war nicht mehr zu helfen, seit ihm der Rheumatismus in alle Pfoten gefahren; so rührselig ist deine Alte nun doch nicht! Aber am Ende liegt es daran, daß ich das einzige Weib bin hier unter euch Männern! Ich will mich nicht



darüber beim lieben Herrgott beklagen, daß er mir meinen Herzenswunsch versagt hat, da er unserer Ehe kein Mädchen bescherte; wiewohl ich gestehen will, daß ich manch stille Träne in aller Heimlichkeit darüber geweint habe; aber, was nicht ist, muß man in Geduld ertragen. Aber daß ich nicht einmal eine Nachbarin auf Meilenweite habe, mit der ich mich dann und wann aussprechen könnte, das ist mir doch hart, Heinrich, härter, als du vielleicht ahnst! Du hast die Söhne, und ihr habt aneinander genug, ihr habt den Pflug und die Jagd, ihr reitet durch den Wald und fällt die alten Baumriesen; ich aber habe über meiner einsamen Hausarbeit Zeit genug, mir über das Leben meine Gedanken zu machen, und da möchte man sich auch gern einmal wieder mit einem Wesen seines eigenen Geschlechtes aussprechen, das kannst du mir nicht verdenken!"

Sie nahm den Strumpf wieder auf, den sie im Eifer ihrer Rede auf den Schoß gelegt, und fuhr fort zu stopfen; in einem tiefen Seufzer spannen sich ihre Gedanken weiter.

Auch ihr Mann war nachdenklich geworden; er mußte wohl einsehen, daß ein Frauenherz nun einmal den Drang hat, das verborgene Sehnen der Seele zum mindesten durch eine Aussprache seines Stachels zu berauben, um der gepreßten Brust Luft zu machen; er hielt einen Augenblick inne in seiner Arbeit.

Plötzlich ging ein Aufleuchten über seine gebräunten Züge; er atmete ein paarmal tief auf, als ob er sich Mut zu einem großen Entschluß nehme, und sagte dann mit unterdrückter Stimme: „Wie wäre es, Alte, wenn wir doch noch einmal auf unsere alten Tage unsere Träume zur Wahrheit machten und über das Meer führen in das alte Land? Wir sind zwar keine reichen Leute, aber so viel haben wir denn doch beiseitegelegt, daß wir uns einmal die Freude leisten könnten!"

Der Strumpf fiel wieder in den Schoß zurück, und die Frau sah ihren Mann starr an, als traue sie ihren Ohren nicht. So hatte sie ihren Alten noch nicht reden gehört, und wenn er einmal so sprach, so meinte er es auch. Eine Blutwelle stieg ihr in die Schläfen, und eine ungeheure Freude schnürte ihr fast das Herz zu. Mühsam entgegnete sie: „Du könntest im Ernst daran denken, Heinrich?"

„Und warum denn nicht? Wir haben es uns sauer genug

werden lassen in unserem Leben, und die Reise könnten wir uns wohl einmal gönnen!“

Die Frau schaute ihn noch immer fassungslos an; schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit erfüllte sie mit einem neuen, starken Lebensdrang, und wie ein warmer Sonnenschein nach langer Winternacht flutete es durch ihr Herz und ihre Augen.

Ihr Mann sah sie an und merkte, was in ihr vorging; bewegt blickte er auf die treue Gefährtin seines Lebens und sagte: „Ich muß dir gestehen, daß ich schon lange mit dem Gedanken umgegangen bin, wollte aber nicht eher davon reden, als bis ich mir das Für und Wider eines solchen Planes gründlich überlegt hätte; nun aber tut es mir leid, daß ich nicht früher davon gesprochen habe, denn ich sehe, wie dir das Herz voll davon gewesen ist alle diese Jahre, ohne daß du darum zu bitten wagtest!“

Die Frau sah ihn dankbar an und entgegnete mit glänzenden Augen: „Ach, Heinrich, ich darf gar nicht daran denken, daß deine Worte Wahrheit werden könnten, die Freude würde mich töten!“

„Der Plan stößt auf gar keine Schwierigkeiten,“ fuhr ihr Mann sinnend fort, „die Jungen würden wir natürlich mit uns nehmen, denn sonst hättest du doch keine Ruhe, und Bill Mac Laughlin, meines Nachbarn Ältester, würde uns Haus und Hof gut verwahren. Ich habe schon einmal bei Gelegenheit mit ihm davon geredet; jedenfalls wüßte ich in dem Falle unser Anwesen in guten Händen. Also fort könnten wir schon, das wäre das wenigste!“

Anna Evert saß noch immer da, als habe sie eben eine Vision gehabt; zu überwältigend war für sie der Gedanke, daß ihr Lieb-  
lingstraum Wahrheit werden könnte.

„An die Heimat habe ich noch jeden Tag gedacht, alle diese 25 Jahre hindurch, ich will es dir nur gestehen!“ begann sie endlich. „Und ich werde auch in Zukunft an sie denken, bis der Tod meine Augen schließt. Wie könnte dies wilde Land mir je das Land meiner Jugend ersetzen? Aber Segen hat es uns gebracht, Alter, und wir wollen nicht undankbar sein; wenn wir ein sorgenfreies Lebensende vor uns haben, so verdanken wir es diesem grauen Busch!“

„Recht hast du, Anna, Australien hat uns das Glück gebracht,

das wir einst erträumten, das sichere Brot; aber den Sonnenschein des Lebens hat es uns nicht ersetzen können, die Luft der Heimat. Was die Heimat bedeutet, das habe ich nicht einmal so gewußt, als ich aus dem großen Kriege wieder nach Hause kam, wie hier in der Fremde, am Ende der Welt!"

"Wenn ich daran denke, daß ich Stettin wiedersehen soll," hub Frau Evert an, "so werde ich wieder jung wie vor 30 Jahren und könnte vor Freuden auf der Veranda umhertanzen, ausgelassen wie eine lustige Dirne; es ist zuviel für mich, zuviel, ich erlebe es nicht!"

Evert war in Gedanken versunken und hatte nicht zugehört; jetzt aber schlug er mit der Hand aufs Knie und rief strahlend aus: "Das sage ich dir aber, Alte: kommen wir wirklich nach Deutschland, so schnürt dein Alter eines Tages sein Bündel und sagt dir Lebewohl für eine Woche mindestens; da geht's nach Metz und St. Privat, da wird das alte Schlachtfeld vom 18. August einmal wieder aufgesucht, das lasse ich mir nicht nehmen!"

Und die Augen des alten Kriegers leuchteten vor Begeisterung; der ehemalige Gardist war in ihm erwacht, und im Geiste machte er wieder den Todessturm mit seinen Kameraden auf die furchtbaren Steinumwallungen des feuerspeienden lothringischen Dorfes. — — —

\* \* \*

Plötzlich schlugen die Hunde an, die nach dem Tode des alten Buck, der die Farm beherrscht, zu vieren sich in das Erbe teilten; die beiden großen Ränguruhunde stürzten voran in den Busch, der Schäferhund und der Pudel folgten.

Gleich darauf hörte man Pferdegetrappel in der Ferne, das näher kam.

"Es wird Wilhelm sein," meinte Evert, "es soll mich wundern, ob er den versprochenen Sonntagsbraten mitbringt; die Trappen sind in der letzten Zeit rar geworden hier in der Gegend!"

"Ja," meinte die Frau, "es muß Wilhelm sein, denn Georg und Karl können von MacLaughlins noch nicht wieder zurück sein, die Farm ist zwanzig Meilen weit von hier, und sie sind vor Abend nicht zu erwarten!"

Hinter den beiden mächtigen Moreton-Bay-Feigenbäumen,



die Everts Vorgänger noch gepflanzt, sah man Wilhelm zu Pferde auf die Umzäunung zureiten; er war der Jüngste der Familie und mochte etwa 16 Jahre zählen, ein spätgeborenes Nesthäkchen, das Frau Annas Hoffnung auf ein Töchterchen endgültig getäuscht hatte.

„Er ist ja nicht allein,“ rief mit einem Male Frau Evert überrascht aus, „da kommt ja noch jemand neben ihm her; mein Gott, wer mag uns denn nur hier in der Buscheinsamkeit einen Besuch abstatten und noch dabei zu Fuß; das ist ja nie dagewesen, daß uns jemand auf Schusters Rappen besucht!“

„Ei der Tausend,“ rief Evert verwundert aus, „und noch dazu halb nackt wie ein Schwarzer, denn er kommt barfuß, und was er sich um den Leib geschlungen, ist Wilhelms Decke, die er stets am Sattel mitführt!“

„Wahrhaftig, es ist ein Weißer!“ sagte Frau Evert. „Ich glaubte zuerst, es sei einer der ‚Blacks‘ aus dem Busch, als ich ihn in dem Aufzug sah! Wer mag es nur sein?“

Die Ankömmlinge hatten inzwischen den Hof betreten, und Wilhelm trabte auf die Veranda zu und band seinen Fuchs an einen der Pfosten an.

„Hallo, Vater,“ hatte er schon von weitem gerufen, „da bringe ich außer dem Sonntagsbraten für Mutter noch eine seltene Überraschung nach Hause!“

Mit diesen Worten schnürte er einen ungeheuren „wilden Truthahn“, wie die Engländer die Trappe nennen, vom Sattel los und überreichte ihn freudestrahlend seiner Mutter, die ihn mit Kennerblick musterte.

„Aber sage zunächst einmal,“ unterbrach ihn der Vater, „welch einen Vogel du uns denn da in das Haus bringst!“ Und er deutete auf den Fremden, der in einiger Entfernung hinter einer „Weeping fig“ (weinenden Feige) stehengeblieben war und augenscheinlich auf die Aufforderung wartete, näher treten zu dürfen.

„Ja, Vater,“ entgegnete er lachend, „das fragst du ihn am besten einmal selbst, denn ich habe kein Sterbenswörtchen von allem, was er sprach, verstehen können; er kann weder Deutsch noch Englisch, und weiter gehen meine eigenen Sprachkenntnisse bekanntlich nicht. Doch vermute ich, daß es ein Schiffbrüchiger

ist, denn er war ganz nackt und wies auf die See, als ich ihn fragte!“

„Wo hast du ihn denn nur aufgetrieben, Wilhelm?“ fragte die Mutter höchlichst interessiert.

„Ich traf ihn, wo ich das Turkey schoß, etwa acht Meilen von hier, in der Richtung auf die Küste, am Snake River; er kroch aus einer Gully, als er meinen Schuß hatte fallen hören, und kam mit flehender Gebärde näher, indem er in der Richtung des Meeres Zeichen machte. Nur das Wort ‚Monsieur‘ habe ich verstanden; er scheint ein Franzose zu sein!“

„Ein Franzose?“ wiederholte der alte Evert, nicht wenig verwundert, und winkte dem Fremden, der zögernd näher trat. Frau Evert ging inzwischen in die Stube zurück, um zunächst einmal in ihrer Wäsche und Kleiderkiste Umschau zu halten.

Der Fremdling, ein hochgewachsener, hagerer Mensch, von der Sonne fast braunschwarz verbrannt, befand sich in einem mit-leiderregenden Zustande. Er schien vor Erschöpfung kaum sich auf den Füßen halten zu können und sah in seinem struppigen, schwarzen Haar und seinen wilden Bartstoppeln auf Rinn und Backe aus, als sei er eben aus einem mittelalterlichen Verlies emporgestiegen.

Daß er einen Franzosen vor sich habe, wurde Vater Evert bei den ersten Lauten klar, die der Fremde von sich gab, und diese Tatsache ließ ihn ganz sein Borstenvieh vergessen, mit dem er noch immer nicht viel Fortschritte gemacht hatte.

Leider aber wurde es ihm ebenso klar, daß er seit den Tagen von St. Privat und Sedan kein Französisch mehr gesprochen hatte, und soviel er auch in seinem Gedächtnis umherkramte, außer „Bonjour, Monsieur“ fiel ihm kein Sterbenswörtchen vorerst mehr ein; der Fremdling aber sprach kein Wort Deutsch oder Englisch.

Aus dieser Verlegenheit befreite ihren braven Hausherrn seine mit echt weiblichem Instinkt das Rechte treffende Gattin, denn sie winkte ihm, in die Wohnstube hineinzukommen, und händigte ihm dort eine Flasche Brandy nebst Brot und Schinken ein und legte zugleich ein paar Kleidungsgegenstände ihres Georg hin, die dem Fremden so ungefähr passen mußten.

Dem guten Evert ging ein Licht auf, daß seine Hausfrau, auch

ohne den Krieg von siebzig mitgemacht zu haben, besser mit den Franzosen fertig wurde als ein alter Kriegsmann selbst, und kopfschüttelnd und verwundert über soviel neuerkannte Talente seiner Eheherrin begab er sich wieder auf die Veranda hinaus.

Mittlerweile waren ihm auch wieder ein paar französische Brocken eingefallen, und er murmelte halb verschämt, halb stolz etwas von „faim“ und „soif“ (von Hunger und Durst) in den Bart. Doch diese Anstrengungen waren zum mindesten überflüssig, denn die internationale Sprache der Hausfrau hatte der Gast ohne weiteres verstanden. Er schaute mit einem solchen Gefühl grenzenloser Dankbarkeit auf Flasche und Brot, daß Evert alle weiteren französischen Erklärungen auf der Zunge steckenblieben.

Der Hausherr schenkte zunächst einen rechten Buschmannstrunk ein, ein „vollgerüttelt und geschüttelt Maß“. Dann brachte er ihm das wollene Hemde und den Arbeitsanzug Georgs heraus. Mit einem wahren Wonnegefühl, das sah man ihm an, schlüpfte der Fremdling in die Gewänder.

Von neuem füllte der Farmer seinem Gast das Glas und ließ ihn dann für eine Weile bei Brot und Schinken allein, damit er sich ungeniert erquicke; Wilhelm hatte sich bereits vorher den Stallgebäuden zugewandt, um seinen Fuchs einzustellen.

Als Evert nach einer Viertelstunde wieder auf die Veranda trat, schien sein Gast sich schon einigermaßen erholt zu haben; seinen Appetit hatte er gestillt und machte nun ein Zeichen, daß man ihm Tinte und Feder oder einen Bleistift reichen möge.

Auch Mutter Evert fand sich jetzt ein, begrüßte den Fremden, der ihr eine im australischen Busch ganz ungewöhnliche Verbeugung machte, und harrete gespannt auf die weitere Lösung des Rätsels.

Der Franzose malte geschickt ein Schiff auf das Papier, dann einen Felsen im Meer und endlich ein gekentertes Boot; dazu schrieb er die Namen „Marseille“ und „Tahiti“ und „Bille de Paris“; daneben suchte er durch einen verdoppelten Wortschwall und eine Menge lebhafter Gesten seinen Gastfreunden klarzumachen, wie er hierher verschlagen sei.

„Er wird in dem Schiff „Bille de Paris“ von Marseille nach Tahiti haben fahren wollen und hier in der Nähe der Küste an



einem Riff gescheitert sein; wahrscheinlich ist er der einzige Überlebende, nach seinen Geften zu urtheilen!“ meinte der alte Evert.

Wieder einmal griff die umfichtige Hausfrau ein; fie merkte dem Gast an, daß er sich trotz seiner Stärkung immer noch kaum auf dem Stuhl zu halten vermochte vor Erschöpfung.

„Wir wollen ihn sich einige Stunden ausruhen lassen,“ meinte sie, „alles Weitere wird sich dann schon finden. Ich will ihm Georgs Zimmer solange zur Verfügung stellen; Georg kann bei euch auf dem Kanapee schlafen. Außerdem müssen wir ihn sowieso diese Nacht hierbehalten, das ist einfache Christenpflicht!“

Und in ihrer resoluten Weise winkte sie dem Franzosen, ihr zu folgen; er begriff auch ohne weiteres, wo sie hinaus wollte, und schien über ihre Absicht sehr erfreut; wieder machte er eine sehr höfliche Verbeugung vor den Zurückbleibenden und folgte dann seiner Wirtin.

\* \* \*

Als Georg und Karl von der Nachbarsfarm spät abends nach Hause kamen, hatte sich der Fremde noch nicht gerührt; der alte Evert, der aufgeblieben war, benachrichtigte seine Söhne von dem unerwarteten Besuch. Georg schloß auf dem Kanapee genau so gut nach seinem anstrengenden Ritt, wie wenn er in seinem gewohnten Bett gelegen.

Am nächsten Morgen war der Franzose schon früh munter. Als die Familie sich zum Morgenkaffee versammelte, kam er bereits von einem Spaziergang in den Busch zurück. Das Erstaunen seiner Wirte war um so größer, als ihn niemand hatte fortgehen hören; auch die Hunde hatten nicht angeschlagen.

Der Franzose machte große Augen, als er vor dem Frühstück die ganze Familie sich um den Hausvater versammeln sah, der einen Abschnitt aus der Bibel vorlas. Noch größer war sein Erstaunen, als er sah, daß alles niederkniete und dem Gebet lauschte, das der Hausvater nach seiner Gewohnheit in kurzen, aber von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten sprach. Daß man auch für ihn betete, konnte er natürlich nicht ahnen; aber auch so schien der fromme Brauch einen ungeheuren Eindruck auf ihn zu machen.

Evert suchte seinem Gast nach Möglichkeit klarzumachen,

daß er ruhig noch einige Tage sich bei ihm erholen könne, um für seine Wanderung durch den Busch bis zur nächsten Ansiedlung kräftig genug zu sein. Mit wiederholtem „demain“ und vielen Gesten des Schlafens, Essens und Trinkens schien er auch glücklich verstanden zu haben, um was es sich handelte, und war sichtlich gerührt.

Evert brachte den Tag damit zu, sein Schwein einzufalzen, wobei ihm Georg und Karl halfen; Wilhelm war auf dem Felde bei den Ananassträuchern beschäftigt. Der Fremde, der einen Teil des Tages auf der Farm umhergeschlendert war, legte sich nach dem Mittagessen wieder aufs Ohr und schlief bis an den Abend.

Frau Evert, die zu ihrem Bedauern nicht in der Lage gewesen war, sich mit ihrem Gast zu unterhalten, war nichtsdestoweniger in der vorzüglichsten Stimmung. Der Gedanke an die bevorstehende Reise in die alte Heimat beschäftigte sie unausgesetzt, und sie ging in einem fort durch alle Zimmer, ohne so recht zu wissen, was sie wollte, als quäle sie schon die Sorge des Packens.

Nach dem Abendessen, zu dem auch der fremde Gast erschienen war, saß man noch eine Weile bei einem Glase Brandy zusammen und schmiedete Zukunftspläne. Selbst der ernste Georg, der unmittelbar auf den verstorbenen Max im Lebensalter folgte — er war acht Jahre alt gewesen, als man aus Deutschland auswanderte —, war ungewöhnlich erregt bei dem Gedanken an eine Reise in das Land seiner Väter. Er war im allgemeinen sehr wortkarg, heute aber kannte man ihn fast nicht wieder, seit er wußte, daß der Vater sich zu der Heimreise fest entschlossen habe. Nur Karl, der zweite, zeigte kein besonderes Entzücken; dies hatte seinen Grund aber lediglich in der Tatsache, daß er der schwarzhhaarigen Edith des Nachbarn MacLaughlin seit einiger Zeit zu tief in die Augen geschaut hatte und sich eine Trennung von seiner Angebeteten, sei es auch für noch so kurze Zeit, nicht wohl vorstellen konnte.

Mit einem Male kam Wilhelm, der noch eben nach den Pferden gesehen, mit allen Zeichen einer heftigen Erregung in das Zimmer gestürzt.

„Kommt doch, bitte, sofort einmal heraus auf die Veranda!“ rief er und lief gleich wieder hinaus. Alles eilte hinter ihm drein.

Fern im Nordwesten über dem Busch flammte ein blutrotes Licht, das einen hellen Schein über den ganzen Horizont verbreitete.

„MacLaughlins Farm!“ riefen alle wie aus einem Munde. Es war kein Zweifel möglich. Von der etwas erhöht liegenden Farm Everts übersah man den Busch in seiner ganzen Ausdehnung nach Nordwesten, und gerade dort, wo die Farm des Nachbarn liegen mußte, stand der Flammenschein über dem Horizont.

„Wir müssen hin, und zwar auf der Stelle!“ rief Karl und sprang nach dem Stalle.

„Was mag nur geschehen sein?“ murmelte Evert. „Kein Zweifel, die Farm brennt!“

Auch der Fremde war auf die Veranda getreten und schaute auf die Flammenglut über dem fernen Busch. Er sah bedeutend wohler aus, seit er sich Georgs Rasiermesser verschafft und die struppigen Stoppeln aus Wange und Kinn entfernt hatte.

„Du erlaubst wohl, Vater, daß ich mit den Brüdern reite?“ fragte Wilhelm und eilte hinter Georg her, der Karl zum Stalle gefolgt war.

„Reitet immerzu, Jungens!“ rief Evert. „Es ist Nachbarnpflicht, sich gegenseitig beizustehen; zudem ist es sternhell heute abend, und der Mond geht in einer Stunde auf!“

Frau Evert ließ ihren Jüngsten nicht gern mit den Brüdern in die Nacht reiten; doch sagte sie kein Wort, nachdem ihr Mann entschieden hatte, und bald verklang der Hufschlag ihrer drei Söhne jenseits der rabenschwarz am Nachthimmel sich ballenden Moreton-Bay-Feigenbäume.

\* \* \*

Da nicht damit zu rechnen war, daß die Söhne vor nächstem Mittag wieder zu Hause anlangen würden — wenn überhaupt so früh, weil sie die zwanzig Meilen bis zu MacLaughlin jedenfalls reiten würden, was die Pferde nur laufen konnten —, so begaben sich Vater Evert und Frau mit ihrem Schutzbefohlenen bereits frühzeitig zur Ruh, und bald lag die Farm wie ausgestorben da. Den Franzosen schien es nicht im mindesten anzusehen, daß er bei „Allemands“ zu Gaste war, noch dazu bei einem alten Krieger, der die Schlachten von Gravelotte und Sedan



mitgemacht, denn das hatte Vater Evert doch trotz seines geringen französischen Vokabelschazes dem Fremden klarzumachen verstanden. Frau Anna, die noch in später Stunde einmal an der Türe des Franzosen vorübergehen mußte, hörte ihn laut und kräftig schnarchen.

Mitten in der Nacht fuhr Frau Evert jäh aus dem Schlafe empor. Es war ihr, als habe sie die Hündin Lizzie laut aufheulen hören; gleich darauf gellte noch einmal dieser schrille Laut durch die Luft, wie ein Todeschrei; dann war wieder alles grabesstill. Frau Evert schaute auf das Bett ihres Mannes, der ruhig schnarchte. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie ihn wecken sollte, weil Lizzie gerade das wachsamste von allen Tieren war; aber sie beruhigte sich damit, daß die Hündin vielleicht nach Art ihrer Rasse laut geträumt habe, wie Hunde zu tun pflegen; auch konnte das Tier einen Dingo gewittert haben oder Känguruhs in der Nähe wissen. So drückte Frau Evert ihr Haupt wieder fester in die Kissen.

Sie mochte etwa zehn Minuten so gelegen haben, als sie aufs neue aufschnellte. Diesmal hatte sie ganz deutlich gehört, daß eine Fensterscheibe im Hause eingedrückt und klirrend zu Boden gefallen war. Jetzt war keine Täuschung mehr möglich: eine furchtbare Gefahr drohte ihrem Hause! Einbrecher waren an der Arbeit; aber wer konnte es sein? Einen Augenblick dachte sie an einen Überfall der Schwarzen, die immer noch gefährlich genug waren, hier in der Einsamkeit des Queensländer Tropenbusches. Dann aber verwarf sie diesen Gedanken wieder; mitten in der Nacht wagten die „Blacks“ so leicht keinen Angriff, dazu waren sie zu abergläubisch; sie würden das erste Tageslicht abgewartet haben, auch hätten sie den Angriff mit ihrem Kampfgeschrei begleitet. Nein, keine Eingeborenen, keine Ureinwohner kämen in dieser Stunde und auf diese Art.

Frau Evert weckte ihren Mann, der gleich nach seinem Revolver griff, den er immer zu seinen Häupten hatte. Doch die Stelle war leer, wo er zu hängen pflegte, und auch der Platz an der Wand, an dem seine Büchse hing, war frei. Evert griff sich an den Kopf, denn er meinte, er träume; so sicher war er, beides noch abends vor dem Zubettegehen an Ort und Stelle gesehen zu haben.

Licht anzuzünden getraute er sich nicht, da seine Chancen in der Dunkelheit günstiger zu sein schienen; auf keinen Fall wollte er seinen Angreifern ein bequemes Ziel bieten.

In diesem Augenblick, als er gerade hastig in seine Kleider fuhr, fiel plötzlich ein Schuß, der von oben zu kommen schien. Wildes Fluchen folgte unter den Fenstern, dann verhallten eilige Schritte. Drei oder vier Personen mußten es sein, nach den Stimmen zu urteilen, sämtlich Franzosen, die sich jetzt davonmachten; soviel konnte Evert unterscheiden. Dann war alles totenstill; die Angreifer mußten in ihrem Vorhaben auf ein unvermutetes Hindernis gestoßen sein und ihre Einbruchsabsicht aufgegeben haben.

Der Schuß konnte nur aus Georgs Zimmer gefallen sein, in dem der Gast schlief. Evert, der sich mittlerweile angekleidet hatte, nahm eine Keule der Schwarzen, die er hinter dem Kleiderschrank wußte, und schritt entschlossen die Treppe hinauf zur Stube seines Sohnes.

„Aufmachen!“ schrie er oben gebieterisch, aber seine Stimme verhallte ungehört; keine Antwort ertönte.

Als er zum dritten Male vergeblich gerufen, stieß er mit dem Fuß gegen die Tür, daß die Füllung mitten ins Zimmer flog. Der Gewalttatt war zwecklos, das Zimmer war leer. Ob der Franzose durch das offenstehende Fenster sich geschwungen oder unten durch das Haus sich unhörbar von dannen geschlichen, ließ sich mitten in der Nacht natürlich nicht feststellen.

Everts wachten die ganze Nacht, darauf gefaßt, daß sich der Angriff am Ende wiederholen könnte, wie unbegreiflich auch der Vorfall schien; denn welcher Grund mochte den Franzosen veranlaßt haben, aus dem Fenster herauszuschießen, anscheinend auf die Angreifer der Farm, und dann in Nacht und Nebel zu verschwinden?

\*     \*     \*

Doch die Nacht verging, und nichts Auffälliges zeigte sich mehr; langsam dämmerte der Morgen herauf, und alles blieb still.

Lang genug war dem einsamen Ehepaar die Nacht geworden. Wie Schnecken waren die Stunden dahingeschlichen in diesem bänglichen Warten auf die Schrecknisse, die sie aus der Ungewißheit erlösen würden.

Als es hell genug war, ging Evert noch einmal durch das ganze Haus. Er fand nichts Verdächtiges. Das Erlebnis der Nacht schien nichts weiter gewesen zu sein als ein übler Traum. Nur das Küchenfenster war eingeschlagen, die Scherben lagen noch auf der Erde; doch das hätte schließlich auch der Wind eingedrückt haben können.

Das erste, was Herr Evert draußen vorfand, waren seine erwürgten Hunde. Die anderen drei schienen mit der Hand erdrosselt zu sein; Lizzie, die Känguruhhündin, lag mit zertrümmertem Schädel im Pferdestall.

Von dem schiffbrüchigen Franzosen war keine Spur mehr zu finden; Revolver und Büchse nebst zahlreichen Patronen hatte er auf die Wanderschaft mitgenommen, natürlich auch Georgs Kleider.

Unter dem Küchenfenster fanden sich mehrere Spuren von unbeschuhten Füßen vor; eine Blutlache war nicht zu entdecken, der Schuß mußte gefehlt haben.

\*     \*     \*

Gegen Abend kamen die drei Söhne Everts wohlbehalten wieder auf der Farm an auf völlig abgehegten Pferden. Sie hatten die zwanzig Meilen in der Nacht vorher in zwei Stunden zurückgelegt.

Was sie berichteten, klang wie ein Roman.

MacLaughlins hatten gerade beim Abendessen gegessen, als das Feuer ausgebrochen war. Es hatte die Maischober ergriffen und war im Nu auf die Pferdeställe überggesprungen.

Alles war zum Löschen und Ketten auf den Hof gestürzt. In diesem Augenblick war eine Horde halbnackter Weißer in das Bohnhaus eingebrochen, wie sich später herausstellte, und hatte in Gemütsruhe alles, was an Kleidern, Eßwaren und Trinkstoffen sich vorfand, von dannen geschleppt, dazu sämtliche Schußwaffen. Darauf hatten sie auch das Bohnhaus in Brand gesteckt, um ihre Taten zu verdecken.

Zu spät hatte man die Unholde bemerkt; sie waren mit ihrer Beute bereits im Abzuge, als man ihnen auf die Spur kam. Noch in der Nacht hatte sich Bill MacLaughlin auf seinen „Piebald“ (Scheden) geworfen und war in die nächste Ortschaft geritten, um die Konstabler zu alarmieren.



Zum Glück war die Bande mehr auf ihre Beute als auf Mord bedacht gewesen. Nur der alte MacLaughlin, der sich unbewaffnet zu weit vorgewagt, hatte aus einem seiner eigenen Revolver einen Schuß durch den Arm bekommen, der indessen nur ein Streifschuß war und ganz ungefährlich zu sein schien.

Die Konstabler hatten gleich frühmorgens die Verfolgung der Verbrecher aufgenommen. Die Mehrzahl der Bande war ihnen entkommen; aber weiter oberhalb am Snake River hatten sie zwei von ihnen gestellt. Beide hatten sich energisch zur Wehr gesetzt, und ein Konstabler fiel, durch die Brust geschossen, ehe es gelang, die beiden unschädlich zu machen. Der eine bekam eine Kugel durch den Hals, der andere stieß sich im letzten Augenblick, als man ihn lebendig greifen wollte, ein Messer in die Brust. Er lebte noch einige Minuten, und ehe er starb, legte er ein Bekenntnis ab. Er war ein Korsikaner, der irgendwo in seinem Leben Englisch gelernt hatte. Die ganze Bande bestand aus Sträflingen von Neukaledonien, die, zwölf an der Zahl, die Hölle ihres ewigen Gefängnisses in der französischen Deportiertenkolonie lieber mit dem Tode auf dem Meere hatten vertauschen wollen, wenn ihnen die Flucht nicht gelänge. Sie waren aus der Nähe der Hauptstadt Nouméa in einem offenen winzigen Boot aufs hohe Meer entwichen. Es war ihnen nach unglaublichen Entbehrungen und fürchterlichen Strapazen gelungen, nach zwölf-tägiger Fahrt auf fast windstiller See die Küste des australischen Festlandes zu erreichen. Da sie in ihrer Sträflingskleidung sich nicht zeigen konnten, ohne befürchten zu müssen, sofort ergriffen und wieder nach Neukaledonien ausgeliefert zu werden, hatten sie sich nach ihrer Landung entschlossen, die erste beste Farm zu stürmen und sich in den Besitz von Kleidern, Nahrungsmitteln, Waffen und Geld zu setzen. Unglücklicherweise war der arme MacLaughlin der erste, auf den die Bande bei ihrem Vorstoß ins Innere stieß. Seine Farm ward ein Raub der Flammen.

\*     \*     \*

Everts Söhne waren nicht wenig erschreckt, als sie von den nächtlichen Ereignissen auf der väterlichen Farm erfuhren.

Darüber konnte kein Zweifel bestehen, daß der angebliche Schiffbrüchige einer von der Bande gewesen war, die sich wahrscheinlich geteilt hatte und auf getrennten Wegen ihr Glück ver-

suchte. Die Annahme lag nahe, daß er sich mit seiner mitleid-  
erregenden Erzählung in die Farm hatte einschleichen und im  
Bunde mit seinen Spießgesellen dieselbe nächtlicherweile über-  
fallen wollen.

Als Evert sich über die ganze Situation klar wurde, ver-  
sammelte er seine Familie um sich und dankte Gott nach seiner  
Gewohnheit auf den Knien für die gnädige Bewahrung der  
Häupter seiner Lieben und der mit seinem Herzblut bezahlten  
Farm.

\* \* \*

Ein Monat mochte etwa nach den geschilderten Ereignissen  
vergangen sein, als Frau Evert ihren Herzenswunsch in Erfüllung  
gehen sah; ihr Mann zeigte ihr die Dampferbillette des Nord-  
deutschen Lloyd, dessen schönstes Schiff er für die Heimreise nach  
Deutschland für seine ganze Familie mit fünf Plätzen belegt hatte.

Alle Schwierigkeiten, die die Verwaltung der Farm betrafen,  
waren mit einem Male aus der Welt geschafft, da die Familie  
MacVaughlin nur zu froh war, die Evertsche Farm während des  
Jahres zu bewohnen, das diese in der Heimat ihrer Väter zu-  
bringen würde.

Zuvor aber wurde noch mit allem Pomp des australischen  
Busches die Verlobung Karl Everts mit der schönen Edith  
MacVaughlin gefeiert. Keiner war an dem Tage nächst dem  
Brautpaare selbst so glücklich wie Frau Evert, die nun doch noch  
auf ihre alten Tage ihren Herzenswunsch erfüllt sah, ein Töchter-  
lein in ihr einsames Buschhaus einziehen zu sehen. So würde sie  
nach ihrer Rückkehr aus der alten Heimat nicht mehr allein in  
ihren vier Wänden sitzen und sich nach der Aussprache mit einem  
weiblichen Herzen sehnen.

\* \* \*

Zwei Tage vor ihrer Abreise aus Nordqueensland erhielt die  
Familie Evert einen Brief, der den Poststempel Melbourne trug,  
der Hauptstadt des glücklichen Viktoria.

Der Brief war in französischer Sprache geschrieben und mit  
„Jean Rouvier“ unterzeichnet.

Den Inhalt vermochte der alte Vater Evert trotz seines Feld-

zugs von 1870 nicht zu übersehen, wieviel er auch darüber dokterte.

Groß war sein Erstaunen und das seiner Familie, als er in der Küstenstadt einen Mann traf, der der französischen Sprache mächtig war und ihm folgendermaßen die Epistel übersekte:

„Monsieur!

Sie werden erstaunt sein, daß ich Ihnen noch einmal mein Dasein in Erinnerung rufe. Wenn diese Zeilen Sie erreichen, hat mein Schiff den Strand Australiens längst verlassen.

Ich kam in Ihr Haus in keiner guten Absicht, aber Ihre Freundlichkeit und die Ihrer Familie, vornehmlich die Ihrer lebenswürdigen Gattin, der ich meine Komplimente zu übermitteln bitte, hat Sie vor dem Verderben und mich vor einer unnötigen Bluttat bewahrt.

Vielleicht hat Sie auch ihr Gebet gerettet, denn ich hatte nicht mehr beten gesehen, seit mich einst meine Mutter beten lehrte.

Jedenfalls darf ich mir schmeicheln, Sie vor meinen Gefährten gerettet zu haben, die Sie unfehlbar ermordet hätten, wenn ich sie nicht daran gehindert hätte. So werden Sie nicht weiter darüber ungehalten sein, daß ich Ihren Revolver zum Andenken mitnahm, mit dem ich Sie beschützte, und ebenso Ihre Büchse. Später werde ich Ihnen dafür vielleicht noch einmal den pflichtmäßigen Scheck zusenden, damit Sie mich nicht für einen Dieb halten. Ich bin vielleicht nicht so schlimm, wie ich scheine; doch hatte ich mein Schicksal verdient.

Warum ich nach Neutaledonien von meinen lieben Landsleuten gesandt wurde, kann Ihnen ja am Ende gleichgültig sein; erfreuen wird es Sie aber jedenfalls, zu hören, daß ich vielleicht der einzige bin, dem die Flucht aus der Hölle wirklich endgültig gelang.

Frankreich wird nicht mehr den Vorzug haben, mich zu beherbergen, und Australien nicht mehr die Ehre, mir vorübergehend ein Obdach zu bieten.

Leben Sie wohl!

Agrééz, Monsieur, mes salutations empressées.

Jean Rouvier.“



## Nebukadnezar.

Der Anblick, der sich den Leidtragenden auf dem Friedhof bot, als die arme Lora begraben wurde, war für Konrad nicht gerade ermutigend, wenn er auch manchem alten Buschmanns-herzen stimmungsvoll erschien.

Gerade hatte die Leichenkolonne auf der ewig staubigen Dalrymple Road den Ruheplatz der Toten erreicht und sich um das offene Grab geschart, als jemand auf die eigenartige Widmung an einem der Nachbargräber aufmerksam machte. Auf dem Hügel der vor kurzem erst verstorbenen Frau Grace, die unter großer Beteiligung der Bevölkerung zur letzten Ruhe geleitet worden war, stand als Trösterin über das Grab hinaus, von liebevoller Nachbarshand dorthin gepflanzt, eine weitbäuchige Flasche Towersbier, noch zu drei Vierteln gefüllt. Wenn gleich ohne Zweifel die zarte Hand verständnisvoll gewaltet hatte, da die starkleibige Dame vor ihrer Übersiedlung in die nächste Welt Priesterin im Tempel des Gambrinus gewesen war, so fanden doch einige Leidtragende die Sache unpassend; außerdem schien Towersbier denn doch ein zu dürftiges Imitationsgetränk der Neuen Welt für den bewährten antiken Nektar der Seligen.

Auch Konrad fand die Sache „shocking“, zumal nach seinem Besuch in der Brauerei neulich, da der Direktor bei der Zumutung, sein eigenes Gebräu zu kosten, instinktiv zusammengeschaudert war. Aber der größte „Shock“ war doch für ihn der, sich überzeugen zu müssen, daß keiner der Leidtragenden mehr willens war, in die Tiefe der Tragik des Todes Loras hinabzusteigen, nachdem der Fall der Frau Grace noch nach ihrem Hinscheiden eine solche Wendung genommen. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist eben selbst auf dem Friedhof zuweilen nicht mehr als ein Schritt.

Auf dem Heimwege traf Konrad Berta, die Tochter eines seiner Ältesten, die von ihrem verunglückten Kollektengange am gestrigen Tage berichtete. Sie hatte die Melanchthonspende sammeln wollen und war gerade bei dem reichsten und dazu gar nicht etwa knickerigen Grubentapitalisten auf einen unerwarteten Widerstand gestoßen.

Zur Orientierung sei bemerkt, daß der hochwohlwöbliche Berliner Oberkirchenrat, der Konrad einst mit Talar und Besschen standesgemäß genug ausgerüstet zu haben glaubte, sich in all den Jahren um seinen australischen Pfarrer nicht weiter kümmerte, als daß er einmal eine neue Agende für die Gemeinde auf Ersuchen bewilligte. Die sonstigen Lebenszeichen beschränkten sich darauf, daß er die Einsammlung von Kollekten empfahl. Unlängst hatte er die Kollekte zum Besten eines Melanchthonfonds behufs Errichtung eines Museums in Bretten in der Pfalz in die Welt gesetzt.

Berta saß noch nach der Heimkehr des Pastors vom Friedhofe eine Weile in seiner Klausur und berichtete von ihrem Gang zu dem Gewaltigen. Persönlich war sie sehr liebenswürdig aufgenommen worden und mit Kaffee und Kuchen bewirtet; daß sie aber keinen finanziellen Erfolg gehabt, betrückte einerseits ihren Eifer, tränkte aber mehr noch ihre Eitelkeit, da sie sich in ihrer jugendlichen Frische und Anmut unwiderstehlich glaubte. Bis zur Stunde hatte sie auch bei dem alten Sonderling in allen Anliegen ein williges Ohr gefunden.

„Als ich auf die Veranda trat,“ erzählte die geknickte Schöne, „sah er in der besten Laune zu sein und fragte gutmütig, wie viel ich denn heute haben wolle. Na, ohne ein paar Pfund werde es wohl nicht abgehen, meinte ich. Er holte schon sein Portemonnaie aus der Tasche und fragte nur so ganz beiläufig, für wen es denn bestimmt sei. Als ich ihn darüber aufgeklärt, sah er mich erst eine Weile sprachlos an, steckte dann lachend sein Geld wieder ein und sagte ein über das andere Mal: Melanchthon — — Me — — — lan — — — chthon — — — Me — — — lan — — — chthon — — — hahahahaha! — — — Melan — — — chthon — — — hahahahaha! — — — Erst erkläre mir einmal, mein gutes Kind, wer der Gentleman eigentlich war, mir ist er in meinem Leben noch nicht vorgestellt. Zu Luthers Zeiten

lebte er? Na, dann ist er aber schon lange tot, und nun wollt ihr noch Geld für ihn sammeln? Witzig, wirklich witzig, und weiter wißt ihr nichts von ihm? Gar nichts? — Hier wurde die gute Berta rot und stammelte verlegen, sie habe doch auch nicht mehr gewußt, als daß er zu Luthers Zeiten gelebt. — „Nein, mein Täubchen, dann gehe und sage deinem Pfarrer, er möge sich doch selbst einmal hierher bemühen und mir erklären, warum der längst verstorbene Gentleman noch nach vierhundert Jahren den Tageslohn eines armen Goldgräbers einstecken will!“ — So wird Ihnen denn nichts anderes übrigbleiben,“ schloß Berta, „als selbst einmal hinaufzugehen und Ihr Heil zu versuchen. Leicht wird es Ihnen sicher nicht werden, den alten Herrn umzustimmen, denn sein letztes Wort war, er wolle wohl etwas geben, wenn Nebukadnezar ein Denkmal errichtet würde, allein Melanchthon sei ihm ganz Burscht!“

Konrad machte sich am folgenden Tage selbst auf zum „Alten vom Berge“. Sein Adlerhorst lag hoch oben auf einer starren, fahlen Felsenklippe, die das ganze Goldfeld beherrschte. Im Schweiß seines Antlitzes arbeitete der Pastor sich durch das im grellen Sonnenbrand flimmernde Trachytgeröll des Towersberges zur Schwelle des Millionärs empor.

Herr Baumann war zu Hause. Der Mann, der im Eukalyptenbusch Queenslands wirklich das Dorado gefunden hatte, mochte etwa Anfang der Sechziger stehen, machte aber noch den Eindruck eines kräftigen und gesunden Menschen, an dem die harten und entbehrungsreichen Jahre im sengenden Tropenwald spurlos vorübergegangen waren.

Er saß auf seiner Veranda allein, wie gewöhnlich. Den größten Teil seines Lebens war er ein geschworener Junggeselle gewesen, und solange er arm war, hatte niemand ihn seinen Grundfäßen abspenstig gemacht. Als er die Millionen aus der Grube gefahren, kaufte jede Barmaid in der Stadt sich eine neue Schürze und wollte Baumann heiraten. Die Schönen aller Nationen rissen sich um ihn, und die Altäre sämtlicher Kirchen harrten sein. Er war Lutheraner, aber Baptisten und Wesleyaner, englische Hochkirchler und römische Katholiken, Heilsarmee und Irvingianer warfen das Netz nach seiner Seele aus.



Den Sieg trug, wie immer bei wichtigen Staatsaktionen, Irland davon. Eine Tochter des smaragdnen Eilands, eine dicke, kleine, glutäugige Keltin, schleppte ihn zum Traualtar.

Böse Zungen behaupteten, Baumann sei eines Morgens, als er von einem tagelangen Rausch erwacht, zu seiner größten Überraschung davon in Kenntnis gesetzt worden, daß er sich vor 24 Stunden verheiratet habe. Daß er je nüchtern sich zu einem solchen Schritt entschließen könne, hatte er selbst nicht geglaubt, aber, völlig ernüchtert durch die verblüffende Mitteilung, hatte er die Konsequenzen auf sich genommen.

Die nächste Folge seiner Heirat war die, daß nun sein Gold nicht mehr, wie vordem, ausschließlich zur Börse oder in die Bars floß, sondern den Frommen aller Schattierungen zugute kam. Seine Stiftung war zum wesentlichen Teil das neue baute Pfarrhaus der lutherischen Gemeinde; aber auch das katholische Nonnenkloster, eins der imposantesten in Nordqueensland, verdankte ihm seine Existenz. War es ein Zufall, oder wollte Baumann die feindlichen Brüder und in diesem Falle auch Schwestern zusammenführen, genug, die beiden Glaubensburgen lagen sich unmittelbar gegenüber, so daß die Nonne den lutherischen Pfarrer, der Pfarrer die Nonne als einzige Augenweide im Bisavis alltäglich genoß. Hoch oben vom Olymp herab aber beherrschte Baumann selbst die Arena der aufeinanderwogenden Geister.

„Guten Morgen. Herr Baumann!“

„God morning!“ erwiderte der Alte und verbesserte sich dann gleich: „Guten Morgen! Na, lassen Sie sich auch einmal wieder hier sehen, Pastor? Whisky oder Lemon Squash? Was kann ich Ihnen anbieten?“

„Nun,“ fuhr er fort, als Konrad Platz genommen und auf einen Wink die Erfrischung erhalten hatte, „haben Sie auch in der Kirche um Regen gebetet?“

Wenn auch Baumann nie in die Kirche kam, so betete er doch zehn Monate im Jahre treulich mit allen Weißen vom Burdefin bis zum Flindersfluß Nordqueenslands Nationalgebet. Es ist das Lond, in dem zuweilen Whisky billiger ist als Wasser, wie die Kenner sagen. Konrad hatte sich nicht zum Kenner

durchgerungen, da zu seiner Zeit zuviel Irländer in Nordqueensland waren und zuwenig Whisky.

„Schade, daß Sie nicht einmal sich selbst davon überzeugt haben, Herr Baumann! Warum kommen Sie denn eigentlich nie? Sie haben mir doch versprochen, sich auch einmal blicken zu lassen!“

„Na, was wollen Sie denn mit mir altem Knaben da unten? An solch einem alten Queenländer Buschmann ist nicht viel mehr zu retten, da ist Hopfen und Malz verloren! Für die Kirche alles, aber hinein? — Nee, das können Sie nicht gut verlangen! Sie haben ja schon eine ganz feine Gesellschaft da, den Heinrich, Ihren Kirchenpräsidenten, den Dandy außerdem, der die Franziska Bogelsang geheiratet hat, was wollen Sie mehr? Nee, da lassen Sie man den alten Baumann aus dem Spiel. Außerdem haben Sie ja jetzt mit Ihrem Denkmalsbau genug am Hals!“

„Denkmalsbau?“

Nun, mit Ihrem Monsieur ‚Melachta‘ oder ‚Wer lacht da‘ oder wie der Onkel hieß; Sie haben mir doch die Berta seinetwegen auf den Hals geschickt. Aber sagen sie mir doch bloß um Gottes willen, wer war denn eigentlich der Mann? Die Berta hatte ungefähr soviel Ahnung davon wie ’n Regenwurm von Luther! Die einzige religiöse Persönlichkeit, auf die wir uns einigen konnten, war Nebukadnezar, und wenn Sie dem alten Knaben ein Denkmal setzen wollen, so bin ich gern bereit, ein paar Guineen dafür zu opfern!“

„Von Ihrem Schwarm für Nebukadnezar hat mir Berta bereits erzählt. Darf ich fragen, wie es kommt, daß Sie gerade an dem einen Narren gefressen haben?“

„Ja, sehen Sie, Pastor, das ist so eine eigene Sache. Zunächst hat der Mann mir schon allein durch seinen Namen imponiert, bereits auf der Schule. ‚Schulze‘ und ‚Müller‘ kann jeder heißen, aber ‚Nebukadnezar‘ klingt ‚tiptop‘.“

„Na, dann müßte eigentlich Melanchthon Ihnen auch imponieren, Herr Baumann, der Name steht doch auch nicht mit ‚Lehmann‘ auf einer Stufe!“

„Gewiß, Pastor, aber der Name tut’s nicht allein. Nebukadnezar mochte von den Juden nichts wissen, er hat meines

Wissens sogar Jerusalem zerstört; auf alle Fälle möchte er die Bande nicht, und darum war er von jeher mein Mann!“

„Daß sie ein solcher Antisemit wären, hätte ich gar nicht gedacht, Herr Baumann, wo sie doch sonst allen Religionsanschauungen so tolerant gegenüberstehen!“

„Hier handelt es sich nicht um Religionsanschauungen, sondern um Rassefragen, und das ist etwas anderes. Ob die Juden ‚koscher‘ essen oder sich beschneiden lassen, ist mir in der Tat höchst gleichgültig, solange sie mir nicht mit Knoblauch und mit dem Messer auf den Leib springen; aber die Rasse ist mir zuwider, und darum halte ich sie mir vom Leibe!“

„Und darum also möchten Sie dem Nebukadnezar ein Denkmal errichten, weil der unter ihnen etwas ausgeräumt hat? Vielleicht hat er Ihnen gar keinen Dienst erwiesen, weil sich infolge der Zerstörung erst die Juden in alle Welt ausgebreitet haben, wie später durch die Zerstörung unter Titus!“

„Na, auch noch aus einem anderen Grunde verdient Nebukadnezar alle Hochachtung!“ beharrte Baumann.

„Und das wäre?“

„Sehen Sie, Pastor, er ist nachweislich der erste Vegetarianer gewesen, denn es steht in der Bibel geschrieben, er fraß Gras wie das liebe Vieh. Wenn er das auch nur für eine Zeitlang getan hat, aus Strafe für seine Sünden, wie geschrieben steht, so hat er doch einen Anfang gemacht. Ich bin kein Vegetarianer, wie ich Ihnen schon einmal sagte, aber ich bin ein bedürfnisloser Mensch, der zum Leben mit dem Allernotwendigsten vorliebnimmt, und da muß ich doch konstatieren, daß mich Nebukadnezar übertrumpft. Kurzum, aus allen angeführten Gründen: Wenn schon einmal wieder ein Mensch ein Denkmal haben muß, so stimme ich für Nebukadnezar. Aber Sie können mir ja einmal auseinandersetzen, wer denn eigentlich Ihr Freund ist, für den Sie jetzt herumkollektieren lassen!“

Der Pastor setzte ihm kurz die Verdienste des Reformators auseinander, und Baumann hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dann begann er:

„Ich erinnere mich jetzt, schon auf der Schule von Ihrem Schüßling gehört zu haben, wenn mir auch der Name entfallen



war. Also fast 400 Jahre ist es her, seit der Mann geboren war, und kein Hahn hat mehr danach gekräht, von theologischen Kampfhähnen abgesehen, und jetzt wollen Sie dem Mann ein Denkmal errichten? Doch hoffentlich bloß in Ihrer Studierstube? Oder sollten Sie daran gedacht haben, ihn draußen in der Queensländer Sonne aufzustellen bei 110 Grad Fahrenheit im Schatten? Eine solche Bruthitze dürfte selbst unter der Schädeldecke des hartgesottentsten Sünders vom Übel sein, geschweige denn im Hirn eines frommen Gottesmannes, der bereits bei Lebzeiten alles ausgebrütet hat, was sich zur Sache sagen ließ. Oder werden Sie ihn gar auf dem Altar aufstellen? Sie wollen doch nicht am Ende katholisch werden, wie Ihre zwei Vorgänger, und einen neuen Heiligenkultus einrichten? Wie?"

Konrad erklärte ihm, daß man in Deutschland beabsichtige, Melanchthon durch eine Art Museum zu ehren.

„Sie sind nicht selbst auf die Idee verfallen, Ihren Helden zu ehren, wie ich zuerst vermutete, sondern Ihre Behörde hat Ihnen von Deutschland aus die Sammlung nahegelegt? Well, Ihretwegen hätte ich mir am Ende noch einen Souverain von der Leber gerissen, warum soll man nicht schließlich der Marotte seines Nächsten Rechnung tragen? Aber nun höre ich, daß Sie an dieser Idee unschuldig sind, und das gibt der Sache ein anderes Gesicht. Also Ihre Obrigkeit in Berlin hat die Kollekte ausgeschrieben?" —

„Sie haben wohl die arme Berta überhaupt nicht zu Worte kommen lassen, daß Sie darüber nicht unterrichtet sind?" —

„Ich muß gestehen, daß ich allerdings gleich die Fassung verlor, als ich von einer Kollekte für den alten Gentleman hörte. Da haben wir uns ja eine schöne Sache eingebrockt! Weil die Queensländer Pfarrer mit ihren ewigen Zänkereien über wahres Luthertum dem denkenden Menschen jede Religion aus den Nieren treiben, haben wir uns an die Heimatskirche gewandt und uns von dort unsere Pfarrer zu verschreiben begonnen. Nun schreibt man dort die Aktenstöße mit der Weisheit Melanchthons voll und lockt hier in Australien den Leuten das Geld aus der Tasche für Denkmäler und Museen, die man vor Hunderten von Jahren hätte errichten sollen? Und warum muß es denn gerade Melanchthon sein? Wenn Sie schon Nebukadnezar über-

haupt nicht wollen, warum einigen wir uns denn nicht auf Adam? Das wäre doch wenigstens ein richtiger Anfang? Wollen Sie das nicht einmal Ihrer Kirchenbehörde empfehlen? Aber jawohl, Adam ist etwas anrühlig, ich verstehe, damit werden wir kein Glück haben, auch mit der Eva nicht; nach der Äppelgeschichte ist vom oberkirchenrätlichen Standpunkt aus wohl kein Denkmal möglich. Bleibt also in der That bloß Nebukadnezar übrig, den ich hiermit zum letzten Male vorschlage!"

Vergeblich versuchte der Pastor, den alten Melanchthon zu Ehren zu bringen. Was er auch immer anführen mochte, alles prallte an der Zähigkeit ab, mit der der Alte immer wieder den Babylonierkönig ins Treffen führte.

„Ich bin kein Unmensch, Herr Pfarrer, Sie wissen, daß es mir auf einige Guineen nicht ankommt, Sie haben hier noch nicht vergebens angelopft, wenn es sich um wirkliche Bedürfnisse handelt. Aber da es sich hier nur um ein theologisches Gutachten handelt oder vielmehr um eine Schrulle, die den Oberkirchenrat in seinen müßigen Stunden geplagt hat, so werden Sie mir erlauben, meine eigene Ansicht über den fraglichen Punkt zu haben. Wir gehören nicht der alleinseligmachenden Kirche an, und der Oberkirchenrat ist kein Papst. Was schert mich die Berliner Behörde? Meinetwegen kann sie dem Walfisch ein Denkmal setzen, der den Jonas ans Land spie, nur soll sie mich ungeschoren lassen. Doch, wie gesagt, ich bin kein hartherziger Mensch. Will man schon mein Geld, so soll man, wenn's von der Kirche ausgeht, einer biblischen Persönlichkeit ein Denkmal setzen und keiner anderen. Warum muß es immer ein Theologe sein? Für den mögen die Kirchenräte und Pastöre sammeln. Warum soll's nicht zur Abwechslung einmal ein Kriegermann sein? Das leuchtet mir eher ein, bin selbst Soldat gewesen. Hatte noch heute viel davon. Sehen Sie her, Pastor!"

Und er ging in sein Zimmer und holte ein goldenes Schwert, das ihm die Volunteers, die Queensländer freiwillige Miliz, als Anerkennung für die großen Verdienste gestiftet hatte, die er sich durch seine reichen Beiträge zu ihrem Fonds um sie erworben. In der Kraft seiner Schecks hatte er sich sogar bis zum Major in dieser martialischen Truppe emporgeschwungen.

„Und kurz und gut, mein lieber Pastor, stoßen wir an auf das

Denkmal für Nebukadnezar! Eine religiöse Persönlichkeit muß es nun einmal sein, und die ältesten stehen im Alten Testament und nicht im Neuen. Und da es e'n Kriegermann sein soll, aber kein Mann aus dem Stamme 'Nimm', kein Sohn des Moses, so kann nur Nebukadnezar in Frage kommen. Es lebe Nebukadnezar!"

Und dabei blieb es.

Wohlvollend klopfte der Alte dem Pastor auf die Schulter, als er aufstand und sich verabschiedete.

„Es freut mich, Pastor, daß Sie vernünftig sind und nicht weiter in mich dringen. Man muß niemand mit Gewalt bekehren wollen. Ich schwöre nun einmal auf Nebukadnezar!“

\* \* \*

Abends kam Berta freudestrahlend in Konrads Wigwam und schwang einen Sack über 2 Pfund triumphierend in der Luft. Sie war in Gilst. eest dem Alten vom Berge begegnet. Er hatte sie zum Pastor gesandt und gesagt:

„Da er mir meinen Nebukadnezar gelassen, will ich ihm zu seinem Melanchthon verhelfen!“



## Die geheimnisvolle Trauung.

Wir möchten die Trauung erst gegen Abend vollziehen lassen, Herr Pastor! Dem steht doch nichts im Wege?"

„Nein,“ entgegnete Konrad, „nach den Gesetzen Queenlands kann sie nur nicht vor acht Uhr morgens und nicht später als acht Uhr abends vorgenommen werden, sonst zu jeder Zeit.“

„Gut, dann schlage ich halb acht abends vor, falls Sie einverstanden sind. Und dann noch eins: Ich halte es für eine greuliche Unsitte, die Neuvermählten beim Ausgang aus der Kirche mit Reis zu bestreuen. Es würde mir lieb sein, wenn Sie das große Hoftor schließen ließen, so daß kein Unberufener sich eindringen kann. Wir nehmen dann unseren Weg durch das Pfarrhaus in die Kirche. Schließlich ist doch die Trauung eine Privatsache!“ — Der Pastor konnte nicht umhin, ihm beizustimmen.

„Endlich hätte ich eine große Bitte, Herr Pastor: Ich habe bloß einen „best man“ (Trauzeuge); zwei sind ja wohl nötig. Können Sie mir irgendwen zur Verfügung stellen?“

Konrad kam der Vorschlag etwas sonderbar vor; schließlich konnte er aber nichts daran finden, und so willigte er denn ein, seinen Koch, den Kroaten, für die Privatsache mitzubringen.

Da der Geistliche in Queenland zugleich Standesbeamter ist, so machte Konrad den langen Engländer noch darauf aufmerksam, daß er sowohl wie seine Erkorene vor der Trauung einen Eid schwören müßten, daß ihrer Verbindung kein gesetzliches Hindernis im Wege stände.

„All right,“ sagte der Bräutigam, „das ist alles in Ordnung“, und verabschiedete sich.

Es war ein glühendheißer Tag. Die Moskitos hatten sich in den dunkelsten Schlupfwinkel geflüchtet und träumten von einem

neuen Pastor aus Europa mit frischem Blut; an Konrad fanden sie nicht mehr viel Geschmack; er war nach dem Blutwechsel ein Tropenmensch geworden. Träge lag im Schatten der riesigen Regentonne das Ränguruh, den mächtigen Schwanz wie ein Autoreifen geringelt. Kein Papagei zog freischend durch die Lüfte; die Natur schlief dem Mond entgegen und dem Nachtleben. Nur tief drinnen im Fichtenholz des Hauses in ihrer ewigen Nacht arbeiteten gleichmäßig die Termiten am Untergang alles Geschaffenen. Aus der Ferne drang in trübseliger Eintönigkeit das Stampfen der Pochhämmer einer Goldmühle herüber; allein der Mensch störte die Harmonie der Schöpfung.

Konrad lag lang ausgestreckt an dem einzig erträglichen Platz der ganzen Pfarrei, nämlich unter dem Hause selbst, das, gleich allen anderen, wie erwähnt, auf zahlreichen Pfählen errichtet war. Wurde die Gemütlichkeit auch einigermaßen beeinträchtigt durch den Gedanken, daß diese Unterwelt zugleich der Zufluchtsort der Hundertfüßler, Skorpionen und giftigen Spinnen war, so tröstete andererseits der Gedanke daß die Apotheke nicht weit war und gegen 35 Grad Reaumur im Schatten dieser Aufenthalt das geringere Übel schien.

Die einzige Unterbrechung dieses ungestörten Genusses der Tropenherrlichkeit bildete das Mittagessen, „corned beef“, das übliche Salzfleisch, und Ströme von Worcester Sauce. Doch heute wollte alles nicht recht rutschen; die Hitze war selbst für Queensland ungewöhnlich groß. Matt an Leib und Seele schlich Konrad wieder unter das Haus und überließ sich seinen Träumen. Er dachte an schattige Buchendome und würzige Tannenwälder der fernen Heimat, an ein erfrischendes Bad im Rhein und einen kühlen Trunk schäumenden Gerstensaftes. Polly, die Kage, war Konrad nach unten gefolgt; so war er denn diesmal gesichert vor allem kriechenden Gewürm, denn Pollys Faulheit wurde allein übertroffen von ihrer Mordlust; sie lebte in Todfeindschaft mit aller schwächeren Kreatur.

Die Stunde rinnt auch durch den längsten Tag. Die sechste Nachmittagsstunde schlich heran, und der Druck auf Mensch und Tier begann nachzulassen. Um halb sieben versank der Feuerball hinter dem Towershill, und wie Pfeile vom Bogen schnellten die Fittiche der Dämmerung heran. Die Stadt lag unter dem zwan-

zigsten Grad des Wendekreises des Steinbocks, wo Tag und Nacht fast ohne Vermittlung einander auf dem Fuße folgen. Polly jagte hinter einer „Ladybird“ (Riesenheuschrecke) her, die Stufen der Veranda hinauf. Auch Konrad fühlte sich seinen Amtsgeschäften wieder gewachsen und begann sich allmählich für die Trauung zu interessieren. Dem Wunsche des Eheandidaten gemäß schloß er das Tor zur Kirche nicht auf; auch hatte der Engländer gebeten, ohne Glockengeläut in das Portal Hymens eintreten zu dürfen. Der als Trauzeuge bestellte Kroat hatte sich bereits aus seinem Wollhemd herausgepellt und lustwandelte im Sonntagsstaat auf der Veranda umher.

Kurz vor halb acht erschien das junge Paar mit dem „best man“. Ganz unauffällig kamen sie zu Fuß, ohne irgendwelche Charakteristika, die der Tagesordnung entsprochen hätte. Daniel Hrnjak, der Koch, fühlte sich in seiner Würde als zweiter „best man“ der Situation gewachsen. Der melancholische Gesichtsausdruck des Vollblutslawen vertiefte sich; ernst und würdig, wie es die Umstände erheischten, schritt er dem jungen Paar auf dem neuen Lebenswege voran. Mit einer Riesenlaterne bewaffnet, glitt er lautlos die hintere Verandatreppe hinunter in den Kirchhof und öffnete die Tür des Gotteshauses.

Gespensstisch flatterte das Kerzenlicht in dem weiten, leeren Raum. Die Ruhe wurde durch nichts gestört; nur an den Wänden hopsten vereinzelt Riesenheuschrecken umher, die sich wundernten, warum wohl der Friede ihres Reiches so profan gestört werde.

An den Stufen des Altars standen der Engländer und seine Auserkorene sowie die beiden „best men“.

„Hold up your hand! Heben Sie Ihre Hand hoch!“ begann Konrad und ließ zunächst nach der Gesetzesvorschrift die beiden schwören, daß ihres Wissens kein Hindernis infolge eventuell bereits mit anderen Personen eingegangener Ehe, wegen Blutsverwandtschaft oder bei Minorität infolge fehlender Genehmigung der Eltern oder Vormünder bestehe. Der Eid ging glatt vom Stapel. Keine Störung trübte den Fluß der Rede. Beide schienen ein gutes Gewissen zu haben.

Konrad begann die Traureden. Seine Gefühle suchte er, so gut es ging, in die Sprachkanäle der Wäutern jenseits der Nordsee



zu ergießen, da weder Bräutigam noch Braut ein Wort Deutsch verstanden. Bei der ersten Besprechung hatte er den Sohn Albions bereits gefragt, warum er gerade in der deutschen Kirche getraut werden wolle. Es kam zwar öfters vor, daß die Trauung in englischer Sprache vollzogen wurde, aber dann war meist bloß ein Teil englischer Herkunft gewesen, der andere deutscher. Der Engländer hatte die Gegenfrage gestellt, ob es der Heiligkeit der Handlung vielleicht Abbruch täte, daß er nicht „made in Germany“ sei, was Konrad verneinen mußte. Logisch folgerichtig fragte er dann weiter, ob es nicht seine Privatsache sei, wo er sich trauen ließe, worauf Konrad wiederum sich mit ihm darin eins wußte, daß den Pastor die Sache gar nichts angehe. Seine Bedenken waren beseitigt, sowohl die moralischen wie die intellektuellen, aber da stieg aus der Tiefe des argwöhnischen Priesterherzens noch ein anderer Zweifel auf, nämlich der finanzielle. Um sich davon zu überzeugen, daß der angehende Ehebündler auch auf dem orthodoxen Glaubensboden darin stehe, daß er nicht zwei Herren diene und am Mammon hänge, hatte er geforscht, ob der Briten auch wisse, daß die Tage drei Pfund Sterling betrage. Diese Tage war ja scheinbar sehr hoch bemessen; das hatte aber seine Ursache darin, daß das Grundgehalt an und für sich nicht ausreichte und der Pfarrer auf Nebeneinnahmen angewiesen war. „All right, pastor, I know“, hatte der Sohn Albions geantwortet und damit den letzten „Gewissenskrupel“ beseitigt.

Vor Beginn der Trauung hatte Konrad sich pflichtschuldigst davon überzeugt, ob wenigstens das junge Paar in nüchternem Zustande im Gotteshause erschienen war. An und für sich war das nicht immer der Fall, in Queensland so wenig wie anderswo. Konrad hatte es in seiner Praxis mehr als einmal erlebt, daß verliebte Leute, die die Weihe der Kirche und in diesem Falle auch der Gesetze für ihr Zusammenleben begehrten, aus den Armen des Bacchus mit dem salto mortale des Leichtsinnes sich in den Schoß der Kirche gestürzt oder vielmehr in unheiliger Begeisterung in ihn getaumelt waren. Aber hier war alles in Ordnung gewesen, und so konnte er denn die Traureden mit Ernst und Würde zu Ende führen. Ob sie auf die liebeseligen Herzen einen Eindruck gemacht hatte, ließ sich bei der

stoischen Ruhe, die im englischen Blut liegt, zumal an den Pergamenttypen der Tropenbuschgemeinden, überhaupt nicht feststellen.

„Kneel down! Kniet nieder!“ sagte Konrad dann und nahm den eigentlichen Trauakt vor, der zu allseitiger Befriedigung kurz und geräuschlos vor sich ging. Mit der freundlichen Anteilnahme, deren Wärme durch die Praxis in der Fülle der Jahre etwas gemildert wird, wollte Konrad dann von den Neuvermählten Abschied nehmen, als sich der junge Ehemann mit einem: „One minute, pastor!“ an ihn wandte: „Could I see you a moment in the vestry? Kann ich Sie einen Augenblick in der Sakristei sehen?“ Arglos bedeutete Konrad ihm, zu folgen, und trat in sein Sanktissimum ein, in dem Glauben, er wolle, wie üblich, gleich an Ort und Stelle die Gebühren nach der Lage aushändigen. Nicht gering war sein Erstaunen, als der Engländer dort sagte, er habe eine kleine Bitte an ihn.

„Mein Wunsch wird Ihnen etwas seltsam vorkommen, Pastor, allein die Verhältnisse bringen das so mit sich. Ich muß Sie ersuchen, mich und meinen best man irgendwo hinten im Dunkel des Hofes über die „fence“ (Einzäunung) klettern zu lassen. Wir können nämlich weder durch das Tor des Kirchhofes noch aus der Tür des Pfarrhauses heraus, ohne gesehen zu werden. Wir werden beobachtet, und ich habe meine Gründe, mich nicht sehen zu lassen. Sie werden wohl die Güte haben, meine Frau vorläufig in das Pfarrhaus aufzunehmen, einen Wagen für sie zu besorgen und sie dann in etwa einer halben Stunde durch den von Ihnen mir freundlichst zur Verfügung gestellten Trauzeugen nach dem Queen's Hotel in der Billstreet fahren zu lassen!“

Der Pastor sperrte Mund und Ohren auf: „Sa, aber um des Himmels willen, was ist denn — — —?“

„Je eher Sie ihre Fassung wiedergewinnen, Herr Pastor,“ unterbrach ihn der Sohn Albions, „um so besser ist es. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Bitte, rufen Sie meinen Trauzeugen herein und lassen Sie uns gleich hier aus der Sakristeitüre heraus!“

„Ja — aber —“, stammelte Konrad schwach.

„Was denn, aber?“ entgegnete der Brite in Seelenruhe. „Was für Bedenken können Sie haben? Haben wir nicht geschworen, daß alles in Ordnung ist?“

Der Pastor konnte den Schwur nicht leugnen.

„All right, then, pastor! Be quick!“

Konrad tat, wie er wünschte, gab seinem Kroaten die Anweisung, die junge Frau in das Pfarrhaus zu führen, und verschwand mit dem „best man“ in der Sakristei; dieser war natürlich in alles eingeweiht. Sie bliesen die Laterne auf dem Tisch aus, öffneten die Tür und tasteten sich vorsichtig die Steinfliesen hinab. Im Hofe schlichen sie durch das Stockdunkel nach dem äußersten Ende der Umzäunung.

Konrad hatte um die Kirche herum Dattelpalmen und Bunnabunnasichten gepflanzt und zum Schutz gegen die Pferde mit einer Drahtumzäunung umgeben. Im Dunkel stolperte der junge Ehemann über eine der Schutzvorrichtungen und fiel in die Krone einer Palme. Als er sich wieder aufzurichten versuchte, hatte er den ersten Schmerz in seiner jungen Ehe hinter sich; die langen, spitzen Dornen der Palme hatten sich ihm in die liebeblühende Wange gebohrt, zwei andere hielten ihn an der Hose. Da er als Weihnachtsengel für das nächste Fest zu groß erschien, als daß er bis dahin in dem Baum hätte hängenbleiben können, im übrigen auch sein unchristliches Fluchen in den Zweigen ihn für diese weihevollen Aufgabe nicht gut qualifizierte, half Konrad ihm aus seinem Palmfriede heraus und gebot, ihm dicht auf den Fersen zu bleiben. Unter fortgesetzten Flüchen tat der Brite das, ebenso der „best man“, der noch rechtzeitig vor einem weinenden Feigenbaume demselben Schicksal ausgebogen war.

Endlich langten sie am Ziel an. Der Trauzeuge nahm den hohen Zaun mit Leichtigkeit. „What the devil! I can't climb that fence. Was zum Teufel, über den Zaun komme ich nicht hinüber“, murmelte der gerissene Ehemann mit einem Blick auf seine fahnenartig ausgefranstes Festhosen. „Why, it want's a kangaroo-tail to jump it. Man muß einen Känguruschwanz haben, um hinüberspringen zu können“, flüsterte er kleinlaut.

Aber der Seelsorger tröstete ihn mit dem Sprichwort seines Volkes: „Where there is a will, there is a way! Wo ein Wille ist, da ist ein Weg!“ sagte er. Auf den Pastor gestützt, balancierte er glücklich hinüber. Von der Triumphator-



höhe herab ließ er die Trautaxe in Konrads haschende Hände gleiten, in der Aufregung — oder war Absicht? — indessen nur zwei Pfundstücke statt der schuldigen drei. Es war zu spät, als daß Konrad ihn noch hätte festhalten können; außerdem versprachen die zum Abschied herabwehenden Hosenseßen nicht einen genügenden Halt. Mit einem flüchtigen „Many thanks“ verschwand der neugebackene Ehemann mit seinem Freunde im Dunkeln.

Gedankenvoll kehrte Konrad in das Pfarrhaus zurück und ließ, wie verabredet, nach einiger Zeit die junge Frau durch den Kroaten im Wagen nach dem Queen's Hotel fahren. Aus ihr war nichts herauszubekommen; sie verharrte in mumienhaftem Schweigen. Als sie abfuhr, strahlte gerade das südliche Kreuz in voller Pracht vor dem Hause; sie fuhr ihrem eigenen Kreuz entgegen.

Bergebens durchblätterte Konrad in den nächsten Wochen die Zeitung, eines „sensational elopement“ (einer geheimnisvollen Entführungsgeschichte) gewärtig. Er sollte nie wieder von dem jungen Paar etwas zu sehen oder zu hören bekommen.

## Der Brandmichel.

„Und so ziehe denn aus, du Gesegneter des Herrn, und weide deine Lämmer, die ich dir anbefohlen habe! Weide sie mit dem Stabe ‚Sanft‘, wenn sie den rechten Pfad ziehen, aber schone auch den Stab ‚Wehe‘ nicht, wenn sie rüdig werden. Ich habe dich gesalbt im Namen Jehovas, unseres Herrn der Heerscharen, und dich ausgerüstet mit Kraft von der Höhe! Der Herr hat dich erwählet, denn er erschien mir im Traume und sprach: ‚Mache dich auf, Michel, und salbe Jakob, aus dem Geschlechte Strohmeier, und setze ihn zum Hirten über deine Gemeindeglieder! Darum habe ich meine Hand auf dich gelegt und dich empor zu mir gezogen aus lauter Güte und aus der Tiefe auf die Höhe gehoben!“

Erschöpft hielt der segnende Mann eine Weile inne und wischte sich heilige Tropfen des Eifers von der Stirne, als sei er vom Heben und Ziehen noch völlig ermattet.

Der Ort der weihewollen Handlung war die kleine Buschkirche Silmia in Queensland, und der würdige Sprecher der „Brandmichel“.

Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt, und eine atemlose Spannung lag über der Versammlung.

Der heutige Tag stand in den Annalen der Queensländer Kirchengeschichte einzig da, wie reich sie auch sonst schon an Großtaten aller Art war. Die apostolische Urzeit schien wiedergekehrt zu sein und der verschüttete Brunnen des Heils wieder aufgedeckt. Das Joch der Pharisäer war zerbrochen und die Freiheit aller Christenmenschen hergestellt; die Taube des heiligen Geistes schwebte wieder durch das Gotteshaus und ließ sich auf dem Haupte des Brandmichel nieder, wie die fromme Gemeinde deutlich wahrnahm.

Der Mann, der den neuen Pfarrer einsegnete, glich den Propheten des alten Bundes in der Kraft seiner Rede und der Erhabenheit, in der sein Antlitz erstrahlte.

Rein sterblicher Mensch hatte ihm je die Hände aufs Haupt gelegt und ihn für seinen hehren Beruf geweiht; seine Weihe und Würde stammte unmittelbar von Gott. Gott hatte ihn berufen, darum stand er zur Stunde hier am Altare und segnete den neuen Pastor ein.

Michel war ein einfacher Farmer, wenn auch der reichste der Gemeinde, und der neue Pastor, den er einsegnete, war ein einfacher Bauer wie er, nur noch einsältigeren Sinnes, dazu ganz arm.

Michel konnte reden; das konnte der neue Diener am Wort zwar nicht, und das war der einzige Fehler an ihm; aber Michel, der ihn, vom Geiste des Herrn getrieben, nun einsegnete, war bereit, für ihn einzuspringen und das Wort Gottes auszulegen, wo es not tat, und das tat in allen wichtigeren Angelegenheiten not.

Er beherrschte jede Situation und wußte alles, nur eins nicht merkwürdigerweise, nämlich, daß er „der Brandmichel“ hieß. Das wußte er nicht und sollte er niemals wissen, obwohl es niemand sonst gab, der das nicht wußte. Er hieß eigentlich Michel Schlothauer, aber sein wirklicher Name war den Leuten aus dem Gedächtnis entschwunden; jedes Kind nannte ihn den Brandmichel, und das ganze deutsche Queensland kannte ihn nur unter dem Namen.

Der Brandmichel hieß er im Volksmunde mit gutem Grunde. Der arme Mann war abgebrannt und dadurch reich geworden, wie böse Zungen einst mit Unrecht behauptet hatten. Denn er war nicht mit einem Male reich geworden, sondern erst im Laufe der Jahre. Er hieß auch nicht etwa der Brandmichel, weil er einmal abgebrannt war, sondern weil er siebenmal abgebrannt war in sieben verschiedenen Jahren. Es waren die sieben unfruchtbaren Jahre der Schrift gewesen, wie der Brandmichel behauptete; jedenfalls waren sie es für die verschiedenen Feuerversicherungen gewesen, die nach jedem Brande mit wachsendem Zutrauen den Brandmichel versichert hatten, weil sie nun bestimmt annahmen, der Herd des Feuers sei erloschen. Sie täuschten sich und kamen endlich zur Erkenntnis, daß die Elemente wirklich einen Todhaß gegen die Gebilde von Michels Hand hatten.

Von dieser Stunde ab brannte es bei Micheln nicht mehr,



und seine sieben fruchtbaren Jahre begannen, in denen er wieder Gott danken lernte. Er war schon immer ein schlichter, demütiger Knecht des Herrn gewesen, der keinen Sonntag die Kirche verläßt hatte. Nun aber, nach seinen mannigfachen Heimsuchungen, die er im Glauben alle siegreich überwunden, wurde er ein begeisterter Prediger des demütigen Ausharrens unter der göttlichen Zuchttrute. Er pries die Armut als das wahre Gottesgeschenk der Gnade, das allein die Verheißung der inneren Bewährung habe. Unter diesem Joch müsse die Schar der wahrhaft Heiligen hindurch, damit dann später der verdoppelte Segen Hiobs ihnen innerlich oder äußerlich zuteil werde.

„Seht, meine lieben Freunde, und lernt an meinem Beispiele, wie denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Ich habe nicht aufgehört zu beten, und der himmlische Vater hatte alle Haare auf meinem Haupte gezählt und alles, was ich nur je an meinem alten Herde besessen, mir siebenmal siebentzigmal wiedergegeben. Ja, er hat sichtbar mein Leben gesegnet und aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet!“

Daß der himmlische Vater nie aus dem Himmel mit Strömen geregnet hatte, wenn Michels Hof abbrannte, hatte anfangs einige Thomasseelen in Verwirrung gesetzt, aber mit der Zeit waren alle Stimmen des Zweifels an Gottes Liebe zum Brandmichel verstummt, und je größer in den sieben fruchtbaren Jahren sein Reichthum geworden war, um so höher war die Zahl seiner Anhänger gestiegen, bis er endlich die ganze Gemeinde durch seine Gottesfurcht und sein Geld in gleicher Weise für sich gewonnen hatte. Je weniger er von seinem Gelde mittheilte, um so größer blieb sein Anhang, denn keiner sah sich zurückgesetzt durch Gunsterweise, die einem anderen zuteil wurden; im Gegentheil, Michel maß alle mit gleichem Maße, indem er keinen bevorzugte. Auch blieb er sich selbst und seiner göttlichen Weltanschauung getreu, indem er jeden einzelnen zwang, den Kelch der Heimsuchungen Gottes erst gründlich zu leeren, ehe an den Stand der Erhöhung zu denken sei, gleich wie er selbst ihn einst in aller Demut geleert habe.

So blieb allen, die mit Anliegen zu ihm gekommen waren, noch immer die Hoffnung, daß Michel sie nicht verlasse, vielmehr nur abwarte, bis Gott die Prüfungszeit für sie beendet habe.

In dieser Weise war Michels Einfluß im Laufe der Zeit so hoch gestiegen, daß er auch ein neues Blatt der Kirchengeschichte seiner Gemeinde und damit ein denkwürdiges Kapitel der religiösen Entwicklung Queenslands beginnen konnte. Das Vertrauen seiner Landsleute stärkte ihn auf allen seinen Wegen, und ihre Abhängigkeit verhinderte jeden Widerspruch gegen seine Taten.

Heute aber war der größte Tag im Leben des Brandmichels gekommen.

Der bisherige Seelsorger der Gemeinde, der gute alte Pfarrer Mollwig, war in feierlicher Tagung des Gemeinderats kurz zuvor abgesetzt worden und die Ernennung Jakob Strohmeiers, die Gott im Traume dem Brandmichel befohlen, einstimmig beschlossen.

Gott war im Traume lange bei Michel gewesen, länger, als er gewöhnlich bei Moses und den Propheten des alten Bundes zu verweilen pflegte. Dafür war er aber auch männiglich sich klar darüber, daß der Brandmichel Moses und die Propheten in der Tasche hatte. Er war der Bahnbrecher einer neuen Zeit. Er erst hatte die echt lutherische Lehre folgerichtig ausgebaut, daß jeder seines Hauses Priester sei. Den Pfarrersstand hatte er, der Brandmichel, mit wuchtigen, vom Geist ihm eingegebenen Worten abgeschafft. Der Seelsorger der Gemeinde brauchte kein studierter Mann zu sein, kein Universitätsmensch, der doch nichts glaube, auch kein Baseler, Hermannsbürger oder Neuendittelsauer Missionar; der apostolische Urzustand müsse wieder eingeführt werden, wo ein jeder lehre, dem der Geist es einbebe.

Und so fuhr denn der Brandmichel in seiner Ordinationsansprache an Jakob, den Erwählten, mit dem Eifer des Elias fort, der die Baalspaffen vernichtet, und wie Keulenschläge prasselten seine Worte auf die sündige Gemeinde nieder: „Ja, meine liebe Gemeinde, ich habe die Tenne reingefegt und das Heiligtum gesäubert.

Ich habe die Tische der Krämer und Wechsler umgestoßen und den übertünchten Gräbern der Schriftgelehrten und Pharifäer das Wehe des Herrn zugedonnert, der da richtet.

Wo der Baalspaffe stand, da steht jetzt Jakob, der Erwählte

des Herrn, wo das Heiligtum den Hunden preisgegeben war, da steht jetzt die wahre Beschneidung des Herzens.

Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum.

Ja, lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.

Preiset den Herrn, der uns einen herrlichen Sieg erstritten hat, einen Sieg, den wir nicht besleckt haben mit dem Blute unserer Widersacher.

Wir haben im Geist gekämpft, mit Waffen des Lichts und nicht der Finsternis.

Der Baalspaffe ist verjagt, aber wir waschen unsere Hände in Unschuld.

Wir haben keine Greuel im Heiligtum verübt wie die Leute der Gemeinde von Coombungee, die mit der Art die Kirchentüre eingeschlagen haben.

Wir haben nicht also gehandelt wie die Leute zu Wongo Creef oder Deep Gully, die mit Steinen und Knüppeln in das Heiligtum eingedrungen sind, um Fragen des Geistes mit dem fleischlichen Arm zu entscheiden.

Wir haben nicht teil an der Gewalttat der Leute in Toowoomba, die den Baalspaffen mit Gewalt von der Kanzel holten.

Wir sind nicht besleckt von der Sünde der Gemeinde zu Nord-Brisbane, die im Streite im Heiligtum ihrem Superintendenten den Daumen zerschlugen.

Rein, meine Brüder, wir dürfen dem Herrn danken, daß keine Missetat uns verunehrt und daß wir mit reinen Händen an seinem Altare stehen. Wir stehen in weißen Kleidern mit den Siegespalmen hier am Bilde des Gekreuzigten.

Aber wohl haben wir getan, daß wir den Sohn der Finsternis verjagt und die gebundenen Geister befreit haben.

Der Geist des Herrn weht, wo er will, und bindet sich nicht an menschliche Unterschiede.

Er weht nicht immer von Deutschland her, dem Geburtslande des großen Reformators, er weht nicht immer vom Missouri her, aus St. Louis, wie die Altlutheraner meinen. Er weht auch hier aus dem Queensländer Busch, aus mir auf euch und aus euch



zu mir, und er wird mit Gottes Hilfe auch wehen aus Jakob Strohmeier, eurem Erkorenen.

Ja, Jakob, du bist geweiht, du bist berufen zum Höchsten hier auf Erden, du wirfst die Schafe dieser Gemeinde weiden.

Du bist geweiht durch meine Hand auf Geheiß des Herrn, und ich habe dich gesalbet.

Aber du bist auch geweiht durch deine Armut, dein höchstes irdisches Gut, du bist geweiht durch die Gnade deines Gottes in deiner Heimsuchung.

Du erhältst keine Bezahlung wie die Baalspfaffen, dein Lohn ist im Himmel.

Aber darum hast du auch deinen Frieden.

Der Fluch des Mammons wird nicht über deinem Haupte sein wie über dem Haupte des Baalspfaffen in Mundah, der fast vor Hunger sterben mußte, weil er das Wort Gottes um Geld feilhielt, und der dann, als er in Bergheim unter den reichen Goldgräbern die dreifache Bezahlung bekam, Gott log am Altare und im Angesichte der ganzen Gemeinde von Mundah. Denn er sprach, er sei in sein Kämmerlein gegangen und habe Gott gebeten, ihm Klarheit zu geben, ob er nach Bergheim gehen solle, und er habe gefunden, es sei Gottes Wille. Danach, als die reichen Digger in Bergheim gestorben waren und der Sold ihm auf die Hälfte verkürzt war, ging er wieder in sein Kämmerlein und fand, es sei Gottes Wille, daß er in die reiche Stadt im Süden ginge, die ihn berufen, und er tat also.

Wehe über die Heuchelei der Baalspriester dieser Welt, wehe über den Mammon, den der Mensch zu erhaschen sucht im Fluge, und den der Herr nicht gegeben hat; denn den Seinen gibt es der Herr im Schlafe.

Darum sei du nicht also, Jakob, du Auserwählter, sondern fliehe den Mammon, so wird er dich auffuchen.

Sei auch nicht stolz wie der Baalspfaffe Mollwig, der es übel verwand, als ich ihm sagte, er sei mein Knecht. Du aber wisse, daß du, dieweil du dem Herrn dienest, unser aller Knecht bist.

Laß es dir darum nicht einfallen, dich ‚ehrwürdiger Herr‘ zu nennen, wie es der Pfaffe Köhnel tat, wenn die Leute zur Beichte kamen, die vor ihm niederknien mußten und einzeln ihre Sünden bekennen und sprechen: ‚Ehrwürdiger Herr, ich bekenne meine

Sünden! Wahrlich, ihn ereilte der Lohn für seinen Hochmut, als man ihn von der Kanzel mitten in der Predigt herunterzerzte.

Tue nicht also, sondern sei in Wahrheit unser aller Knecht, so wird dein Lohn groß sein im Frieden deiner Seele, so bist du gesegnet schon hier auf Erden!

So gehe denn hin und sei ein frommer und getreuer Knecht und höre gern auf die Worte der Ältesten der Gemeinde und auch auf die des unwürdigen Werkzeugs der göttlichen Gnade, das dich heute in deinen Weinberg einführt.

Wer nicht hören will, der muß fühlen.

So knie denn nieder und empfang den Segen der Erzwäter, den Segen Abrahams und Isaaks und Jakobs, den Segen Davids und Salomos, den Segen aller Propheten, den Segen aller apostolischen Väter, den Segen dieser deiner Schafe und meinen Segen, den Segen Michael Schlothauers, und den Segen des dreieinigen Gottes!

Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr, stehe auf und wandele!"

\* \* \*

Der Brandmichel hatte geendigt.

Jakob Strohmeier war klein geworden, im Bewußtsein seiner neugeborenen Demut; der Brandmichel aber schaute über die Versammlung hin mit dem Blick des Moses, wenn er vom heiligen Berge und von seinem Gott kam.

Sein Antlitz erglänzte in so hehrem Scheine, daß alles die Blicke vor ihm niederschlug wie einst Israel vor seinem Führer.

Seine Augen leuchteten im Flammenschein der weihervollen Stunde, wie nur je in entschwundenen Jahren, wenn er eins seiner sieben Häuser in Flammen aufgehen sah und an Gottes heimsuchende Gnade dachte und an die Feuerversicherungsgesellschaft.

Oben auf dem Turme aber läutete hehr und weihervoll die Glocke zu einem stillen Vaterunser.

## Am Totenbett des Minenkönigs.

Steif und starr, wie stets um diese Stunde, lag Christian auf seinem einfachen Lager.

Aber die elfte Stunde, um die er sonst sich zu recken und dehnen pflegte, ging sang- und klanglos vorüber, und die zwölfte kam, und Christian rührte sich noch immer nicht. Vergeblich harrte die Barmaid im „Goldenen Löwen“ auf den alten Minenkönig; umsonst wetterten die guten „Mates“ (Geährten) über den unvernünftig lange ausgedehnten, in „Booze“ entarteten Umtrunk der letzten Tage, der den sonst so pünktlich anschwirrenden Pommer doch wohl zu arg mitgenommen. Christian erschien nicht zum gewohnten Schoppen.

Christian hatte ausgetrunken für Zeit und Ewigkeit. Christian war tot.

Als die Kunde in die Stadt drang, stockten Handel und Wandel. Auf der Straße sah man nur John Chinaman mit seinen Kürbissen hausieren; die weiße Welt stürzte einmütig in die Bars.

Hier zerfloß die Herrenrasse in Rührung und Whisky. Am meisten tranken an diesem Tage die „Publicans“ (Wirte) selbst, denn sie trauerten am meisten. Ihre Trauer war auch die aufrichtigste, denn ein Mann wie Christian kehrte nicht wieder. Wenige verstauteu eine solche Fülle der Gemäße wie er. Kein Mensch hatte eine solche Popularität auf dem Goldfelde wie Christian. Alle Welt riß sich um ihn. Am hinreißendsten fand man ihn in den Schenken, wo er jedermann zum Umtrunk einlud. So war es erklärlich, daß er stets von einer Suite von Bewunderern geleitet war, die ihn wie einen Senatoren des alten Rom als getreue Klientenschar morgens abholte und abends zu seinem Lager geleitete.

Der Wirt im „Goldenen Löwen“ war ein Mann „of prin-



ciples“ (von Grundsätzen). Er ergriff die Initiative, die unter solchen Umständen geboten war: Er kündigte sofort seinen Ausschank. Bisher hatte er zehn Pfund Pacht für den „Wüstenkönig“ entrichtet, und er hatte es mit Freuden getan; nach Christians Aufstieg zum spirituellsten Leben versprach er sich von seinen Spirituellen selbst für 4 Pfund Pacht keine Erdenexistenz mehr. Wie er dachten auch andere; es war, als ob ein Engel durch die Stadt gegangen sei, und zwar der für Nordqueensland unwahrscheinlichste, der Engel der Abstinenz; der davonflatternden Seele Christians folgte die Reaktion auf den Fersen. Das war die schwarze Vision, die die geängstigten Seelen aller Kneipenpächter marterte; sie wurden der „Pewter“ (der Becher) nicht froh, die sie am Trauertage verzapften.

Vorläufig indessen floß der Brandy noch in Strömen wie der Burdekin zur Regenzeit. Sämtliche Nationen waren bei der Trauerfeierlichkeit in gleicher Weise beteiligt. Das Totenopfer für die Manen Christians erschien allen als eine heilige Pflicht. Die Whisky- und Brandyhekatombe, die das dankbare Nordqueensland darbrachte, mußte die Seele des Verbliebenen, wenn er noch nicht aus Lethes Strom getrunken — und dazu würde er sich bei seiner prinzipiellen Abneigung gegen nichtalkoholische Getränke wohl nicht sobald entschließen —, mit stolzer Freude erfüllen und sein Männerherz vor Plutos Thron stärken.

Von den frühesten Nachmittagsstunden an war das Haus des Verbliebenen das Stelldichein der Minenwelt. Nicht nur die treue Klientenschar, die Christian alltäglich zur Bar geleitet hatte, war versammelt, die ganze Stadt hatte ihre Deputationen entsandt. Wer nur irgendeinen Vorwand gefunden, in das Haus des Gönners der Goldgräberwelt zu dringen, brachte der bedauernswerten Witwe persönlich den Ausdruck seiner Teilnahme.

Die Witwe war indessen in diesen feierlichen Stunden über alles Erdenleid erhaben. Sie befand sich in einem Zustande, der sie gegen jeden Schmerz wappnete. In diesem Zustande befand sie sich zwar jeden Tag um eben diese Zeit, aber die außergewöhnlichen Ereignisse hatten sie zu einer besonderen Tatkraft bereits am Vormittage entflammt, und so war sie der Situation gewachsen. Wer sie nicht genau kannte, hätte ihr nichts anzumerken vermocht, so sehr hatte die tägliche Gewohn-

heit bei ihr die Eigenart dieses Zustandes verwischt; aber ihre näheren Freunde nahmen jene charakteristische Steifheit an ihr wahr, die den gequälten Seelenzustand vom Tiefstand der Morgenverstimmung zur Höhe der Normalleistung des Tages erhoben hatte. Ab und zu vergaß sie die Außerordentlichkeit des Falles und lallte nach der Gewohnheit ihres Seligen, wenn er eine neue Brandypulle öffnete, halblaut die erste Strophe von „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“; dies fiel indessen ihren Trauergästen keineswegs auf, da alle bereits bei der ersten entkorkten Flasche den geängstigten Gesichtsausdruck verloren hatten.

„Ja, der liebe Christian, Gott hat ihn zu sich genommen, wer das gedacht hätte!“ Die verlassene Gattin seufzte und goß sich ein neues Glas ein.

„Wer das gedacht hätte!“ echote es im Chorus, und jeder folgte dem Beispiel.

In der That hätte niemand das gedacht, denn jeder war im stillen verwundert, daß Christian nicht längst sich in reinen Alkohol aufgelöst hatte und in einer Dunstwolke entschwebt war.

„Gott hat ihn zu sich genommen“, tröstete sich die arme Frau und vertiefte sich wieder in ihr Gefäß.

„Gott hat ihn zu sich genommen“, wiederholte tonlos Mr. Smith und sah dabei vorwurfsvoll zur Zimmerdecke empor, während seine Hände instinktiv die Flasche suchten. Mr. Smith war einer von der Leibgarde des Verewigten und empfand den Schlag, der alle getroffen, als sein persönlichstes Pech.

„Da wir einmal von Gott sprechen,“ meinte Frau MacCleod, eine rässige Schottin aus der Nachbarschaft, „würde es sich nicht empfehlen, den Pastor kommen zu lassen und ein Gebet zu sprechen?“

Die anwesenden Frauen nickten beistimmend, die Männer holten erst bei der Flasche Rat.

Den Ausschlag gab Christians Witwe, die plötzlich in einen Weinkrampf fiel. Der Anblick riß auch die Männer um, und ein Bote wurde an den Gottesmann gesandt. Inzwischen rüstete sich die leidtragende Versammlung auf den geistlichen Zuspruch, indem sie sich zunächst durch geistige Getränke stärkte.

In dem größten Zimmer des einfachen Buschhauses, das zugleich Schlafzimmer und Empfangsraum war, schlummerte Christian in seinem selbstgezimmerter Bett noch friedlich unter den

Rissen. Hier hatten die nächsten Angehörigen und Freunde der Familie ihren Trauersitz aufgeschlagen. Naturgemäß fand hier die Theilnahme ihren lautesten Ausdruck. Aber auch aus sämtlichen anderen Räumen des Hauses erscholl das Beileid der fernstehenden Gäste.

Es lag in der Natur der Sache, daß in der Hauptstube die Trauer auch ihren sichtbarsten Ausdruck fand. Dieser war in den Henneschbatterien veröbert, die in unbewußter Huldigung um das Bett des toten Minenkönigs aufgepflanzt standen. Eine schönere Ehrung hätte Christian nicht zuteil werden können als dieser Kranz der liebevollsten Theilnahme, den gleichgestimmte Seelen um sein Lager gewunden.

„Wollen wir nicht schon einmal ein Lied derweilen singen, bis der Pfarrer kommt?“ meinte August Leberecht aus Lauenburg, ein Vetter des Toten.

„Stimm' an, August!“ rief die Witwe, und August leerte sein Glas und begann mit der Stimme einer Wacholderdroffel, die in der Schlinge sich zu Tode würgt: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städte und Felder“ — —

Mit dem Brustton, den allein die ehrliche Begeisterung in gehobenen Tagen des Lebens verleiht, fiel die ganze Trauerversammlung ein und schaute dabei wie hypnotisiert auf den inmitten dieser ruhvollen Wälder schlummernden Christian.

Gerade stimmte August, dem der vierte Vers nicht mehr geläufig war, mit Mut und Kraft wieder den ersten an, als draußen ein Chor mit Stentorstimme die wohlbekannte Melodie in die Lüfte donnerte: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall — — —“

Es stellte sich heraus, daß vor der Thür zwei Irländer und ein Bayer Einlaß heischten, die eben von der Küstenstadt angelangt waren und die Goldstadt ohne Kenntnis der jüngsten Ereignisse betreten. Die Söhne der Grünen Insel hatten den langen Weg vom Meere dazu benützt, sich die deutsche Nationalhymne von dem Bayern einpauken zu lassen, durch die sie den Weg zu Christians Herzen zu finden sicher waren. Christian empfand deutsch bis ins Mark; darum nahm er auch gastfrei alle Deutschen als seine Landsleute bei sich auf und tischte ihnen Brandt auf, solange sie blieben; sie blieben aber meist, bis sie aus vollster Überzeugung Abstinenzler strengster Observanz geworden waren. Aber auch die Söhne Albions wurden freundlich auf-



genommen, wenn sie Christians gastlicher Schwelle nahten; nur mußten sie erst, um ihre gute Besinnung zu zeigen, an der Schwelle die erste Strophe der „Wacht am Rhein“ singen. Halb Nordqueensland konnte die „Wacht am Rhein“; von den Dachrinnen pfliffen die Späzen die Melodie und im Busch der Jägerlieft. Da aber Späzen in Nordqueensland so selten waren wie Eisbären in einem Treibhaus, so ließ lauter als tausend Späzen seine Drommete erschallen Australiens „Laughing Jack“, der Clown unter der Vogelwelt, der Jägerlieft.

Was der Jägerlieft unter den Vögeln, ist unter den Nationen „Paddy“, Irlands gemütvoller Sohn. Von dem Humor der Grünen Insel brachten jedenfalls die Neuankömmlinge eine ausreichende Dosis mit. Nachdem ihr Beileid sich in Brandy aufgelöst hatte, brach ihre Lebenslust durch.

„Never mind, poor chap, you found your peace,“ sagte der eine, der an Christians Lager getreten war, und schaute gerührt auf den Toten, „du hast deinen Frieden gefunden, armer Keck, wir Pilgrime müssen uns noch weiterschleppen durch dieses Tal der Tränen. Stärken wir uns zunächst noch einmal für die Wallfahrt! Here is luck to your soul in a better life!“

„And better luck to us in this life!“ stimmte sein Landsmann ein. „But what about the watch on the Rhine now? Aber was soll uns nun die Wacht am Rhein? Die haben wir ganz umsonst gelernt.“

„Well, Jack, es wird der Seele unseres Freundes so gut tun wie ein Vaterunser, wenn wir ihm zu Ehren hier einmal sein Lieblingslied singen, da wir es nun doch einmal gelernt haben. Außerdem hat die Melodie noch einen ganz anderen Klang, wenn sie aus einer echten irischen Kehle kommt!“

„Well, Jim, come along then!“ Beide füllten noch einmal ihren Trostbecher, diesmal in Anbetracht der Feierlichkeit des Augenblicks ohne Wasserzutat, und pflanzten sich dann, den breitkrempigen Buschhut in der Linken, kerzengerade vor dem toten Christian auf.

Daß der tote Christian bei dem Gesang nicht vor Rührung wieder lebendig wurde, war jedenfalls nicht die Schuld der beiden Söhne der „Emerald Isle“. Die ihnen unterwegs eingepaakte Melodie hatten sie entweder vergessen oder aber in Anbetracht der besonderen Umstände nicht der Gelegenheit angepaßt ge-

halten. Genug, Jim stimmte, von dem gänzlich unmusikalischen Jack mit Riesenkräften unterstützt, im Mädchensopran eine Melodie an, die den schmachtenden Herzenserguß einer in den neusten Schlips ihres Primaners hoffnungslos verliebten höheren Tochter auszudrücken schien und die Knie sämtlicher bereits erschütterten Leidtragenden in weicher Behmut löste. Hätte nicht Jack mit den wildesten Gutturaltönen der keltischen Rasse die immer höher zum neuen Wohnsitz des Verbliebenen aufstrebenden Übertöne von Zeit zu Zeit wieder auf die Erde heruntergeholt, so wäre nicht abzusehen gewesen, zu welchen Fernen das Lied entschwebt und ob es nicht doch am Ende noch droben dem Verewigten ans Himmelsohr erklingen wäre.

Durch die begeistertsten Leidtragenden, die Jim und Jack beglückwünschend umringten, drängte sich die trauernde Witwe, Tränen der Rührung im Auge und auf beiden Wangen. In ihrem Eifer, ihre Dankbarkeit für die ihrem Manne zuge dachte Ehrung zu bezeigen, stolperte sie über die Batterie leerer Flaschen, die das Totenbett umgab; sie wäre gestürzt, wenn nicht Jack sie aufgefangen hätte. Unglücklicherweise entglitt ihm bei dieser Bewegung das Brandnglas, das er noch nicht geleert, und der Inhalt ergoß sich über das friedliche Antlitz Christians, der aber keine Muskel verzog.

„It won't do him any harm. Es kann ihm nicht mehr schaden,“ tröstete Jack die Witwe, „aber um den Stoff ist es schade, real first-rate brand indeed, erste Qualität!“

„Martell,“ zwinkerte freundlich die Wittib, „der Selige wollte sich den Hennessy abgewöhnen; leider hat er keine Zeit mehr dazu gehabt, der Arme.“

Ein allgemeiner Umtrunk erfolgte, und die nun einsetzende Debatte über die Wertschätzung von Martell und Hennessy ließ es wünschenswert erscheinen, zur Begutachtung auch einmal wieder einige Glas Hennessy zu versuchen. Die Unterhaltung wurde nach dieser Mischung immer lebendiger und angeregter, alles rief und erzählte durcheinander, und selbst der stille Christian auf seinem Lager verlor seinen ernstesten Ausdruck inmitten der immer zahlreicher anschwellenden Beileids Spenden in Gestalt neuer Flaschenhekatomben.

Aus einem der Nebenzimmer erscholl die Melodie „Home, sweet home“ herüber, die ein paar Angelfachsen und Deutsche

zusammen sangen; dazwischen grölte der Bayer, der mit Jack und Jim angekommen war, ein Lied von der gelben Isar und dem alten Peter am Petersplatz.

Nur die Witwe war still geworden. Sie saß in ihrem Easy-chair und schien über ihren Seligen nachzudenken, denn sie hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht; in der linken Hand hielt sie ihr leeres Glas, in der rechten ihr vollgeweintes, jedenfalls völlig durchnäßtes Taschentuch, den stummen Zeugen so vieler Empfänge.

Gerade hatte Jack die Schönheit der Killarny Lakes zum zehnten Male beschworen und der Sohn der Isar zu einem Schuhplattler angelehrt, als plötzlich Franziska, die älteste Tochter des Verstorbenen, hereingestürzt kam: „Mother, the minister is coming!“

Der Alarmruf, der Pastor sei im Anzuge, elektrifizierte die ganze Trauerversammlung. Daß man vor fünf oder sechs Stunden nach ihm geschickt, war den wenigsten noch im Gedächtnis, und selbst die gottesfürchtige Schottin, die eigentlich den Anstoß dazu gegeben, war bestürzt. Der Pastor war immerhin ein Mann, vor dem sich selbst die hartgesalzensten Buschreiter zusammennahmen, und der gegenwärtige Augenblick ließ es besonders rätlich erscheinen, etwas auf Haltung zu geben.

Die Witwe war die erste unter der Trauerversammlung, die ihre Fassung wiedersand. Bei den Worten ihrer Tochter war sie aus ihrem Trauerstuhl aufgeschneelt. Sobald ein Blick aus dem Fenster sie davon überzeugt hatte, daß in der That der Geistliche sich dem Hause näherte, faltete sie die Hände und stimmte laut, indem sie sich ihrem Seligen auf dem Lager zuwandte, das für solche Augenblicke vorgesehene Lied an: „Jesus, meine Zuversicht.“

Allein ihre Zuversicht kam bedenklich ins Schwanken, als sie vor der Ruhestätte ihres Seligen dessen irdische Apotheose sah, die fächerförmig ausgebreitete Flaschenbatterie.

Doch der energische Zug der Ansiedlerin im australischen Busch trat bei der trauernden Dame wieder in den Vordergrund. Sie hatte sich im Nu gefaßt und wußte, was sie wollte. „Die Flaschen weg!“ rief sie resolut dem ihr nächststehenden Gast zu, und als dieser — es war zufällig der außer der „Wacht am Rhein“ keines deutschen Wortes mächtige Jack — sie fassungslos anstarrte, begriff sie sofort und kommandierte: „Away with the bottles!“



Jack sprang empor, als sei er von einem Skorpion gestochen, mit ihm zugleich die Hälfte der Leidtragenden. Im Nu hatte alles die Hände voll leerer Flaschen, mit alleiniger Ausnahme von Jack und Jim, die im Wirrwarr volle erwischt hatten.

Aber wohin damit? Hier tat Eile not, denn der Pastor war keine zwanzig Yards mehr von der Schwelle des Trauerhauses entfernt.

Jim durchhieb den gordischen Knoten der Schicksalsverschlingung. „Dorthin!“ rief er in plötzlicher Erleuchtung und wies auf den schlafenden Christian.

Alles erfaßte instinktiv die Situation richtig. Im Handumdrehen waren die meisten Brandyflaschen unter den Decken und Kissen im Bett des toten Minenkönigs verschwunden.

Als der Pastor zur Türe hereintrat, tönte ihm bereits der zweite Vers von „Jesus, meine Zuversicht“ entgegen.

Auch die trauernde Witwe hatte ihre Fassung längst wiedergewonnen und war in Tränen aufgelöst. Wankend, wie es die Ereignisse des langen Tages mit sich gebracht hatten, schritt sie ihrem Seelenhirten entgegen.

„Ach, Herr Pastor, wer das gedacht hätte! Der arme Christian! Gott hat ihn zu sich genommen!“ Ihr weiterer Gefühlsausbruch erstickte in ihrem Schnupstuch.

Der Pastor, ein hochgewachsener, ernst aussehender Mann in den Vierzigern, grüßte kurz im Kreise und wandte sich dann an die Witwe: „Der Herr hat ihn Ihnen einst gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Kniet mit mir nieder!“

Alles kniete, Jim und Jack noch mit ihren vollen Brandyflaschen im Arm, die sie im Gedränge um das Bett des Toten in der Eile nicht hatten unterbringen können. Doch fiel der Nebenumstand niemand weiter auf, da der Pastor der wankenden Witwe seinen Arm lieh, weil sie sich vor Erschütterung nicht auf ihren Knien zu halten vermochte und immerfort schluchzte, während die anderen genug damit zu tun hatten, sich selbst aufrechtzuerhalten.

Der Pastor flehte den himmlischen Trost auf die Hinterbliebenen herab, nachdem er die Dankagung für den Verbliebenen dargebracht. Insbesondere erbat er das göttliche Erbarmen für die des Ernährers beraubte Witwe, die gänzlich gebrochen auf

den Scherben ihres Glückes liege. Daß die einzigen Scherben des Tages die von der Witwe bei ihrem Sturz in Jacks Arme zerbrochenen Flaschen waren, wußte der treue Seelenhirt nicht; daß aber die des Ernährers beraubte Witwe noch über einen Notgroschen von siebzigtausend Pfund in der Bank von England verfügte, verbot ihm sein Zartgefühl zu erwähnen.

Auch der im Hause anwesenden Versammlung der Leidtragenden gedachte der Pastor in seinem Gebet. Seine Worte waren ergreifend und rührten alle. Er redete von dem lebendigen Wasser, das der Herr einst der Samariterin angeboten. Er bat zunächst Gott um den Durst danach und pries dann das Wasser im besonderen. Er wünschte den Anwesenden einen brennenden Durst nach diesem lebendigen Wasser und sprach dann von der rechten Art, diesen Durst zu löschen. Er redete von der harten Pilgerschaft des Lebens und wie oft man dürsten und den Durst löschen müsse. „Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger, wie alle meine Väter“, zitierte er.

„Yes, pilgrims we are indeed, poor pilgrims“, ertönte es mit einem Male aus der Versammlung der Leidtragenden heraus. Es war Jim, der den Seufzer ausgestoßen. Bereits vorher hatte nach englischer Gewohnheit dann und wann eine der Frauen oder sonst eine besonders religiös veranlagte Seele ein „Amen“ zwischen das Gebet des Pastors gerufen. Der gemüthvolle Jim hatte wiederholt das im Englischen gleichlautende Wort „Pilgrim“ fallen hören und unbewußt seinen Beifallsseufzer laut ertönen lassen.

Der Pastor schaute beifällig nickend zu Jim herüber, blieb aber in seinem Gebet stecken, als er Jim mit der Brandysflasche knien sah und an seiner Seite Jack ebenfalls mit der Flasche unter dem Arm. Starr sah er zu den beiden hinüber, bleich vor Zorn. Jim in seiner Weltabgewandtheit bemerkte den strafenden Blick des Gottesmannes nicht; Jack aber, der den Blick aufgefangen, ließ vor Schreck seine Flasche fallen, die mit lautem Getöse auf dem Estrich zerbrach.

In diesem Augenblick wurden aller Augen von den beiden Schuldigen abgelenkt. Die trostlose Witwe, die die Flasche hatte fallen hören und des Pastors Gebet beendet glaubte, wollte aufstehen, in der Meinung, das „Amen“ überhört zu haben. Dieser Versuch schlug fehl, da ihre trauernden Glieder ihr den Dienst ver-

sagten. Mit einem wehen Schrei fiel sie nach rechts hinüber und blieb schluchzend am Boden liegen, unfähig, sich aus eigener Kraft wieder zu erheben. Aber niemand achtete auf sie. Etwas Ungeheures hatte sich ereignet.

Der Pastor hatte, als er die Witwe umsinken sah, sofort nach ihr hilfsbereit gegriffen, allein er war zu spät gekommen. Statt der würdigen Dame hielt er die Decke von Christians Bett in seinen Händen. Aber nicht die Decke war es, die seine Augen aus den Höhlungen treten ließ, auch nicht die entglittene Wittib. Was ihn nach seinem Kopf zweifelnd greifen ließ, als könne er dies alles nicht in wachem Zustande erleben, war der „Triumph des Bacchus“: Aus einem Flaschenkranz pellte sich der eingefallene Leib des Toten heraus, von einem nicht ganz sauberen Nachthemde zur Hälfte verhüllt. Als schauete er das höllische Tier der biblischen Apokalypse, starrte der gute Hirte auf das Chaos im Bett des Toten. Hätte der Verblichene nicht auf seinem Bett in seinem eigenen Hause gelegen, so lag die Vermutung nahe, man beabsichtige in besonderer Anerkennung seiner Individualität ihn nicht in der Erde, sondern unter einer Flaschenpyramide zu begraben. Von den Knien abwärts war alles unter Glas und Etikette; die Oberschenkel und angrenzenden Partien waren zwar ohne alle Etikette, dafür aber war wieder bis an die Herzgegend und unter die Achselhöhlen alles vollgepfropft. Christian selbst hatte unter seiner Bürde nicht zu leiden, denn ein zufriedenes Lächeln schien um seine erstarrten Züge zu schweben.

Anders aber stand es um den Pastor. Ein Teil der Leidtragenden hatte es bei dieser unverhofften Offenbarung bereits für schicklich gehalten, sich diskret zurückzuziehen und den Toten mit seinem wiedergefundenen Seelsorger allein zu lassen. Der Rest bestand vornehmlich aus Frauen. Diesen war es darum zu tun, die Entladung des Ungewitters über den Häuptern der Trauerversammlung anzuhören. Es war zwar nicht das erste Mal in Nordqueensland, daß die Leidtragenden bereits vor dem Erscheinen des Seelsorgers ihren Durst mit lebendigem Wasser reichlich gestillt hatten, aber die besonderen Umstände des Falles waren heute ganz eigenartig.

Wer darauf gewartet hatte, sah sich enttäuscht. Als dem Pastor ein Licht aufgegangen war, wie die Brandyflaschen ihren Weg in Christians Bett gefunden hatten, erkannte er sofort, daß



ebenso wie sein Gebet über den Durst nach dem lebendigen Wasser und die Art des Löschens dieses Durstes jeder weitere geistliche Zuspruch für heute vergeblich sei.

Einen einzigen Blick ließ er über die zusammengeschmolzene Versammlung schweifen, aber dieser Blick war wie der Blick Cäsars, als er, von dreiundzwanzig Dolchen durchbohrt, an der Bildsäule des Pompejus niedersank.

In diesen Blick kam ein eigentümliches Licht, als er die noch immer am Boden liegende, jetzt aber bereits leise schnarchende Witwe streifte. Von dem „Vater, vergib ihnen“ seines himmlischen Meisters war in diesem Blick wenig zu lesen.

Dann reckte er sich höher und ging ohne Gruß hinaus. Dem guten Hirten folgten diesmal auch seine räudigen Schafe.

\* \* \*

Am nächsten Tage nachmittags 4 Uhr erfolgte unter ungeheurer Beteiligung der ganzen Umgegend die feierliche Bestattung des toten Minenkönigs. Zu Roß und zu Wagen geleitete die gesamte Goldgräberwelt des Kennedystriktes ihren verblichenen Schutzpatron; der herrschenden Sitte entsprechend folgten auch die Frauen.

Von der Leichenpredigt des treuen Seelsorgers sprach man noch nach Jahren; sie hatte eingeschlagen, mehr aber noch, ohne daß er es ahnte, der Text selbst. Er hatte gelautet: Matthäus, Kapitel 25, Vers 42: Ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt.

## Die Töchter des Goldgräbers.

Die jüngste Tochter des pommerischen Bauern war als feine Dame von England zurückgekommen. Da ihr verstorbener Vater die reiche Goldmine entdeckt hatte, war sie bereits vorher verhättselt und allen ihren Freundinnen vorgezogen worden; jetzt betete man sie an.

Wenn an den Sonntagen die Zeitungen die Toiletten der zu irgendeinem Feste erschienenen Damen beschrieben, stand ihr Name obenan; Stoff und Schnitt ihrer Kleider und Fuß ihres Hutes füllten allein eine Spalte. Sie war Vorbild für die jungen Schönen der Minenstadt.

Solange sie Englisch sprach, merkte man ihr die Herkunft nicht an, denn ihr Englisch war nicht der gewöhnliche Landesjargon, das „colonial slang“, sondern eine durch ihren Aufenthalt in Altengland verfeinerte Sprache; aber sobald sie in ihrer Muttersprache den Mund aufthat, war jeder Zweifel über die Kreise, denen sie entstammte, ausgeschlossen. Sie wußte das selbst und war schlau genug, die Folgerungen zu ziehen: Sie liebte Englisch über alles und zeigte die Dame von Welt und Bildung auch darin, daß sie zwar fremde Sprachen vorzüglich verstand, aber sich nie in ihnen blamierte; sie sprach nur Englisch.

Es war kein Wunder, daß ihr die jungen „gents“ der Goldstadt alle zu Füßen lagen.

Die Definition des Wortes „gent“ (in der Umgangssprache beliebte Abkürzung für gentleman) ist eigentlich in der ganzen Englisch sprechenden Welt eine einheitliche: gentleman ist jeder, der nicht das Gegenteil bewiesen hat. Dieser blutleere Begriff wird in Altengland je nach der Gesellschaftsklasse bis zum höchsten Adelsvollblut vollgepumpt, während er in den demokratisch angehauchten Kolonien und den Vereinigten Staaten oft des letzten

Blutgehalts beraubt wird. So ist schließlich der gent je nach dem Lokalkolorit einer außerordentlichen Nuancenstala unterworfen.

Daher sind die einzelnen gents im Völkertonglomerat des Anglosachsentums, wenn man sie genauer analysiert, untereinander so verschieden wie die einzelnen Farben der Fraunhofer'schen Linien im Spektrum. Der blutleerste Begriff vom gent beherrscht die Bevölkerung der Goldfelder.

In Charters Towers war die Grundbedingung für den gent, daß er ein Weißer war.

Soweit Rassefragen in Betracht kamen, war das jedenfalls ein ganz gesunder Standpunkt; denn in diesem Völkertanssch aller Hautfarben des Regenbogens wäre der Degeneration der Weißen durch Blutmischung natürlich jeder Spielraum gegeben worden. Leider wurde das Rasseprinzip nicht auch von der alleruntersten Klasse immer folgerichtig durchgeführt; Heiraten weißer Frauen mit Chinesen und Kanaker (Polynesiern) waren nichts Ungewöhnliches.

Daß also Wert auf die Rasse gelegt wurde, war nur mit Freuden zu begrüßen, allein die Rehrseite war, daß nun zum gent nicht viel mehr gehörte, als daß er die weiße Haut hatte.

Außerlich unterschied sich der gent von der Masse dadurch, daß er nicht wie ein gewöhnlicher Arbeiter, der von der Mine kam, im Flanellhemde, womöglich ohne Rock, nur mit der Hose bekleidet, durch die Straßen ging, vielmehr ein gebügeltes, weißes Hemd trug und in einer reinen, weißen Hose und einem reinen, weißen Rock einherging; wollte er „tiptop“ sein, so band er sich noch eine Krawatte um. Weste war Luxus und wegen der Hitze unbequem; Feudalprohen trugen den „sash“, eine Schärpe aus schwarzer, blauer, roter oder grüner Seide.

Da nun aber die Minenbevölkerung fast ausschließlich aus Bergarbeitern bestand und diese, wenn sie von der Grube kamen, sich zu Hause umzogen, sobald sie auszugehen beabsichtigten, so waren in der Stadt nach den Schichtstunden meist nur gents anzutreffen; in den beiden Hauptverkehrsadern vollends, in Gill- und Mossmanstreet, in denen es außer ein paar Banken und Geschäftshäusern eigentlich nur Schankhäuser gab, zeigte sich alles als gent.

Unter diesen gents hatte Etty Vogelsang die Auswahl.

Sie brauchte nur zu sagen, welcher Art gent sie wolle; der



barrister (Rechtsanwalt) war so gut bereit wie der broker (Börsenmakler), der Kaufmann ebenso wie der Bergmann, ihr zu Füßen zu fallen. Die Farmer der Umgegend wie die einsamen Goldsucher aus dem Busch, die von Zeit zu Zeit in die Stadt kamen, um ihre Einkäufe zu machen und von Bar zu Bar die Straßen zu durchpilgern, Rennreiter und Schaffscherer, blasse Thelenjünglinge und gebräunte Männer der Wildnis, alle machten ihr den Hof.

Das große Ereignis der Zukunft, dem jeder Junggeselle mit derselben atemlosen Spannung entgegenblickte wie das alternde Europa seinerzeit dem Halleyschen Kometen, weil ihre endgültige Entscheidung den Zusammenbruch aller anderen Hoffnungen bedeutete, war die Verlobung Ettys; halb Nordqueensland schloß daraufhin schon Wetten ab.

Aber Miß Bogelsang wählte nicht.

Monde kamen und gingen dahin.

Leute, die sonst nur den „Herald“ lasen, das Oppositionsblatt, blickten alle Morgen erwartungsvoll in den „Northern Miner“, das Regierungsblatt. Alle Leser des „Eagle“, des Arbeiterorgans, rissen sich um einen Stand an den Aushängestellen der beiden eben erwähnten Sprachrohre der öffentlichen Meinung. Jeder wollte der erste sein, der das sensationellste Ereignis des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts leibhaftig mit den Augen verschlänge. Man sprach darüber beim Mondlichtkonzert am Donnerstagabend, man tuschelte davon Sonntags auf den Kirchenbänken; jede Barmaid in Queenslands tausend Schenken mischte die Neuigkeit unter den Brandy, den sie verzapfte.

Alles erging sich in tausend Mutmaßungen und besprach die Chancen eines jeden.

Miß Bogelsang war durchaus nicht mannesscheu; nein, sie paßte in die Welt hinein. Man sah sie bald mit diesem, bald mit jenem gent in ihrem leichten Wägelchen von der Villa ihrer Schwester, bei der sie wohnte, in die Stadt kutschieren. Sie hatte eine Unmenge von Freunden, von denen sie keinen zurückstieß. Man sah sie sogar im Mondlicht aus dem Busch mit dem einen oder anderen ihrer Verehrer ganz allein kommen. Fasziiniert startten ihr Mossman- und Gillstreet nach, wenn sie wie ein glänzendes Meteor zuweilen Samstags abends da austauchte, wo zu dieser Zeit nur Fußgänger die Straßen füllten und weder

Wagen noch Reiter durch das dichte Menschengewühl sich hindurchwinden konnten.

Man pries ihre Schönheit, die in ihrem Golde besser als in ihrem Spiegel widerstrahlte; man rühmte die guten Manieren, die sie sich in England gekauft hatte; man meinte, daß ein ganz besonderer Reiz in ihrer jungfräulichen Sprödigkeit liege; kurzum man fand sie „charming, simply charming“.

Aber hinter dem glücklichen Begleiter ballte man die Fäuste und schwur, ihm bei nächster Gelegenheit im Faustkampf die Liebesgelüste ein für allemal aus dem Portemonnaie herauszubogen.

Jedermann fand, daß Fräulein Vogelsang charming sei, doch feiner mehr als sie selbst.

Sie war entschlossen, sich nicht billig zu verkaufen, und sie hatte, wie sie glaubte, den rechten Glückswurf getan.

Fräulein Vogelsang wählte nicht, weil sie bereits gewählt hatte!

Keiner wußte, daß sie gewählt hatte, denn sie hatte keinen Queensländer gewählt.

Der Erkorene ihres Herzens war kein Sohn der Kolonien, nein, ein richtiger Engländer, ein Vollblutsohn John Bulls, wie es immer ihr Ehrgeiz gewesen war.

Sie hatte keinen Queensländer gewählt, weil die Erfahrungen ihrer Schwester Franziska sie klug gemacht hatten.

Das Schicksal der Frau Marsden stand ihr vor Augen.

Als der alte pommersche Bauer und seine ihm gleichgesinnte und ebenso trunkschte Ehehälfte sich gleich nach der Entdeckung der Goldmine vor Freude totgetrunken hatten, war Etty noch ein Kind gewesen.

Allein Franziska, ihre Schwester, war bereits reif für ihr Schicksal.

Es traf sie in Gestalt eines bleichen Ladjenjünglings aus einem Geschäft in der Gillstreet.

Herr Marsden war ein Schneiderlehrling gewesen. Gleich nachdem Amor, hinter einem großen Haufen frisch gelandeten Kattuns versteckt, seinen Pfeil mit der Nadelspitze ihr ins Herz geschleudert hatte, fühlte sie, daß sie von ihrem Liebsten nicht mehr lassen könne. Sie erklärte ihrem Vormund, daß sie lieber in den Burdekin gehe, da, wo er am tiefsten sei — selbst da wäre

er ihr im Ernstfalle nicht über die Knie gegangen —, als daß sie von ihrer Liebe zu dem schmachtenden Jüngling lasse. Da gab ihr Vormund seufzend nach, denn er kannte zwar Marsden, aber den Burdefin nicht.

Franziska heiratete ihren Helden von der Elle, und ihr Schicksal erfüllte sich.

Sie fand bald heraus, daß die Seile der Liebe, die ihr Herz umschlangen, bloß Zwirnsfäden waren.

Das war das Schlimmste.

Ein weiteres Übel war, daß ihrem Erkorenen die Fünfspundenoten so schnell wie früher die Spule unter den Händen dahinglitten.

So sank das Glücksgold unter ihren Augen so rasch in sich zusammen wie das Quecksilber im Thermometer in einer Maien- nacht, in der die gestrengen Heiligen einmal wieder unvermutet zur Herrschaft gelangen.

Und mit dem zerrinnenden Golde sank auch das Barometer der Volksgunst; Frau Marsden fiel durch die Weihrauchwolken öffentlicher Wertschätzung wieder auf das allgemeine Niveau der vielen Minenfrauen, die froh waren, butcher und baker bezahlen zu können, und Herr Marsden selbst sah mit Schrecken die Stunde kommen, da er wieder zur Nadel und zum Faden greifen müsse.

Vorläufig indessen, solange Etty bei ihrer Schwester wohnte, streute Marsden noch mit vollen Händen den pommerschen Segen aus.

Seine Gewohnheiten waren zwar selbst für die Minenstadt außergewöhnliche, indem er z. B., wenn Besuch kam, in seinem Nachtanzuge, den karierten Pyjamas, in den drawing-room hineintänzelte, ganz gleich, wer ihm die Ehre seines Besuches zudedacht hatte.

Auch fand man es zum mindesten sonderbar, daß er sich bei einem großen Ball, den er seiner Schwägerin zu Ehren gab, gleich nach Begrüßung der Gäste wegen übermäßiger Trunkenheit ins Bett legen mußte. Allein, da er nicht alle Brandystaschen hatte austrinken können, nahm man ihm das nicht weiter übel; im Gegenteil, manche seiner Gäste hielten es für einen Akt zarter Rücksichtnahme, da er ihnen nun keine Zurückhaltung auferlegte. Sie spielten selbst den Wirt und kamen nicht schlechter dabei weg,



als wenn Herr Marsden noch auf gewesen wäre. Schließlich lief die Sache auf das gleiche hinaus, nur daß die Gäste schneller betrunken waren, wenn sie auch bloß das gewöhnliche Quantum sich einverleibt hatten; denn das gewöhnliche Quantum auf dem Goldfelde war eben schon ein ganz außergewöhnliches für die gewöhnliche Menschheit, und so hatte das Fest zu Ettys Ehren wenigstens einen versöhnenden und allerseits zufriedenstellenden Abschluß gefunden.

Etty tröstete ihre Schwester Franziska, die eine wirklich bescheidene, gutmütige Frau war, in der Ernüchterung des Ehelebens, die ihrem kurzen Liebesrausch gefolgt war, nach Möglichkeit.

Zu den Wolken, aus denen sie gefallen war, wurde Frau Marsden von Etty wieder emporgehoben, und zwar auf den Fittichen des Gesanges, den das junge Mädchen zur Harfe anstimmte, die sie selbst schlug. Die Harfe hatte sich Etty mit aus Europa gebracht und spielte nun täglich auf ihr vor. Sie warf sich zu dem Behuf in ein lang herabwallendes Gewand, das ihr das Aussehen einer Lorelei oder sonst einer verzückten Wassernixe verlieh, wenn sie während des Sanges ihre Augen zu Queenslands heißem, unbarmherzigem Himmel erhob. Etty tröstete ihre Schwester, indem sie ihr Lieder vorsang, in denen sie von ihrer eigenen Liebe träumte, die auf dem Meere schwamm. Der Erwählte ihres Herzens war nämlich Schiffsoffizier auf einem Dampfer der englischen Handelsmarine der P. and O., der Peninsular and Oriental Company. Sie hatte ihn auf ihrer Europareise kennengelernt und war in einer Vollmondnacht in der Great Australian Bight ihm auf sein Geständnis hin liebebeglühend an die Hemdbrust gesunken. Von ihm träumte Etty, wenn sie vor ihrer Schwester Franziska zum Harfenspiel sang, während diese an ihre eigene Mädchenchwärmerei für den Ellenjüngling zurückdachte und nur immer monoton einsiel, wenn die selige Braut ihr Lieblingslied anstimmte: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.“

Die Stunde kam, da Mr. Walker, Ettys Erkorener, sich von seinem Kontrakt entbinden lassen konnte und als glücklicher Bräutigam in der Goldstadt erschien. Die Hochzeit sollte gleich bei dieser Gelegenheit in der größten Halle der Stadt vor sich gehen.

Als das tiefe Geheimnis der längst besiegelten Verlobung und bevorstehenden Hochzeit endlich wie eine auffringende Granatblüte über die Stadt hereinbrach, war zuerst alles außer sich vor Staunen, daß Etty so lange die Menschheit getäuscht hatte. Sämtliche Barmaids frohlockten über die stuchenden gents. Dann aber hub ein so fürchterliches Trinken an, daß alle publicans (Wirte) der Stadt eine goldene Ernte hielten und bereits von einem Melbourne Cup trip, einer Reise zum großen Jahresrennen der Metropole Viktorias, dem Ereignis der australischen Saison, träumten und erschreckt die letzte schwarze „Gin“ aus der Stadt in den Buschrajon flog, weil der Brandy alle Schranken der Rasse und der Liebe überspülte.

Fräulein Etty Vogelsang begehrte mit Mr. Walker ehelich verbunden zu werden.

Da ihr verstorbener Vater für den Bau der deutschen Kirche der Stadt außerordentlich viel Geld hergegeben, ja als der eigentliche Gründer betrachtet werden konnte, so schien es naturgemäß, daß sie in derselben getraut wurde.

Die Trauung war nach ihrer Ansicht in der deutschen Kirche zwar nicht so „fashionable“ wie in der Church of England, allein da ließ sich Rat schaffen. Da die Liebe diesmal fester halten sollte als bei der ersten Hochzeit im Hause Vogelsang, bei Franziskas Vermählung mit ihrem Schneider, so erschien es ratsam, nicht bloß von einem Geistlichen die Fessel schmieden zu lassen, sondern von zweien. Da nun der deutsche Diasporapfarrer naturgemäß über keine weiteren Titel verfügte, so sollte der englische Geistliche wenigstens der Schwere der Mitgift die entsprechende Titelbalance geben. Darum wurde, da in der Minenstadt selbst kein Würdenträger hoch genug schien, der Bischof der Nachbarschaft Townsville an der Küste gebeten, die Weihe zu vollziehen, und zwar, da es nun einmal nicht gut anders ging, in der deutschen Kirche von Charters Towers.

Der Bischof ließ sich bereden, seine natürliche Abneigung gegen die nicht ganz rechtgläubige Kirche im allgemeinen und die „foreigners“ im besonderen zu überwinden und sich in die heilige Handlung mit einem Pastor „Made in Germany“ zu teilen.

Allein ein unvorhergesehenes Hindernis machte es der Erbin des pommerischen Goldgräbers unmöglich, in der Kirche ihres Vaters den Bund mit ihrem Auserkorenen zu besiegeln.

Der deutsche Pastor, der bald merkte, daß er bloß als Folie für Seine Bischöfliche Herrlichkeit dienen sollte, streifte. Selbst die ihm zugedachten Pfundnoten konnten Konrad nicht veranlassen, die Staffage für die Trauung abzugeben und dem bischöflichen Segen als Resonanzboden zu dienen.

Erleichtert atmete Ettty auf, da sie nun auf jede Sentimentalität verzichten und, ohne durch die Erinnerung an ihre deutsche Abkunft in ihrem Hochgefühl beeinträchtigt zu werden, nach dem Ritus der Anglikaner die Trauung vollziehen lassen konnte. Fünfundzwanzig Pfund belohnten den bischöflichen Segen, der nunmehr ohne Beigeschmack erteilt wurde.

Ettty verließ die Goldgräberstadt und zog mit ihrem Herrn und Gebieter nach der Hauptstadt des glücklichen Viktoria, dem stolzen Melbourne.

Kurze Zeit erst hatte sie dort unten im Mittelpunkt des großen Lebens ihren Drang nach Liebe und Glück befriedigt, als sie Besuch aus Queensland bekam.

Franziska, ihre Schwester, war angekommen. Herr Marsden hatte die letzten Pfundstücke an den Mann gebracht und dann einen Drang ins Weite verspürt. Wenn er wieder zur Elle greifen mußte, so sollte ihm wenigstens nicht das Ewigweibliche sein Geschick noch schwerer machen. So siedelte denn Frau Marsden nach Melbourne über.

\* \* \*

Zehn Jahre sind seitdem ins Land gegangen, und ruhig wie immer fließen die Wellen der Yarra durch die Metropole von Victoria Felix. Aber Etttys Cottage steht nicht mehr an seinen Ufern. Hoch oben im australischen Busch, im tropischen Queensland, unweit ihrer Wiege die Wasser des Burdekin im Sand verrinnen, wohnen die beiden Schwestern vereint.

Die Tochter des pommerschen Bauern, die dem Schicksal ihrer Schwester entgehen wollte, ist ärmer als diese. Franziska hatte wenigstens Schillinge aus dem Zusammenbruch ihrer Ehe gerettet, Ettty nichts.

Herr Walker ist Herrn Marsden gefolgt — ins Weite!

Der Fels, auf den sich die beiden Töchter des Goldgräbers zurückgezogen haben, ist die deutsche Kirche in Charters Towers. Um diese mühen sie sich, auf diese schwören sie.

Der Bischof von Townsville ist tot.



## Der Ring des Squatters.

Die Fenster des weiten, luftigen Hospitals, die tagsüber der ungeheuren Hitze wegen geschlossen blieben, wurden geöffnet, und eine frische Lebenswelle strömte mit der kühlen Abendbrise herein.

Der sterbende Squatter richtete sich in seinem Bett auf; das Fieber hatte seit ein paar Stunden etwas nachgelassen.

„Je näher das Ende kommt, um so ruhiger werde ich, Herr Pastor!“ sagte er. „Ich habe ein bewegtes Leben hinter mir und nichts dagegen einzuwenden, wenn mir der Pilgerstab jetzt aus der Hand gleitet.“

Ich bin ein reicher Mann gewesen und bin wieder arm geworden in diesem Lande des ewigen Wechsels.

Ich habe Weib und Kind gehabt und stehe jetzt ganz allein!“

Er seufzte tief auf und schwieg eine Weile.

Konrad ergriff seine welke Hand und drückte sie in herzlicher Anteilnahme.

Der Alte blickte ihn dankbar an und fuhr nach einer Pause fort: „Ich habe den größten Teil meines Lebens in Neusüdwaales gewohnt, an die vierzig Jahre. Hier in Queensland bin ich nur die letzten zehn Jahre gewesen, nachdem ich alles verloren, was ich einst mein eigen genannt.“

Dort unten aber, jenseits des Felsenwalles der Blauen Berge, besaß ich Viehherden, die nach Tausenden von Köpfen zählten; ich war eine Zeitlang der glücklichste Squatter zwischen Murrain und Murrumbidgee!“

Träumend sah der Alte zum Fenster hinaus; seine Gedanken schweiften südwärts in das Land seiner Jugend.

„Dann kamen die Jahre der schrecklichen Dürre und des großen Viehsterbens, und alles brach zusammen.“

Ach, Herr Pastor, Sie können sich nicht vorstellen, was das für eine Zeit war.

Ewig der eherne Himmel, ewig die vergebliche Hoffnung, ewig das furchtbare Bild des großen Sterbens!“

Er schwieg, überwältigt von seinen traurigen Erinnerungen.

„Solange meine Frau lebte,“ begann er wieder, „ließ sich alles noch ertragen. Allein sie raffte mir der Gram um den Ältesten dahin, den ein unglücklicher Sturz vom Pferde in ein frühes Grab riß.

Eine Frau, wie ich sie hatte, findet man so leicht nicht wieder auf dieser Seite des Äquators. Sie war mir alles! Sie sorgte immer nur für uns und dachte nie an sich selbst.

Das war der schwerste Schlag, der mich getroffen hat, als sie starb.

Meine beiden Töchter sind mir in späteren Jahren entrissen worden; die eine starb im Wochenbette, die andere am Fieber. Seit zehn Jahren stehe ich allein. Damals verließ ich Neusüdwales und wanderte über den Darling hierher nach Nordqueensland.

Schließlich muß ich dankbar sein, daß es mir hier oben noch so gut ergangen ist. Ich hatte keinen Mangel zu leiden, wenn ich auch ein Vermögen mir nicht mehr erwerben konnte. Ich habe draußen im Busch die Farm eines reichen Deutschen verwaltet, und es hat mir an nichts gefehlt!“

Tief ergriffen hatte Konrad dem Lebensschicksal seines Landmannes gelauscht; was mußte der Mann nicht für Stunden hinter sich haben, der dort so still, friedlich und gefaßt auf seinem Lager ruhte!

„Eins freut mich doch noch, mehr als ich sagen kann“, schloß der alte Squatter. „In meiner letzten Stunde kann ich mich doch wenigstens hier oben in dem wilden Lande noch einmal in meiner Muttersprache einem Landsmann gegenüber aussprechen. Ich habe einmal wieder die Gebete in meiner Muttersprache gehört, das ist mir unendlich lieb gewesen!“

Ich bin zwar schon als ganz junger Bursche mit meinen Eltern nach Neusüdwales gekommen; allein ich habe in der Jugend immer Deutsch gesprochen. Ich liebe die Sprache meiner Kindheit und meiner Eltern, die Sprache, die auch die meiner Frau

war, denn sie war die Tochter eines deutschen Farmers aus dem Riverinadistrikt am Murray und nicht weit von Albury zu Hause.

Ich bin in meinem Leben nicht viel in die Kirche gekommen, das brachten die Verhältnisse und die großen Entfernungen in diesem Erdteil so mit sich, allein man macht sich doch seine eigenen Gedanken über die Religion.

Ich bin zwar keiner von den Frommen im Lande gewesen, wie man sie in mancher deutschen Gemeinde hier im Busch findet, doch habe ich meinen Gott nicht fahren lassen!“

Er blickte still zufrieden vor sich hin.

Konrad verabschiedete sich von dem alten Squatter und ging durch die anderen Säle.

Unterwegs traf er den leitenden Arzt des Hospitals, den er nach dem alten Landsmann befragte.

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Was wollen Sie bei seinen Jahren viel erwarten, Herr Pastor? Er hat das Fieber sehr stark. Wenn auch die Temperatur wieder einmal gelegentlich heruntergeht, so ist doch daraus nicht allzuviel zu schließen. Ich gebe jedenfalls, wie ich Ihnen schon dieser Tage sagte, nichts für sein Leben. His is a hopeless case!“

Aber das Leben, um das die Ärzte nicht mehr viel gaben, um das der alte Mann selbst nicht mehr sehr sich sorgte, flackerte wieder auf.

Konrad sah in den kommenden Wochen manchen jungen kräftigen Menschen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, dem Fieber erliegen. Leute schlossen die Augen, denen kein Arzt es prophezeite. Manches Herz erkaltete, das zäh am Leben hing und ungerne von der Erde Abschied nahm.

Aber am Bett des alten Squatters ging der Bürgengel vorüber; das Fieber ließ mehr und mehr nach, und die Kräfte des Siebzigjährigen nahmen wieder zu.

Konrad hatte ihn in den ersten Wochen fast alltäglich besucht und öfters ein Gebet an seinem Bett gesprochen, das ihm stets Beruhigung zu bringen schien. Eines Tages, als er mit starren Augen dalag und nicht reden konnte, waren die paar einfachen Worte, die er gesagt, ihm ein großer Trost gewesen, wie er später erzählte; er war für den kleinsten Liebesdienst sehr dankbar.

Je weiter die Genesung fortschritt, um so seltener wurden



Konrads Besuche, da ihn die Berufspflichten anderswo in Anspruch nahmen. Eines Tages kam er, um ihn noch einmal zu begrüßen. Im Spital traf er ihn jedoch nicht mehr an, da er als geheilt entlassen und wieder auf seine Farm im Busch zurückgekehrt war.

Konrad hatte über den vielen Durchreisenden, die das Goldfeld berührten, den alten Squatter bereits vergessen, als er unvermutet vor seinem Auge auftauchte.

Er war gerade dabei, ein paar „Paw-paws“ zu pflanzen, die palmenschlank aufstehenden Melonenbäume, die den Gärten Nordqueenslands das fremdartige Gepräge einer üppigen Aquatorlandschaft verleihen, als der alte Mann am Tore erschien.

Herzlich begrüßte Konrad ihn und führte ihn in den Schatten der Veranda, um sich von ihm erzählen zu lassen, wie es ihm jetzt erginge, und ein gemütliches Plauderstündchen mit ihm zu verbringen. Der Squatter hatte immer etwas Ruhiges und Aufgeklärtes in seinem Wesen gehabt, etwas beinahe Weltfernes, so daß er sich von seiner Gegenwart außerordentlich angezogen fühlte. Wie eine friedliche Insel inmitten des Meeres der Leidenschaften der Goldgräberstadt war dem Pastor stets sein Krankenlager vorgekommen. Er war einer der Menschen, von denen ein Seelsorger selbst mehr empfängt, als er gibt.

Der Squatter hatte, während Konrad redete, noch kein Wort erwidert. Dem Pastor fiel heute bei seinem Gaste ein unerklärliches Etwas auf, über das er sich vergeblich den Kopf zerbrach. Ein Ausdruck, der ganz ungewohnt an ihm war, lag auf seinem Antlitz, fast wie Scheu und Verlegenheit.

Noch immer redete er nichts, während seine Hände in seinen Taschen herumkramten, als ob er etwas suche. Endlich holte er ein kleines Paketchen heraus, das er langsam aufwickelte. Als er das Papier, in das es sorgsam gehüllt war, entfernt hatte, kam ein kleines Wattebällchen zum Vorschein, aus dem er einen Goldring hervorzog.

Schweigend ergriff er Konrads linke Hand und steckte ihm den Ring an den Goldfinger.

Erst dann sprach er, verlegen und stoßend: „Ich möchte Sie bitten, Herr Pastor, diesen Ring hier immer zur Erinnerung an mich zu tragen. Er bringt Ihnen Glück!“

Der Ring war ein schwerer, massiver Goldring von seltsam

durchbrochener Fassung und kunstvoller Schmiedearbeit. Um den ganzen Kreis zog sich ein schwarzes Band an den durchbrochenen Stellen, Haarbüschel wie es schien, die in ihrer eigentümlichen Zusammenfassung das letzte Andenken an einen teuren Menschen verkörpern mußten.

Konrad besah abwechselnd den Ring an seinem Finger und den Geber, der vor ihm stand.

Sentimentale Anwandlungen hatte der Pastor unter den Goldgräbern und Farmern des australischen Waldes bis dahin noch nicht angetroffen, und wenn je, so waren sie unter der Einwirkung des Alkohols flüchtig aufgetaucht und ebenso schnell wieder verschwunden.

Der alte Mann da vor ihm, der ihn mit einem eigentümlich weichen Gesichtsausdruck ansah und augenscheinlich nicht ohne große Überwindung die Bitte um freundliche Annahme seiner Gabe vorgetragen hatte, rührte ihn tief.

Konrad trug im allgemeinen zwar keinen Schmuck. Aber ein Ring, der unter diesen Umständen verliehen wurde, war etwas so Außerordentliches, der Geber zudem so sympathisch, daß Konrad bewegt seine Hand ergriff.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Aller!“ sagte er. „Ihre Liebenswürdigkeit ist eigentlich zu groß, als daß ich sie annehmen dürfte. Ich habe nichts weiter als meine Schuldigkeit getan, wenn ich mich gelegentlich einmal nach einem armen, kranken Landsmann im Spital umseh. Indessen mag ich Ihnen ihren Wunsch nicht abschlagen, und so will ich denn diesen kostbaren Ring, an den sich für Sie sicher sehr viele und liebe Erinnerungen knüpfen, zum Andenken an Sie tragen!“

Sichtlich erfreut nahm der alte Squatter dann Platz und plauderte noch eine Weile von seinen Erlebnissen in Neusüdwales und von den letzten Jahren der Einsamkeit im Busch in Queensland.

Was ihn dazu bewogen hatte, gerade den Ring zu verschenken, mit dem eine lange und inhaltsreiche Geschichte verknüpft zu sein schien, erzählte er nicht; eine gewisse, innere Scheu verbot Konrad, ihn danach zu fragen.

Als der Greis sich erhob, um Abschied zu nehmen, dankte er nochmals für alles, was der Landsmann ihm im Spital gewesen sei, und ging dann seiner Wege.

Konrad sah ihn nie wieder.

Den Ring des alten Squatters aus Neusüdwaies trug er fortan zum Andenken an einen der sympathischsten Landsleute des Queensländer Busches. Er galt ihm als eine Art Talisman des Glücks und war ihm eine der liebsten Erinnerungen an seine Urwaldszeit im tropischen Australien.

Im Jahre 1900 kehrte Konrad vorübergehend in die deutsche Heimat zurück, um kurz darauf zum zweiten Male in den Stillen Ozean hinauszuschwimmen, freilich diesmal nicht unten im Süden in der Richtung auf den jungfräulichen Kontinent, sondern hoch oben zum kultursatten mongolischen Norden im Gelben Meere.

Er lag in Garnison in der Provinz Petschili als Feldgeistlicher der ostasiatischen Truppen kurz nach Beendigung der Boxerunruhen.

In seinem Hause in der „Himmelsfurt“, wie seine alten Bekannten aus dem tropischen Queensland, die Söhne des Reiches der Mitte, Tientsin, das größte Handelsemporium des Nordens, nennen, hatte er sich ganz behaglich eingelebt.

Es war freilich ein ganz anderes Leben in dem Getriebe der durcheinanderwogenden Krieger aller Nationen am Peihoflusse als einst am Ufer des Burdekin, des Darling und des Murray unter den Goldgräbern, Squattern und Farmern.

Eines erinnerte ihn auch hier an entschwundene Zeiten. Das waren die furchtbaren Staubstürme, die die Wüste Gobi in die Stadt jagte, so daß er oft morgens mit verklebten Augenlidern erwachte, um eine fast ein halbes Zentimeter dicke Staubschicht auf seiner Bettdecke und seinem Kopfkissen vorzufinden. Das war wohl seinen deutschen Kameraden in China etwas Neues, nicht aber ihm, der in Nordaustralien diese fürchterlichen Stürme zur Genüge kennengelernt hatte. Den feinen Staub aus den verbrannten Einöden des wüsten Innern hatten sie in unheildräuenden Wolken in die Stadt der Goldgräber geschüttet, daß man glauben konnte, die Welt ginge unter.

Konrads chinesische Dienerschaft gab sich jede erdenkliche Mühe, ihn zufriedenzustellen.

Er hatte nicht gerade ein günstiges Vorurteil für die bezopfte Nation aus Australien mitgebracht, änderte aber auf chinesischem Boden seine Ansicht und empfand bald eine gewisse Sympathie für die Landsleute des Konfuzius, trotz aller Schattenseiten, die sie fraglos aufweisen.



An dem Ring des Squatters hätte allerdings die Freundschaft eines Tages beinahe Schiffbruch gelitten.

Konrads erster Diener, der als oberster „boy“ dem ganzen Hause vorstand, war ein junger, durchaus zuverlässiger Chinese, der ihn während seiner Jahre im Reich der Mitte nie hinterging.

Eines Tages bat Sun Ting Yü oder vielmehr „Mops“ — unter diesem europäischen Namen, den er immer behielt, hatte Konrad ihn von seinem früheren deutschen Herrn übernommen —, auf zwei Tage zu seinen Eltern aufs Land gehen zu dürfen.

Er bekam, wie gewöhnlich, den Urlaub unter der Bedingung, daß er so lange irgendeinen Ersatzmann stelle. Er brachte Liu Tschün, einen sehr geweckt aussehenden jungen Chinesen, der ihn schon ein paarmal vertreten hatte.

Liu Tschün machte zwar keinen ausgesprochen schlechten Eindruck, aber er hatte einen Blick, der Konrad nicht besonders gefiel. Er wollte ihn darum eigentlich nicht mehr in seinem Hause sehen; für die zwei Tage jedoch erschien es kaum der Mühe wert, von Mops, der gerade nicht mehr viel Zeit hatte, irgendeinen anderen Bekannten als Ersatz holen zu lassen. So ging denn Mops zu seinen Eltern in das Dorf Tschün Liang Tschwang, und Liu Tschün übernahm die Stelle eines Leibdieners.

Konrad hatte die Gewohnheit, abends, wenn er sich gewaschen hatte, seinen Ring nicht mehr erst an den Finger zu stecken, sondern ihn sogleich auf das Nachttischchen vor seinem Bett zu legen und ihn erst am nächsten Tage nach beendeter Toilette wieder über den Finger zu streifen.

Morgens gegen 6 Uhr kam Liu Tschün ins Schlafzimmer, um Feuer in dem offenen Kamin anzumachen. Der Winter in Tientsin ist zwar berühmt wegen seines wunderbaren blauen Himmels, aber auch ebenso bekannt wegen seiner enormen Kälte.

Es war im Sandsturmmonat Februar. Gegen seine Gewohnheit wurde Konrad in Folge des feinen Staubes, der durch die Fenster hindurchwehte und ihm in die Kehle drang, wach, als Liu Tschün hereintrat, und öffnete die Augen. Bei der Gelegenheit sah er noch den Ring an seiner gewohnten Stelle liegen; dann schlief er wieder ein.

Als er gegen halb acht sich erhob, war der Ring verschwunden. Niemand anders als Liu Tschün konnte im Zimmer gewesen sein.

Sofort stellte Konrad ihn zur Rede; er bestritt entschieden, den Ring genommen zu haben.

Da aus ihm nichts herauszubekommen war, machte Konrad es, wie man gewöhnlich in China zu verfahren pflegte, nahm den Boy am Zopf und brachte ihn auf die Polizei des deutschen Postens.

Da diese nicht zuständig war, wurde er zunächst auf die englische Polizei in die Gordon Hall gebracht, in deren Bezirk der Diebstahl sich ereignet hatte.

Liu Tschün kniete nach chinesischer Sitte als Angeklagter nieder. Er beteuerte seine Unschuld.

Von da wurde er auf das Tutung Yamen gebracht, in dem die internationale provisorische Regierung Tientsins die Gerechtigkeit austeilte.

Konrad setzte eine Belohnung von fünfzig Dollar aus, zu der Zeit etwa hundertzwanzig Mark, für den, der ihm den Ring wiederbringe; es war vergeblich.

Es blieb nur die Möglichkeit, Liu Tschün zunächst nach chinesischer Sitte die Bastonade geben zu lassen, um eine weichere Stimmung und größere Sündenerkenntnis zu erzeugen. Das war nach dem Gesetz die einleitende Zeremonie und wurde ihm nicht bloß von der europäischen Polizei, sondern auch von den chinesischen Dienern geraten.

Aber wie, wenn vielleicht doch irgendein anderer Chinese zwischen 6 und 7½ sich in das Zimmer geschlichen und den Ring genommen hatte? Wenn Liu Tschün unschuldig war?

Durch die Folter ein Geständnis zu erpressen, schien Konrad unwürdig, wie stark auch Liu Tschün belastet war und wie sehr der Verlust des Ringes schmerzte.

Erst später, als er Liu Tschün hatte laufen lassen, hörte er, daß dieser bereits ein großes Sündenregister hinter sich hatte, was damals auch nicht einmal vermutet werden konnte. Hinterher tat es Konrad herzlich leid, daß er nicht wenigstens durch die Bastonade die Erweichung seiner hartgesottenen Seele angestrebt hatte, wenn der gelbe Sünder vielleicht auch nicht zu einem Geständnis zu bewegen gewesen wäre.

Konrad setzte eine weitere Belohnung von hundert Dollar aus in der Hoffnung, durch die Gewinnsucht eines der Fehler

oder Helfershelfer den Ring wiederzuerhalten, dessen Goldwert höchstens 50 Mark betragen haben konnte. Den Ring bekam er nie wieder.

Ronrad litt nicht an Aberglauben. Aber der Zeitabschnitt, in dem er den Ring des australischen Squatters am Finger getragen, deuchte ihm der glücklichste seines bisherigen Lebens gewesen zu sein. Aus ihm entwickelte sich alles, was ihm später das Dasein lieb und wert machte! Vielleicht verlor er den Ring gerade in dem Augenblicke, als er seine Bestimmung erfüllt hatte! Ne quid nimis!





# Inhalt

	Seite
Australiens erster Gruß . . . . .	8
1. Ankunft in Queensland . . . . .	9
2. Landung in Townsville . . . . .	20
3. Der erste Dienst . . . . .	29
4. Konrads Heim . . . . .	37
5. Der Reitunterricht . . . . .	45
6. „Bushed“ . . . . .	53
7. Nächtliche Seelsorge . . . . .	64
8. Joseph Marché . . . . .	73
9. Die Heimkehr Willy Brandts . . . . .	82
10. Das wilde Pferd . . . . .	90
11. Der Sturm im Hühnerhaus . . . . .	100
12. Der Feierabend des Holzhauers . . . . .	109
13. Das Sumpffieber . . . . .	117
14. Stefan . . . . .	126
15. Die Taufe der vier Kluths . . . . .	134
16. Unter dem Maulbeerbaum . . . . .	143
17. Der Farmer von Urunda . . . . .	154
18. Das beste Zugpferd . . . . .	163
19. Der schwarze Fährtenfucher . . . . .	172
20. Das Eiserne Kreuz . . . . .	180
21. In der Serpentinlagune . . . . .	189
22. Mac Millans schwerste Prüfung . . . . .	199
23. Der Gast aus Neukaledonien . . . . .	207
24. Nebukadnezar . . . . .	224
25. Die geheimnisvolle Trauung . . . . .	233
26. Der Brandmichel . . . . .	240
27. Am Totenbett des Minenkönigs . . . . .	247
28. Die Töchter des Goldgräbers . . . . .	258
29. Der Ring des Squatters . . . . .	266

Ferner ist von

Rudolf de Haas

im Safari-Verlag G. m. b. H., Berlin

erschienen:

# Piet Nieuwenhuizen

## der Pfadfinder Lettow-Vorbeck's

Preis gebunden 20 Mark, in Halbleinen 24 Mark.

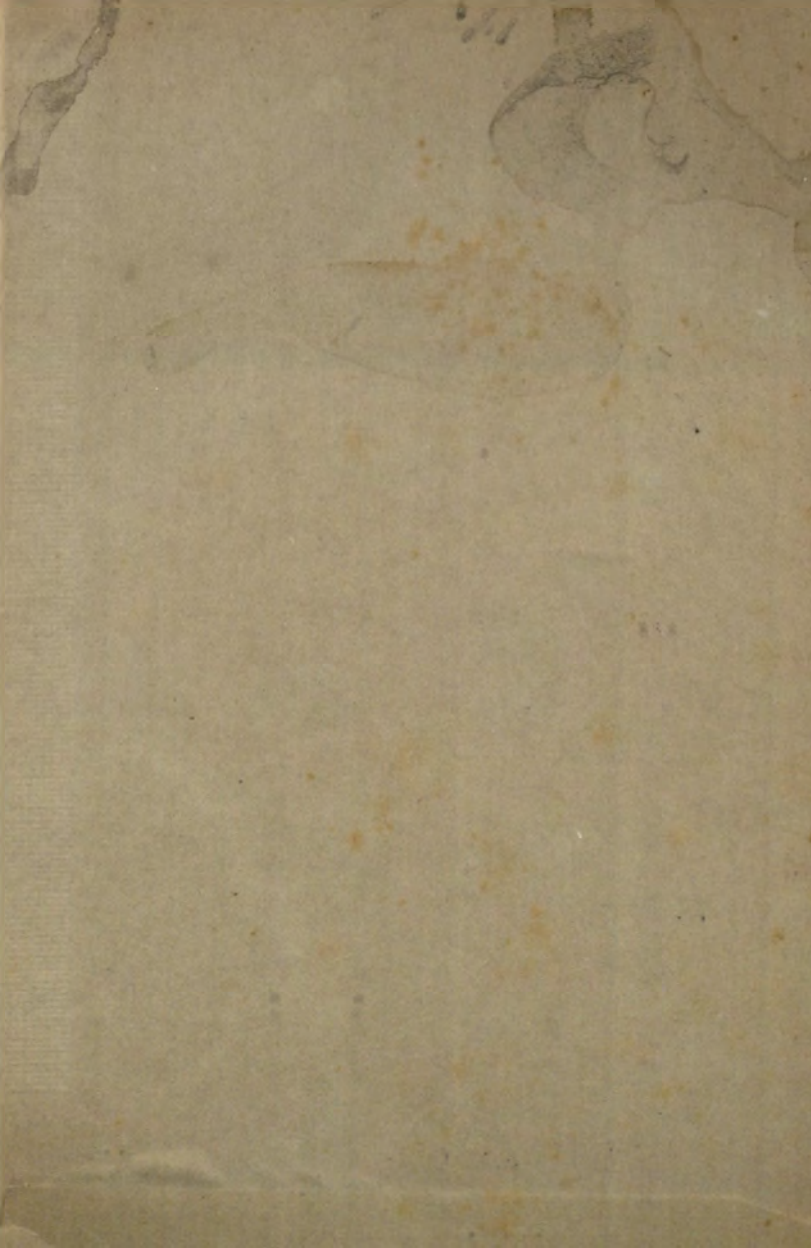
Piet Nieuwenhuizen ist der große Jäger und erfahrene Mann der Wildnis, der Pfadfinder Lettow-Vorbeck's auf seinen unsterblichen Kriegszügen durch die ostafrikanische Steppe. Die Abenteuer dieser beiden Männer schildert der Wahrheit gemäß in spannender Form ihr Waffengefährte Rudolf de Haas, der sich durch seine afrikanischen Jagdgeschichten als Schriftsteller einen Namen gemacht hat. „Piet, den Jäger“ behandelt das erste Doppelbändchen. Dieser afrikanische „Wildtöter“ steht seinem amerikanischen Vorbilde in nichts nach. Sein Auge ist scharf, und seine Hand ist sicher. Er kennt jedes Tier und jede Fährte. Aber unendlich großartiger und aufregender als die Jagd in den Wäldern Nordamerikas ist das Jägerleben in der ostafrikanischen Steppe. Im Kampfe mit Elefanten und Flusspferden, Nashörnern und Löwen bestehen Piet und seine Genossen Abenteuer, wie sie in der ganzen ostafrikanischen Jagdliteratur bis heute kaum geschildert worden sind.

Der zweite und der dritte Band erscheinen in den nächsten Wochen.





MUHM HEYSE



11085

